S.A. Rantzow Zehn

741.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/friedrichderstre03pich

Dav. Weiss sc. Vienna.

Friedrich der Streitbare.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

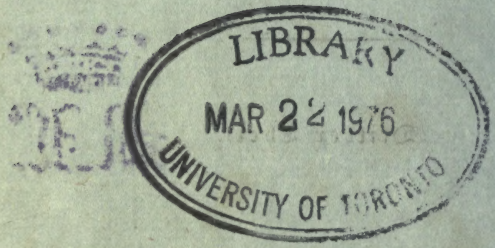
Greiner.

Dritter Theil.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigsten Privilegio.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

PT
2445
P8 F75
V. 3-4



Friedrich der Streitbare.

Dritter Theil.

Friedrich der Streitbare.

Es war ein wunderschöner Nachmittag, als Heinrich von Offterdingen durch die waldige Thalschlucht ritt, welche von der Fläche bey Baden herein in mannigfachen reizenden Windungen bis zu der Cisterzienser-Abtey Heiligenkreuz führt. Alles ringsumher grünte und blühte in frischem Leben; durch die Wälder flüsterte ein leiser Wind, tausend Blumen schmückten die hellen Wiesen, und der Schwechatbach von dem Schnee geschwellt, der in den tiefen Bergen am Strahle der Frühlingssonne geschmolzen war, rauschte breit und schäumend durch sein felsiges Bette. Alles sah so neu lebendig, so vergnügt aus; nur auf des einsamen Ritters Zügen lag tiefer Gram, und sein Blick schien von allen den Schönheiten, die ihn umgaben, nichts zu gewahren. Ein neues furchtbareres Gewitter war an dem Himmel seiner vielbedrohten Liebe heraufgezogen, ein Gewitter, das alle seine Hoffnungssterne ausgelöscht, alle seine frühern heitern Aussichten mit tiefer

Nacht bedeckt hatte. Zuerst hatte Frangepani, sobald die äußere Ruhe in Österreich durch den Frieden mit König Bela einiger Maßen hergestellt war, seine Bewerbungen um Jutta bey dem Vater erneuern lassen, und diese hatte ihn vergebens daran erinnert, wie gefährlich ihm die Verbindung mit diesem kühnen Fremden hätte werden können, und wie nur ihre Bitten ihn von dem verrätherischen Bündniß, und der Strafe, die Erpo und Wildenstein getroffen, bewahrt hatten. Ritter Conrad sah das alles jetzt in anderm Lichte, er rechnete auf die Unruhen, die sich überall in Österreich gegen den Herzog erhoben, er schien diesen weniger als vorhin zu fürchten, und sich von der Verbindung mit Frangepani mehr als je zu versprechen. Eben diese Unruhen waren auch Ursache, daß Offterdingen es nicht wagte, seinen Herrn, den jetzt so wichtige Sorgen drückten, mit den Klagen seiner Liebe zu belästigen, und mitten in dieser Zeit der Furcht und Unruhe wurde der alte Ritter schwer krank. Er glaubte sein Ende nahe, und voll Angst, daß seine Tochter nach seinem Tode das ihm so verhaßte Eheband mit dem Spielmanne, wie er Offterdingen nannte, dennoch eingehen könnte, ließ er die zitternde Jutta mit einem heiligen Eide

geloben, auch nach seinem Tode dem Meister nie anzugehören; nur so könne der Vater ruhig sterben. Indessen erhohlte sich der Ritter wieder, aber der Eid war geleistet, er blieb in Kraft, die Liebenden waren für immer getrennt, und eben an diesem Tage, wo Offterdingen durch das Waldthal nach dem Kloster zog, hatten sie sich zum letzten Mahle gesprochen, und einen schmerzlichen Abschied genommen. Offterdingen war nun entschlossen, Österreich für immer zu meiden, wo sein Glück untergegangen war; aber vorher wollte er noch an allen heiligen Stätten bethen, und so jetzt über Heiligenkreuz und Maria Zell nach Loretto und Rom ziehen. Vielleicht, daß am Altare des Höchsten sich ein Strahl himmlischen Trostes in sein zerrissenes Herz senkte.

Er war jetzt bis zur Wendung des Thales gekommen, wo der Bach und der Fußpfad mit ihm sich in dichtes Gebüsch verliert, und der schmale Weg am Abhange des Berges, die Zweige, welche weit herabhängend sein Barett und seine Locken berührten, ihn zwangen, aufzublicken, und aus seinen trüben Gedanken aufzuwachen. Er sah empor, und sah sich von waldbedeckten Anhöhen so nahe umgeben, daß er kaum einen Ausweg zu finden wußte, und nur dem Laufe des

Baches folgen konnte. Dennoch war der Anblick alles dessen, was ihn umgab, wunderschön. Zu seiner Rechten in einiger Tiefe rauschte und schäumte der Bach unter seinem Laubdache dahin. Einzelne Sonnenstrahlen fielen durch die Blätter, die wie grünes Gold in ihrer Beleuchtung glänzten, und spielten in zitternden Funken auf der klaren Fluth. Vorn und zu beyden Seiten stieg der Wald an den Bergesabhängen hoch empor, eine sanfte Dämmerung verbreitete sich im Schatten am Fuße derselben. Alles war so still, so verschwiegen! Es dünkte Heinrich, als öffne sich vor ihm das Heiligthum der Einsamkeit und Ruhe. Der trübe Schleyer, welcher sein geistiges wie sein leibliches Auge bis jetzt umflort hatte, wich der sanften Gewalt, mit welcher die freundliche Natur um ihn an sein Herz drang. Seine Brust fing an sich leichter zu heben, ein tiefes Wehegefühl folgte auf den Schmerz, der bisher sein Inneres krampfhaft zusammen gedrückt hatte. Sein Unglück schien ihm noch immer grenzenlos, aber er vermochte es zu betrachten und zu fassen, daß es getragen werden müsse. Thränen traten in seine Augen, eine unendliche Sehnsucht schwellte seine Brust, und als jetzt die Thalschlucht nach einer starken Krümmung sich wieder erwei-

terte, ein schmaler Wiesengrund neben dem schäumenden Bache sich zwischen den grünen Bergen hinstreckte, da stieg er vom Pferde, legte dem treuen Thiere den Zaum auf den Hals, ließ es grasen, und machte die Laute, seine stete Begleiterinn, vom Sattelknopfe los. Dann warf er sich im Buchenschatten ans Ufer hin, lockte einzelne Töne aus den Saiten, schaute sich um in Wald, Berg und Wiese, seufzte tief und begann:

O Waldesgrün!
Verborgnes Thal, belaubte Höhen!
Wie hier die Lüfte freundlich wehen!
Wie hier die Blumen frischer blühn,
Im Waldesgrün!

So still ist's hier!
Der Wind nur rauschet in den Bäumen,
Ich höre nur des Gießbachs Schäumen,
Sonst reget nichts sich außer mir,
So still ist's hier.

O Einsamkeit!
Wie thust du wohl dem wunden Herzen,
Hier lösen sich die grimmen Schmerzen,
Und Worte findet hier mein Leid,
In Einsamkeit.

Zum Kloster hin,
Das, in der Wildniß tief versteckt,
Der fromme Pilger nur entdecket,
Will ich mit meinem Kummer ziehn,
Zum Kloster hin.

Dort am Altar,
Da bring ich mein verlornes Hoffen,
Und alles Weh, das mich betroffen,
Mich selbst dir, Herr, zum Opfer dar,
Dort am Altar.

Das Lied war gesungen, die schwer belastete Brust erleichtert, und ein Schein von Ruhe senkte sich in des Sängers Herz. Noch eine Weile blickte er um sich in der schönen grünen Wildniß, die ihn umgab, und das Rauschen der Wipfel und das Gemurmel des Baches sprach geheimnißvoll zu seinem Herzen. Nun aber vertieften sich allmählig die Schatten der Wälder, die Gipfel der Berge färbte ein glühendes Gold, der Abend brach herein, und es wär noch ziemlich weit bis zur Abtey, die er heute erreichen wollte. Daher bestieg er sein Pferd, und trabte rascher durchs Thal, das sich bey der nächsten Krümmung wieder erweiterte, und ihn in das Feuermeer der dem Untergange nahen Sonne schauen ließ. Bald näherten sich die waldigen Berge einander wieder,

und ließen nur einen schmalen Wiesenraum zwischen sich, da blickte plötzlich aus dem grünen Laubmeere der Buchen und Eichen, die sich vor des Wanderers Blicke an einander zu schließen schienen, eine Thurmspitze hervor. Nun wurde ein Dach sichtbar, mitten in der stillen Waldgegend stand das Kloster, wie eine von Menschen und Weltstürmen verborgene Zufluchtsstätte des Kummers, und Offterdingens Herz fühlte sich sanft beruhigt durch diesen Anblick.

Er hatte den Umfang des Klosterhofes fast erreicht, und erhob jetzt den Blick zu den Bergen, welche das Stift rings in ihren Schooß einschließen, und zu der Straße, welche von denselben herab führt. Da gewahrte er einen ansehnlichen reisigen Zug, der sich langsam die Anhöhe herab bewegte. Es waren viele Pferde, einige Ritter an ihrer Spitze, zwischen ihnen etliche Frauen, viele bewaffnete Knechte, Saumrosse und Gepäcke. Doch trugen sie alle Zeichen tiefer Trauer, die Frauen waren ganz in schwarze Gewänder gehüllt, weiße Tücher und Binden verhüllten Kinn und Stirne, und auf den Helmzierden der Ritter spielten Trauerflöre im Abendwind. Das Ansehen dieses tiefen Leides, welches die Kleidung der Reisenden, so wie ihre Haltung und feyerliche

Bewegung trug, weckte des Sängers antwortendes Mitgefühl. Diese Unbekannten waren ihm als Leidensgefährten nicht mehr ganz fremd. Der Zug war nun vom Kloster ebenfalls gesehen worden, die Glocken fingen an majestätisch zu läuten, das Thor der Kirche that sich weit auf. Offterdingen konnte in der dunkeln Tiefe derselben den Schimmer vieler Lichter und einen Zug der Mönche erblicken, der, den Abt an der Spitze, aus der durch viele kleine Wandsäulen gebildeten Vorhalle der Kirchenthüre heraus, und über den Klosterhof gegen das äußere Thor schritt. Die Fremden mußten also Personen vom hohen Range seyn, weil ihr Empfang so feyerlich gehalten wurde. Das Hofthor öffnete sich, die Reisenden hatten es eben erreicht, Offterdingen, der vor demselben gehalten hatte, sprang von seinem Thiere, die Führer des Zuges thaten dasselbe. Einer derselben, ein sehr stattlicher Ritter trat nun zu einer der Frauen, welche die Ansehnlichste von Allen schien, hielt ihr den Bügel, war ihr behülflich abzusteigen, und leitete sie, die sich bleich und erschöpft auf ihn stützte, dem Abte entgegen, der sie mit vielen Bezeigungen von Ehrfurcht in seinem Stifte willkommen hieß. Während hier einige Reden gewechselt wurden, stiegen auch die

Übrigen, sowohl Männer als Frauen von den Rossen ab, und Offterdingen hatte Zeit, alles näher zu betrachten. Er erblickte das Wappen des Hohenstaufischen Hauses, und den kaiserlichen Adler auf manchem Schilde, auf manchen Decken der Pferde, auf dem Reisegeräthe, das jetzt von den Saumrossen genommen wurde. Hier und da erschienen aber auch die fünf Lerchen und der zweygetheilte Schild von Österreich, ja an manchen Orten mit jenen vereinigt, wie es bey vermählten Frauen gebräuchlich ist. Jetzt betrachtete Offterdingen genauer die bleiche Frau, welche mit dem Abte sprach, er erkannte sie, und errieth das Übrige. Es war Margarethe von Österreich, des Herzogs Schwester, die Gemahlinn und wahrscheinlich die Witwe des unglücklichen Königs der Deutschen, der den kurzen Traum seiner irdischen Größe in den Mauern des Schlosses San Felice in Italien geendet hatte. Offterdingen hatte sie bey ihres Vaters Lebzeiten in Jugendblüthe, im Glanz und Schmuck einer Königsbraut aus Wien ziehen gesehen, und wie fand er sie wieder! Der Gedanke, daß das Unglück kein noch so hohes Haupt verschone, und daß diese Frau, die so viel Anspruch an Glück und Freude gehabt hatte, vielleicht noch unglück-

licher sey, als er jetzt, gab ihm Kraft, seinen Schmerz eine Weile zu vergessen; er trat näher, und mischte sich unter das Gefolge, unter dem er zwar meistens fremde Gesichter, ja selbst eine fremde Sprache fand, denn es waren größtentheils Welsche, welche die Königinn von San Felice hieher begleitet hatten. Dennoch traf er auf ein Paar Bekannte, die sich seiner noch von Herzog Leopolds Hofe erinnerten, so manches Jahr auch seitdem verflossen war. Sein Nahme, den einer der Ritter mit frohem Erstaunen ausrief, berührte das Ohr der Königinn. Sie wandte sich schnell um, und erblickte den Meister, dessen Züge wie sein Nahme sie mit schmerzlicher Gewalt an die Tage ihrer glücklichen Jugend, und den Abstand zwischen einst und jetzt mahnten. Sie rief ihn zu sich, er nahte sich ehrfurchtsvoll, sie wollte ihm etwas freundliches zum Wiedersehen nach so langer Trennung sagen, aber ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen brach, hinderte sie am Reden. Offterdingen und alle Gegenwärtigen standen gerührt um die hohe Frau, und ehrten ihren gerechten Schmerz durch ehrerbiethiges Schweigen, bis endlich die Älteste und Angesehenste der begleitenden Frauen sich ihr näherte, und wie der erste heftige Anfall des Wei-

nens vorüber war, sie bath, an die Nothwendigkeit der Ruhe und Erhohlung zu denken nach der beschwerlichen Reise. Margarethe sah die treue Dienerinn an, sie seufzte tief, aber sie gab dem wohlgemeinten Dringen nach, und indem sie sich zu Offterdingen wendend ihm befahl, hier zu bleiben, weil sie ihn zu sprechen wünsche, setzte sie sich und mit ihr der ganze Zug in Bewegung. Die Geistlichen reihten sich zuletzt an, und bald war Alles hinter den gastlichen Mauern des Stiftes verschwunden.

Die Abendglocke tönte durch die dunkelnde Luft, verkündete den Bewohnern des Stiftes, wie denen des Thales, daß der Tag und mit ihm seine Lasten vorüber seyen, und mahnte sie an die Pflicht des Gebethes. In dem hohen luftigen Saale der Abtey, welchen die letzten Tagesstrahlen durch bunt gemahlte Scheiben erhellten, und wo die Königinn, die Vornehmsten ihres Gefolges und die Dignitarien des Stiftes an der Tafel des Abtes zu Nacht speiseten, war die Mahlzeit zu Ende. Während derselben war das Geschick der Königinn, welche in Italien den Gemahl und beyde Kinder durch den Tod verloren

hatte, und nun durch die Steyermark nach Hause kehrte, um den Rest ihres Lebens im Vaterlande bey den Ihrigen zuzubringen, der Gegenstand des Gespräches gewesen. Sie war über Mariazell gekommen, sie hatte am Altare der Mutter der Schmerzen gebethet, und am Grabe ihres, in ihrer Abwesenheit verstorbenen, Vaters in dem von ihm erbauten Stifte Lilienfeld einen Tag in Thränen zugebracht. Sie sprach wenig und überließ es ihren Begleitern, welche von den traurigen Vorfällen in S. Felice und von den Begebnissen der Reise so gut wie sie selbst unterrichtet waren, den Abt und die übrigen Anwesenden damit bekannt zu machen. In ihrer Seele hatten sich zu den alten Schmerzen neue quälende Sorgen gesellt. Schon in Italien war ihr manches von den Zwistigkeiten zwischen ihrem Schwiegervater dem Kaiser und ihrem Bruder kund geworden. Seit sie seine Länder wieder betreten, vernahm sie Vieles, was sie mit Recht beunruhigen mußte, und sie nahm sich daher vor, noch heute mit dem Abte, den sie als einen verständigen Mann kannte, über alle diese Dinge zu sprechen.

Als er ihr daher nach geendigter Tafel anboth, weil sie der Ruhe bedürftig seyn würde, sie in die

für sie bereiteten Gemächer zu führen, nahm sie es freundlich an und befahl aber auch dem Ritter vom Emerberg, wie Offterdingen jetzt eigentlich genannt wurde, aus dessen Reden sie während der Abendmahlzeit auf seine vertrautere Kenntniß des Hofes von Wien schließen konnte, sie mit dem Abte in ihre Zimmer zu begleiten.

Hier nahm sie sogleich Platz, entließ ihre Frauen, ersuchte den Abt und Offterdingen zu bleiben und begann nun: Es muß euch nicht befremden, ehrwürdiger Herr, daß ich, statt den Schlaf zu suchen, dessen ich wohl benöthigt seyn möchte, ein neues Gespräch mit euch beginne. Ich habe auf meinem Wege hierher, besonders gestern in Lilienfeld, so manches gehört, was mein Herz mit banger Sorge erfüllt, und was durch Verschiedenes, das ich heut in eurem Stifte vernommen, zu meinem Kummer noch bestätigt worden ist. Von euch, ehrwürdiger Herr Abt, der ihr ein getreuer Anhänger unsers Hauses und ein welterfahrner Mann seyd, und von euch, Meister Offterdingen, der meines Bruders Gunst genießt, erwarte ich nun die Wahrheit zu hören. Soll es denn wirklich seyn, daß Herzog Friedrich ringsum von Feinden, und, was das Schlimmste wäre, von

solchen umgeben wäre, die er sich durch ein allzustrenges Benehmen selbst zugezogen?

Der Abt richtete einen ernsten bedenklichen Blick auf die Fürstinn und schien sich zu besinnen, ehe er antwortete. Lebhaft fiel Offterdingen ein: Gewiß, es laufen nachtheilige Gerüchte über euern erlauchten Bruder, gnädigste Frau! Aber ist es denn nicht immer so, wenn die Sonne in ihrem Glanze den blöden Sterblichen blendet? Da sieht ein Jeder dunkle Flecken, wo er hinschaut, und glaubt nun, daß sie an der Sonne selbst wären. Die Leute begreifen den Herzog nicht, sie verkennen, sie mißdeuten ihn, das ist es Alles.

Meister Offterdingen! nahm der Abt das Wort: Es macht euch Ehre, und ist wohl auch natürlich, daß ihr dem hohen Herrn, der euch mit Huld behandelt, so warm ergeben seyd. Indessen glaubt mir, ihr steht ihm zu nahe, um ihn aus dem richtigen Gesichtspuncte zu beurtheilen. Es ist freylich nicht alles wahr, was die Leute sagen; doch muß ich selbst sagen, der Herzog hat einen schlimmen Stand. Seine Grenznachbarn lauern nur auf eine günstige Gelegenheit, ihm ins Land zu fallen, und erlauben sich allerley Neckereyen

und Unbilden, denn sie wissen, der Herzog ist jetzt nicht in der Lage, es wehren zu können.

Und warum kann er das nicht? sagte die Königinn: Unsre Länder sind groß, mein Vater wußte mit Ungarn und Böhmen, dem Herzoge von Bayern und dem Patriarchen von Aquileja, Frieden und sie in Achtung gegen sich zu erhalten.

Da wäre viel darüber zu sagen, erwiederte der Abt: Die Zeiten, die Umstände gleichen sich nicht, am wenigsten die Menschen. Herzog Leopold hatte seine Lehensleute in seiner Gewalt, die Städte hingen an ihm. Das ist nicht mehr so. Man muß eines wie das andere gestehen. Die Ritterschaft hat sich zu viel herausgenommen, der Herzog hat sie seine Macht zu sehr empfinden lassen, die Bürger, die durch Eures Vaters Gnade reich geworden, fühlen ihre Kraft und sind übermächtig; böse Rathgeber haben dem Herzog zur Strenge, zu harten Steuern gerathen, sein Sinn hat ihnen zu willig gehorcht.

Sie haben es verdient! rief Offterdingen.

Unstreitig, erwiederte der Abt, aber sie stehen jetzt gegen ihren Herrn, und von ihnen, so wie von vielen aus der Ritterschaft sind die Klagen bis zum Kaiser gelangt.

Weh uns! rief Margarethe: Dort werden sie nur zu willkommen seyn.

Das ist's, was auch ich fürchte, versetzte der Abt.

Und ist es denn wahr, daß er mit seiner Frau in Unfrieden lebt?

In Unfrieden wohl nicht, sagte Offterdingen: Sie bringt ihm keine Kinder. Das ist eben keine Schuld, die er ihr beymessen kann, aber es ist eben so natürlich, daß es ihn nicht zu ihr zieht.

Man hat mir gesagt, er denke darauf, sich von ihr scheiden zu lassen? erwiederte die Königinn.

Das ist wohl möglich, versetzte der Abt, indessen ist davon noch nichts bekannt geworden.

Er ist der letzte seines Stammes. Nach seinen schönen Ländern, sagte Offterdingen, strecken manche schon jetzt gierige Hände aus. Er muß daran denken, Nachfolger zu haben, er darf hier nicht wie ein Einzelner nur die Stimme häuslicher Ruhe oder ängstlicher Bedenklichkeit hören. Österreich ist sein Gemahl, ihm muß er Kinder schenken, damit das herrliche Land nicht einst als einsame Witwe die Beute kühner Freyer werde.

Ja wohl, seufzte Margarethe: Eine kinderlose Witwe ist ein unglückliches Wesen.

Offterdingen schwieg betroffen, ihm that es leid, diese frischen Wunden berührt zu haben.

Verzeiht, rief er, gnädigste Frau! ein unbedachtes Wort!

Nicht doch, unterbrach ihn die Königinn gütig: Macht euch kein Bedenken, lieber Meister! Ach was könntet ihr sagen und nennen, was mich nicht auf längerm oder kürzerem Wege in meine Schmerzen zurückführte! Doch laßt mich mehr wissen! — Daß Friedrich sich Kinder, Söhne wünscht, daß er darum nicht glücklich ist in seiner Ehe, das läßt sich begreifen und vielleicht entschuldigen. Aber soll denn auch das wahr seyn, daß er mit der Frau eines seiner mächtigsten Lehensleute im geheimen Liebesbündniß lebt? daß er damit umgeht, dieses Weib — Ihr schweigt beyde — Ihr blicket zu Boden — O Gott so ist es denn wahr!

Ich weiß nicht, gnädigste Frau, nahm der Abt beruhigend das Wort, während Offterdingen noch immer finster vor sich hinblickte — ich weiß nicht, was man euch eigentlich gesagt hat.

Daß er sich nur darum von Agnesen scheiden lassen will, fuhr sie fort, weil er schon lange jenes Weib in sein Herz geschlossen hat, weil er ihr die Herzogskrone aufsetzen will, die er aus den Locken der armen Agnes von Meran zu ziehen denkt. Wie kann er sich Gottes Segen und die Billigung der Welt bey einem solchen Schritte versprechen?

Eben darum, entgegnete Offterdingen, kann ich nicht daran glauben; ich kann nicht denken, daß mein hoher herrlicher Fürst mit eigner Hand diesen verdunkelnden Schleyer über den Glanz seines Nahmens werfen sollte.

Und wer ist dieses Weib? fragte die Königinn weiter.

Es ist die Frau eines Ritters von Pottendorf, antwortete der Abt.

Pottendorf? erwiederte Margarethe: Ich habe ihn gekannt, ein kräftiger und etwas rauher Mann.

Das war sein Vater, entgegnete der Abt: Der ist seit mehreren Jahren todt. Sein Sohn war wohl noch ein unbeachteter Jüngling, wie ihr aus Österreich zoget, gnädige Frau!

Ach doch! Ich erinnere mich seiner auch. Hieß er nicht Ulrich? Eine edle Gestalt, ein sittiges Benehmen — er war Edelknabe an unserm Hofe.

Ganz recht, erwiederte der Geistliche: Es gibt wenige Landherrn in Österreich, die sich mit Ritter Ulrich an innerm Werthe wie an Besitzthum und Macht messen können. Beym letzten Kriege hat er allein dem Herzog fünfhundert Helme zugeführt.

Und mein Bruder vermag — rief die Königinn — der Abt zuckte die Achseln.

Verzeiht edle Frau, verzeiht, ehrwürdiger

Herr, fiel Offterdingen rasch ein, und erlaubt, daß ich sage, wie es mir scheint. Diese Frau ist eine Griechinn von Geburt — sehr schön, von hochfahrendem stolzen Sinne und glühenden Leidenschaften, wie es der Himmelsstrich mit sich bringt, in dem sie geboren worden —

Zudem, fügte der Abt bey, am Hofe von Byzanz in allen Ränken und Künsten erzogen, die dort im Schwange gehn.

Sie wars, die dem Herzoge gleich anfangs mit ihrer Gluth entgegenkam, fuhr Offterdingen fort, die von seiner Schönheit geblendet, nichts mehr dachte und sah, als ihn, und seine Seele mit ihren Flammen entzündete. Aus einer fernen Burg, wo ihr Mann sie verschlossen hielt —

Andre sagen, aus einem Kloster, fiel der Abt ein, wohin er sie zur Busse gab.

Gleichviel, fuhr Offterdingen fort: Sie entfloh und kam verkleidet nach Wien. Sie warf sich dem Geliebten in die Arme, sie hatte allem getrotzt, alles verlassen, um ihm anzugehören, und sie ist wunderschön, das muß man nicht vergessen. Können, dürfen wir nun den feurigen, lebenskräftigen Mann so streng richten, wenn er freudlos im eignen Hause, von einer feindlichen Welt umgeben, die ringsumher kämpfend und hassend

gegen ihn aufsteht, an den einzigen Busen flüchtet, der, wie er glaubt, treu und hingegeben für ihn schlägt?

Wie kann er das meinen? erwiederte Margarethe: Soll er an seinem Hofe, unter seinen Lehensmännern keinen finden, dem er vertrauen kann? Hat er nicht den Künring, den Preußler? Hat er nicht euch, Meister?

Ihr ehrt mich, hohe Frau, erwiederte der Sänger bescheiden aber feurig, wenn ihr mich solchen Männern beyzuzählen und des Vertrauens meines fürstlichen Gebiethers werth zu seyn erachtet. Wohl darf ich sagen, er mag kriegserfahrene klügere Männer um sich haben, keinen treuergebenern hat er nicht, als mich.

Nun also? fiel die Königinn ein.

Er scheint doch noch etwas anders zu bedürfen. Wir sind Männer, wir können ihm rathen, ihm beystehn, seine Befehle pünctlich vollziehn, für ihn kämpfen und sterben —

Und ist das nicht viel? Ist es nicht voll genügend? fragte Margarethe.

Verzeiht, edle Frau! — Es ist doch nicht Alles. Es fehlt der milde Wiederhall, der das rauhe Männerwort sanft und melodisch wiedergibt, es fehlt der zarte Spiegel, der die starken Gedanken und

wilden Gestalten der Männerbrust verschönert zurückstrahlt, es fehlt das innige Verstehen, das Ahnen des noch nicht ausgesprochenen, der Zusammenklang der Seelen ohne Rede und durch Blicke, durch inniges Erkennen des verwandten Geistes—es fehlt uns mit einem Worte, daß wir alle keine Frauen sind — und glaubt mir, auch der kräftigste Mann—

Man merkt es euch wohl an, Meister Heinrich, unterbrach ihn der Abt mit Lächeln, daß ihr ein Poet und noch dazu ein verliebter Poet seyd! Offterdingens Züge verfinsterten sich plötzlich bey diesen Worten, er senkte das Haupt und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Der Königinn entging es nicht, aber der Abt fuhr ohne es zu bemerken, fort: Was ihr da von Spiegel und Echo, vom Erkennen und Verstehen sagt, — es sind wohlgesetzte Redensarten, es mag auch wohl — das kann ein Klostermann nicht beurtheilen — etwas Wahres daran seyn. Eigentlich sind es aber doch nur Redensarten, und der Sinn von Allem ist, daß eben der Herzog in die schöne Griechinn verliebt ist, und daß sie seine Schwachheit für sie geschickt zu benutzen weiß.

Ihr sprecht ein bittres, doch muß ich fürchten, ein wahres Wort, sagte Margarethe: Wäre es meinem Bruder um eine treue weibliche Seele zu

thun, die — das gebe ich euch zu, denn meine Erfahrung und ein stilles Glück, das ich nur zu kurz genoß, bewähren es — die seine Sorgen liebevoll zu theilen, seine stürmischen Gefühle zu besänftigen, seinen trüben Blick zu erheitern verstünde, so hätte er ja unsre treffliche Mutter. Kann er wohl auf der ganzen Welt ein bewährteres Gemüth, einen verständigeren Geist und eine innigere Liebe finden, als ihm Theodora biethen könnte?

Der Abt und Offterdingen verstummten abermahls. Bedenklich schaute die Königinn Beyde an, endlich sagte Offterdingen leise: Sie ist seit einigen Wochen nicht mehr bey ihm.

Um Gotteswillen! rief Margarethe tödtlich erschrocken: Sie lebt doch? O meine Mutter, meine Mutter!

Beruhigt euch, durchlauchtigste Frau! sagte der Abt, und fürchtet nichts Übleres als wirklich geschehen ist! Eure erhabne Frau Mutter ist vollkommen wohl, nur hat sie sich jetzt auf ihren Witwensitz nach Judenburg zurückgezogen.

Aber wie ist das gekommen? fragte die Königinn: Seit so vieler Zeit, seit meines seligen Vaters Tode hatte sie das Kahlenbergerschloß nicht verlassen, wie ich vernommen, war kaum einmahl nach Wien herabgekommen.

Der Abt zuckte die Achseln: Sie konnte eben ihre Beystimmung zu Manchem, was der Herzog that, nicht geben, sie mahnte, sie warnte — des Herzogs starker feuriger Sinn ließ sich nicht beugen. Es sollen manchmahl sehr lebhafte Unterredungen zwischen ihnen vorgefallen seyn, die fromme Mutter härmte sich darüber im Stillen, und beschloß endlich zu schweigen, da sie sah, daß ihr Reden nichts nützte. Endlich wurde ihr — zwar sehr spät — des Herzogs geheimes Verständniß mit ihrem ehemahligen Hoffräulein, jener Melisende von Pottendorf, kund.

Ich begreife nicht, fiel Offterdingen ein, wie es so lange der Kenntniß der Mutter hat entzogen werden können. Es dauert schon geraume Zeit.

Denkt nur daran, erwiederte der Abt, wie lange selbst Herzoginn Agnes nichts darum wußte, wie lange so viele Menschen von dem bildschönen Edelknaben sprachen, der auf eine so geheimnißvolle Weise auf Burg Starhemberg und in Wien gehalten wurde, ohne daß man ahnete, wer unter dieser Mummerey steckte.

Als Edelknabe? In Mannskleidern? Pfuy doch! rief Margarethe mit Abscheu.

Denkt ferner, fuhr der Abt gegen Offterdingen fort, wie einsam Frau Theodora auf ihrem

Kahlenbergerschlosse lebt, und wie Jeder, der wirklich etwa darum gewußt hätte, sich ein Gewissen gemacht haben würde, die gebeugte fromme Herzogswitwe mit dieser Nachricht so tief zu verwunden.

Ihr habt Recht, erwiederte Offterdingen: Aber wie kam es denn zuletzt, daß sie es doch erfuhr?

Es ist mir unbewußt, antwortete der Abt, welcher Zufall es ihr entdeckt. Genug, sie erfuhr einen Theil des Geheimnisses, und erforschte das Übrige. Nun hielt sie es für ihre Pflicht, mit dem Sohne zu reden. Sie ließ ihn zu sich bitten, sie schloß sich mit ihm ein. Da kamen nun nebst den alten Beschwerden, die das Land über ihn erhoben, nebst manchen gewaltsamen Maßregeln, die er ergriffen, auch sein Benehmen gegen Agnes, und die wahre Beschaffenheit, in welcher die Pottendorferinn sich bey ihm aufhielt, zur Sprache. Die Herzoginn tadelte, warnte, ermahnte, stellte ihrem Sohne das Mißliche seiner Lage vor, wenn so viele gegründete und ungegründete Beschwerden vor den Kaiser, der ihm nie hold gewesen, gebracht werden sollten. Er widersprach, beyde ereiferten sich. Keines wollte nachgeben, so trennten sie sich im höchsten Unwillen und zwey Tage darauf verließ die Herzoginn mit ihrem ganzen Hofstaate das Kahlenberger-

schloß, um sich fern von ihrem Sohne nach Judenburg zu begeben.

O welche unseligen Zwistigkeiten! seufzte Margarethe: Unfrieden zwischen Fürst und Land, zwischen dem Herzog und dem Kaiser, zwischen Mutter und Sohn! Und in alle diese Verwirrungen führt mich ein trauriges Loos! Ich zog hierher, nachdem ich in Welschland alles verloren hatte, was mein Lebensglück ausmachte, und hoffte bey den Meinigen wenigstens Ruhe und einen stillen Platz zum Sterben zu finden. Und nun empfangen mich Todtmüde neue Sorgen, neue Schmerzen an der Schwelle der Heimath! — Die Königinn senkte das bleiche Haupt, und überließ sich einige Augenblicke dem Gefühle ihres Unglücks, das sie überwältigte. Bald aber erhob sie sich wieder. Was helfen Klagen? fuhr sie fort: Es ist nun einmahl so wie es ist. Mir hat kein freundlicher Stern bey meiner Geburt geleuchtet, viele Leiden habe ich schon erduldet, und es sagt mir eine innere Stimme, ich sey nicht am Ende meiner dunkeln Bahn, und ich hätte noch viel Schweres zu überstehen. Wie Gott will! Wenn er es verhängt, so wird es gut seyn. Sein heiliger Nahme sey gepriesen! Sie faltete die Hände wie zum stillen Gebeth; der Abt und Offterdingen betrachteten

sie mit Rührung und Theilnahme. Heiterer und gestärkt erhob sie sich endlich, und mit dem Bedeuten, daß es spät wäre, und sie suchen wolle zu ruhen, entließ sie huldvoll und freundlich ihre Gesellschafter.

Ihre Frauen brachten sie zu Bette, aber der Schlaf floh sie. Plane, Vorsätze, wie sie mit ihrem Bruder sprechen, wie sie versuchen wollte auf sein leidenschaftliches aufgeregtes Gemüth zu wirken, hielten sie noch lange wach, und erst spät gegen den Morgen senkte ein kurzer Schlummer sich auf ihre verweinten Augen, und gewährte ihr einige Erhohlung.

Sobald es tagte, brach sie nach Wien auf, wo der Herzog sich wieder zuweilen aufhielt, sie zwar mit herzlicher Freude empfing, wo sie aber bald aus der Stimmung, in welcher sie ihn fand, aus seinen Äußerungen, und aus dem, was sie selbst in seinen Umgebungen zu hören und zu bemerken Gelegenheit hatte, erkannte, daß der Abt und Offterdingen ihr die Wahrheit berichtet, ja wohl aus Schonung gegen sie die Umstände und die Lage der Dinge nur mit zu milden Farben geschildert hatten.

Margarethens Gemüth war von jeher von Ehrgeitz, Hoheit und den Welthändeln abgewendet gewesen. Als Hausfrau, eines Gemahls Leben zu verschönern, und eine treue Mutter ihrer Kinder zu seyn, war der Wirkungskreis, welcher alle ihre Wünsche in sich schloß. Diese einfache liebevolle Richtung ihres Wesens hatte dem stolzen Frangepani damahls seine kühnen Bewerbungen um das Herz der kaum entblühten Jungfrau sehr erleichtert. Der schöne tapfere junge Mann hatte ihren Augen gefallen, und in ihrer Brust das Gefühl der ersten Liebe geweckt. Die Herzogstochter vernahm nur dessen Stimme. Rang, Hoheit, Geburt verschwanden vor den mächtigen Tönen dieser Empfindung, und sie hätte sich, wie der Leser weiß, wohl gern entschlossen, von ihrer Höhe herabzusteigen, und jedes Loos zu theilen, das ihrer an der Seite ihres geliebten Mannes warten konnte, als ihres Bruders Dazwischenkunft jenes Band gewaltsam zerriß, und sie mit noch blutendem Herzen in die Arme des bestimmten Gemahls, in die Arme Heinrichs von Hohenstaufen überging. Wohl heilten die frischen Wunden nicht so schnell; aber auch Heinrich war liebenswürdig, schön und reich begabt, wie alle Kinder Friedrich des Zweyten,

wie überhaupt alle Zweige des herrlichen Stammes der Hohenstaufen. Zudem war er der von ihrem Vater, ihrem Kaiser und der Kirche ihr gegebener Gatte, dem sie am Altare Treue und Liebe bis in den Tod geschworen.

Er liebte sein blühendes holdes Gemahl herzlich, und sie wurde endlich Mutter seiner Kinder. Da löseten denn jene Faden, die ihr jugendliches Herz umstrickt gehalten, und an deren Zerstörung schon früher die Pflicht und die Frömmigkeit gearbeitet hatten, sich allmählig ab, und Margarethe ward Heinrichs geliebtes, liebendes und bis in den Tod getreues Weib. Aber es ward ihr nicht vergönnt, was sie gewünscht, dieses Glückes unangefochten zu genießen. Heinrichs unselige Unternehmungen gegen seinen Vater, seine Bündnisse mit den Lombarden, seine Absichten auf die Krone von Deutschland, rissen auch seine Frau mitten in den Strudel dieser Bewegungen und Plane hinein. Sie zwangen sie, um so mehr ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, weil ihr Bruder sogleich entschieden ihres Mannes Parthey gegen den Kaiser ergriff, und nun das Schicksal aller ihr theuern Wesen, ihres Gemahls, ihrer Kinder und ihres Bruders von dem Gange der Begebenheiten, von ihrem Benehmen gegen

den Kaiser, und von den Gesinnungen dieses letztern abhing. Sie hatte vielfältig Gelegenheit gehabt, zu hören, was kluge Männer verschiedener Nation und Partheyung über den Kaiser urtheilten; sie hatte ihn selbst persönlich kennen lernen, und im nähern Umgange des häuslichen Lebens betrachten können. Sie hatte endlich die Schwere seines Zornes, und die furchtbare Consequenz seiner Handlungsart in dem Schicksal, das ihren Mann traf, nur zu schmerzlich empfunden, und sie versuchte es, diese mannigfachen und so bitter erkauften Erfahrungen anzuwenden, um den geliebten Bruder, der ihr von so vielen theuern Wesen noch übrig war, von einer gefährlichen Bahn abzulenken, auf deren schlüpfrigen Abhang er ihr mit unaufhaltsamen Schritten gegen einen Felsen zuzurennen schien, an dessen unbeweglichen Seiten er sich zerschellen mußte, wie ihr unglücklicher Mann daran zerschellet war.

Aber Margarethens milde Vorstellungen, so wie die ernsten Ermahnungen Künrings und mehrerer wohlgesinnten Großen, verhallten fruchtlos an Friedrichs unbeugsamem Willen, dem mit der steigenden Gefahr auch der Muth stieg, den jeder Widerstand heftiger aufreizte, und der Nachgiebigkeit oder Unterwerfung für seine höchste

Schmach gehalten haben würde. Zwey Vorladungen des Kaisers nach Augsburg und Portenau ließ er unbefolgt, und war durch kein Zureden der Seinigen zu bewegen, sich vor dem Throne seines obersten Lehensherrn einzufinden. Indessen gingen die Beschwerden der Landherrn und der Städte gegen ihn, und des Herzogs gegen diese fort, die gegenseitige Erbitterung wuchs mit jedem Tage, und es war wie immer in solchen Lagen der Dinge schwer zu entscheiden, ob der eben vorliegende Fall eine neue Beleidigung von der einen oder andern Seite, oder bloß Rache und Vergeltung für früher erlittenes Unrecht war. Mit Angst sah Margarethe, mit wachsender Sorge die treuen Lehensleute das täglich steigende Übel. Friedrich allein schien unbesorgt, er wußte seinen furchtbarsten Feind, den Kaiser, in Italien mit den eigenen schweren Händeln zwischen dem Papste und den mächtigen lombardischen Städten beschäftigt, und er glaubte die Kraft in sich zu fühlen, allen seinen übrigen Feinden, und wohl auch dem Kaiser sammt ihnen Trotz zu biethen.

So vergingen mehrere Monathe. Vorstellungen und Bitten um Abhülfe, mitunter auch Mahnungen und Drohungen kamen von mehreren

Seiten. Friedrich blieb taub gegen alle. Es kamen neue Befehle des Kaisers, er ließ sie unbeachtet. Endlich an einem Morgen, wo er eben höchst unmuthig über einige Ritter der Steyermark, die ihm geradezu den Gehorsam verweigert hatten, und verstimmt durch einen Zwist mit Melisenden, der es jetzt nur selten gelang, dieß aufgereitzte Gemüth zu besänftigen, in Margarethens Gemach getreten war, und, mit hastigen Schritten auf und abgehend, ihr einiges von den neuen Verdrießlichkeiten erzählte, meldete ein Edelknabe der Königinn den Marschall von Österreich, Herrn Heinrich von Künring, der dem Herzoge etwas Wichtiges zu berichten habe.

Wenn es dir nicht zuwider ist, wandte der Herzog sich an seine Schwester, so möchte ich ihn hier sprechen.

Du schaltest, wie du willst, in meinem Zimmer, antwortete Margarethe freundlich, und wenn es was Geheimes ist, will ich mich entfernen.

Gewiß nichts, antwortete der Herzog, was du nicht wissen dürfest, und somit machte er dem Pagen ein Zeichen, und gleich darauf trat Künring ein. Sein Gesicht, die Haltung seiner gan-

zen Person, wie er sich wortlos verbeugte, und dem Herzoge ein großes, mit dem kaiserlichen Insiegel versehenes Paket überreichte, sahen so düster und ernst aus, daß Friedrich unwillkührlich zurücktrat, und, ehe er noch die Hand ausstreckte, um das Dargebothene zu nehmen, ausrief: Das ist nichts Gutes, was du bringst, Künring!

Künring zuckte die Achseln und verstummte.

Was ist es denn? rief Friedrich ungeduldig.

Ein kaiserlicher Herold, von zwey Rittern und mehreren reisigen Knechten begleitet, ist so eben im Burghofe eingeritten, und hat dieß für euch, gnädigster Herr, von Seite seiner kaiserlichen Majestät übergeben.

Friedrich hatte das Paket ergriffen, und riß ungeduldig an den Schnüren. Sie gingen los, er entfaltete das Pergament, und las. Künrings und Margarethens Blicke waren besorgt auf seine Züge gerichtet. Jetzt sahen sie ihn erblassen, einen Schritt zurücktreten, und die Hand mit dem Blatte senken. Aber es war nur ein Augenblick. Im nächsten kehrte die gewohnte Farbe wieder auf seine Wangen, und steigerte sich während des fortwährenden Lesens durch Zornesgluth zu immer höherer Röthe. Nun hatte er geendet, drückte in krampfhafter Bewegung mit

beyden Händen das Blatt klein zusammen, und warf es dem Künring vor die Füße, daß die Kapsel des Siegels rasselnd aufsprang.

Um Gotteswillen, was ist's? rief Margarethe, und eilte auf den Bruder zu.

Nichts mehr und nichts weniger, erwiederte er mit schnell gefaßtem Tone, als daß ich geächtet bin. Das ist die Reichsacht! Er wies mit dem Finger auf das Pergament. [1])

Geächtet! schrie Margarethe tödtlich erblaßt, sank auf den nächsten Stuhl, und verhüllte das Gesicht in beyde Hände.

Geächtet! wiederholte Künring dumpf, bückte sich, hob das Pergament auf, und entfaltete es mühsam: Ich dachte es wohl, der Herold hatte es mich schon ahnen lassen.

Ja, geächtet, antwortete Friedrich fest: Und was weiter? Glaubt der Kaiser, daß mich sein Bannstrahl erschüttern, und in das Joch der Dienstbarkeit schrecken werde, unter das er mich, so wie deinen unglücklichen Heinrich, zwingen wollte? Nimmermehr! Sie mögen kommen, die Vollstrecker der Acht, die er hier aufgerufen, sie mögen herfallen über mein Land, sie mögen das Erbe meiner Väter verheeren, zerreissen. Mich sollen sie nicht beugen, ich will den Spruch be-

währen, den ich einst hörte, furchtlos will ich die Trümmer einer stürzenden Welt über mich zusammen fallen sehen.

Margarethe hatte indessen das verhängnißvolle Blatt aus Künrings Hand genommen. Gerechter Gott! rief sie: Dem König von Böhmen, dem Herzog von Bayern, den Bischöfen von Salzburg und Aquileja ist der Vollzug der Acht aufgetragen. Das sind ja alle, die nur von fern und nah deine Länder begrenzen.

Es sind ihrer wohl noch mehrere, erwiederte Friedrich, und du hast sie noch nicht alle genannt. Je mehr, je besser, hat der Kaiser gedacht, denn viele Hunde sind des Hasen Tod. Aber sie sollen mich nicht zu Tode hetzen, wie grimmig sie's auch anfangen mögen. Ich weiche nicht, ich gebe nicht nach.

So wirst du zu Grunde gehen, rief Margarethe schmerzlich, und was ich an dem Gemahl mit Jammer erlebte, werde ich mit doppeltem Jammer an dem Bruder erleben.

Ganz recht, daß du mir deines Mannes Schicksal als Beyspiel vorhältst, rief Friedrich: Was hat es dem Schwager genützt, daß er sich unterworfen, daß er zum Kreuz gekrochen, und wie ein Schulknabe die Ruthe geküßt hatte, die

ihn schlug? Im Kerker ist sein junges hoffnungsreiches Leben erloschen, im Kerker, der ihn und seine Söhne begrub; das war die Frucht seiner Zahmheit.

Margarethe verhüllte bey diesen schmerzlichen Erinnerungen ihr Gesicht in den Witwenschleyer, und brach in Thränen aus. Künring nahm das Wort, und sagte: Verzeiht, gnädigster Herr, wenn ich euch hier nicht ganz beypflichten kann. Was immer der erste Grund von König Heinrichs Zwist mit seinem kaiserlichen Vater war, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Mehrheit der deutschen Reichsfürsten das Unrechtmäßige in des Königs Verfahren anerkannte, und daß sich dieser folglich nicht bloß seines Vaters, sondern des ganzen deutschen Reiches Ausspruch unterwerfen mußte.

O, hätte Heinrich, rief Margarethe schmerzlich aus, nur auch die Bedingungen, welche der Vater ihm vorschrieb, pünctlich gehalten, hätte er die festen Schlösser übergeben! Wer weiß —

Nichts wäre es gewesen! fiel ihr der Bruder heftig ein: Der Kaiser wollte deines Mannes Untergang, denn er wollte dem geliebtern Konrad die deutsche Krone aufsetzen.

So scheint es mir nicht, antwortete Kün-

ring: König Heinrich hatte durch seine Verbindungen mit des Kaisers ärgsten Feinden, den Lombarden, gerechte Beschwerden und Besorgnisse erregt.

Hatte doch selbst der Papst, fiel Margarethe ein, meinem unglücklichen Manne Unrecht gegeben, und des Kaisers Parthey gegen ihn genommen. Das that Gregor, der sonst in allen Stücken des Kaisers Gegner war. Dieß hat mich auch stets am tiefsten geschmerzt, denn es hat mich von Heinrichs Schuld überzeugt. O Gott! Das ist doch das größte Unglück, das Mißfallen des heiligen Vaters zu erregen.

Deinem Schwiegervater scheint es nicht so, rief Friedrich: Der kämpft muthig überall, und mit allen Waffen gegen ihn.

Traurig genug, erwiederte Margarethe: Ist es doch, als ob bey euch, ihr harten Männer, jeder Widerstand, ja selbst jede Vorstellung, jede Bitte nur heftigeren Streit erregte, und das Unerschütterte noch unerschütterlicher machte. Was habe ich meinem Heinrich nicht vorgestellt, nicht geflehet, mit Thränen auf den Knien gebethen, sich meiner, unserer Kinder, seiner selbst zu erbarmen! Was hat es geholfen, und was war die Folge? Was hilft es bey dir, was alle deine

Getreuen rathen und bitten? Und was wird daraus erfolgen?

Fürchte nicht so sehr! entgegnete Friedrich gefaßt: Der Fall ist ungleich, und ich stehe ganz anders dem Kaiser gegenüber, als dein Mann — sein Sohn! Das vergiß nicht! Wunderbar! Mir wächst der Muth mit der Gefahr, und mit dem Muthe die Lust. Es ist mir unmöglich zu fürchten, und es freut mich ordentlich, mich mit diesem Friedrich, diesem mächtigen Hohenstaufen, dessen Ruhm das Abend- und Morgenland erfüllt, zu messen. Das ist doch ein Gegner, der den Kampf rühmlich macht.

O Übermuth! Übermuth! rief Margarethe weinend aus: Du wirst es früh genug erfahren, was es sagen will, diesen Mann zum Feinde zu haben, der keine Nachsicht kennt, keine Geduld, vor allem keine Halbheit, der überall Alles oder Nichts will.

Er ist eben ein ganzer Mann, antwortete Künring, und, gnädigster Herr, mögt ihr mir zürnen, aber ich muß es sagen, auch ich fürchte, ihr wagt euch da in einen ungleichen Kampf. Gebt doch in's Himmelsnahmen in einigen Dingen nach.

Nicht in dem Geringsten, rief Friedrich: Ich

will ihm und der Welt zeigen, daß auch ich ein ganzer Mann bin, und daß es auch bey mir heißt: Alles oder nichts. Entweder Herzog von Österreich und Steyermark, mit der vollen Macht in meinem Lande zu schalten und zu walten, wie es mir beliebt, und wie es Friedrich der Rothbart meinen Ahnen verlieh, ohne mir von trotzigen Vasallen und übermüthigen Krämern Gesetze vorschreiben zu lassen — oder ich will gar nicht seyn, und im rühmlichen Kampfe Land und Leben lassen. Aber es kommt nicht so weit.

Das gebe Gott! antwortete Künring: Ich gehe jetzt, so ihr es erlaubt, gnädigster Herr, die kaiserlichen Bothen abzufertigen.

„Bewirthe sie aufs Beste! Thue ihnen alle Ehre an, wie willkommenen Gästen, in aller Lust und Freude! Sie sollen ja nicht glauben, daß ihre Bothschaft mich kränkt oder niederschlägt.“

Der Herzog winkte, und Künring ging mit schwerem Herzen. Margarethe aber hatte das Pergament wieder in die Hand genommen, sie hatte die Klagepuncte des Kaisers gegen ihren Bruder gelesen, und ging nun auf einige ein, indem sie sagte: Er beklagt sich, daß du aus jugendlichem Trotze, wie er es nennt, auf seine mehrmahligen Vorladungen nicht erschienen bist.

Warum hast du denn das gethan? Was hätte es dir verschlagen, so du ihm willfahrt hättest?

„Bin ich's doch nicht schuldig, mich außer meinen Staaten vor irgend einem Hofe zu stellen! — Ist es doch eins der köstlichsten Vorrechte der Herzoge von Österreich, daß sie selbst die Lehen vor keinem fremden Throne suchen, sondern in ihren Ländern empfangen dürfen!

Wie oft hat nicht unser trefflicher Vater sich nach des Kaisers Wunsche bey ihm eingefunden! Höher als dieser wirst du dich doch nicht stellen wollen?

„Das war sein guter Wille, und niemahls Pflicht. Hätte es Friedrich so von mir verlangt, vielleicht hätte ich es gethan. Gebiethen läßt sich der Herzog von Österreich nicht."

Er spielt hier, fuhr Margarethe fort, indem sie auf die Schrift wies, auch auf einen andern Punct an; er spricht von ehrbaren Frauen, die du ihren Ehemännern geraubt, und diese in Verbannung gejagt hättest. Ach das ist auch ein Punct, der mir so schmerzlich war, der dich mit unserer guten Mutter entzweyt hat, und der dir unmöglich Segen bringen kann!

Friedrichs Züge verfinsterten sich während dieser Rede. Er antwortete nicht.

Du sagst gar nichts? begann die Schwester aufs neue: O wer gibt meiner Zunge Beredsamkeit und Kraft, um wenigstens in diesem Puncte dein starres Herz zu rühren! —

Und was willst du von mir? antwortete er milder, indem er sich neben sie setzte: Was will der Kaiser mit dieser Rüge? Ehrbare Frauen, die ich ihren Ehemännern entrissen? Sieh, wie schlau, wie italienisch fein dieß alles zusammengestellt ist! Da schaut sein Kanzler der staatskluge a Vineis aus jeder Zeile! Ja, die Pottendorferinn lebt bey mir auf Starhemberg. Aber ich war es nicht, bey Gott! der sie ihrem Manne entzog. Sie entfloh der Klosterhaft, in der seine übertriebene Eifersucht sie hielt, und kam zu mir von Liebe und Angst getrieben, als sie mich verwundet, dem Tode nahe, von ihrem eignen Manne verlassen und verrathen glaubte. Ich gestehe dir, der Schritt hat mich befremdet und im ersten Augenblicke mehr bestürzt als erfreut. Als vollends ihr Mann — freywillig, das kann ich vor Gott betheuern — von hinnen zog, um gegen die Heiden zu kämpfen, da erlaubte ich ihm nur ungern sich zu entfernen, und so drückend mir manchmahl seine Nähe war, ich fühlte doch, was ich an dem treuen Diener, an dem wackern Käm-

pfer verlor. Lassen wir das, fuhr der Herzog finster fort: Es ist vorbey — es ist nicht mehr zu ändern.

„Und hat man seitdem keine Nachricht von Pottendorf?“

Keine verläßliche. Einmahl schon sagte ihn das Gerücht todt. Es hat sich nicht bestätigt zu meiner großen Beruhigung.

„Du wünschest seine Wiederkehr?“

Ich wünsche sie — und wünsche sie nicht. Ich weiß nicht, was mir am liebsten wäre. Es ist eine Verwirrung, Zwiespalt, Gluth und Haß in mir! Schwester, ich sage es dir, es ist mir oft Alles um mich her, ich bin mir selbst zur Last. Dann find' ich Erleichterung und Lust am Kampfe und Widerstande. Dann möchte ich mich hineinstürzen mitten in die gährenden Elemente und kämpfend und siegend untergehn!

Margarethe sah den Bruder trauernd an, der, den Kopf in die Hand gestützt, finster neben ihr saß.

Armer Friedrich! sagte sie nach einer Pause: Wie glänzend scheint dein Loos, und wie wenig glücklich bist du! Willst du mich anhören — willst du mir nicht zürnen, wenn ich einen Rath zu geben wage?

„Laß hören!“

Der Weg, auf dem du bisher gewandelt bist, hat dich nicht zum Glücke geführt, das erkennst du selbst. Wie wäre es, lieber Friedrich, wenn du einen andern versuchtest?

Friedrich schüttelte den Kopf ohne zu antworten.

Ich sage nicht, daß du dich vor dem Kaiser demüthigen oder auch nur Einem deiner fürstlichen Rechte etwas vergeben sollst. Offenbar sind die Anklagen, die er gegen dich erhebt, ihm von deinen Feinden aus Haß und Neid hinterbracht worden, und seine schlaue Staatskunst weiß sie fein und listig zusammenzustellen, daß ein scheinbares Ganzes daraus wird.

„So ist's! du hast es getroffen.“

Weil aber doch einige Dinge sind, deren wahrer Grund dem ganzen künstlichen Gebäude zum Stützpunct dienen kann, und auch von ihm so benützt wird, so würde vielleicht der ganze Bau zusammenstürzen, wenn jene Puncte beseitigt werden könnten? —

„Wie meinst du?“ —

Wenn du das, was dein eignes Herz dir als nicht ganz rechtmäßig anzeigt, zu ändern versuch-

test, wenn du zum Beyspiel den Anstoß, den man aus deinem Umgang mit —

„Ha! hör ich dich kommen? Daß ihr Weiber euch doch so gern in die innersten Angelegenheiten mischet! Daraus wird nichts. Melisenden opfere ich ihnen nicht auf.“

Ist denn deine Leidenschaft für sie so unbezwinglich?

„Leidenschaft? Wer sagt dir denn, daß ich eine Leidenschaft für sie habe?“

Deine eignen Worte. Du kannst dich nicht entschließen, dich von ihr zu trennen.

„Weil sie sich mir mit gänzlicher Hingebung in die Arme geworfen, weil sie mir Stand, Rang, Gemahl und Meinung der Welt geopfert hat, weil sie schön ist, sehr klug und voll kleiner Geschicklichkeiten, die mich angenehm erheitern und zerstreuen, wenn ich, Sorgen im Kopf und Unmuth im Herzen, zu ihr nach Starhemberg komme, weil — kurz weil ich nicht will!“

O Friedrich! Friedrich! Welches Loos bereitest du dir! —

„Darum kein schlimmeres, weil ich des Hohenstaufen Gunst durch keine Niederträchtigkeit erkaufen will. Siehst du denn die Sache nicht durch? Erräthst du nicht, was er eigentlich will?“

Wie sollt ich? —

Österreich will er, rief Friedrich mit losbrechendem Zorn — das schöne Reichslehn, das herrliche Land. Darnach steht ihm sein Sinn; der Geächtete hat es verwirkt, er zieht es ein, und belehnt einen seiner Söhne damit.

Gesetzt es wäre so, deine Unterwerfung würde ihm den Vorwand nehmen.

„Im Gegentheil, er würde neue Vorwände suchen, und in dem Rüsthause seiner Feindseligkeiten hat er Waffen und tödtliches Wurfzeug genug, das er gegen mich schleudern würde, wenn ich ihm auch diese hier (er wies auf das Pergament) alle entwinden könnte. Glaubst du denn, er will mich ächten, weil er mich strafbar findet? Umgekehrt! Er will mich strafbar finden, weil er mich ächten will."

Margarethe verstummte. Zum Theile wußte sie diesen allerdings scheinbaren Behauptungen auf der Stelle nichts entgegen zu setzen, zum Theile erkannte sie aus der Gluth, die immer steigend aus ihres Bruders Zügen, aus seinen Blicken flammte, daß jetzt nicht der Augenblick sey, auf dieß stürmisch erregte Gemüth zu wirken. Sie ließ es daher geschehn, daß er sich in der völligen Überzeugung seines Rechtes von ihr entfernte,

dann knieete sie weinend an ihrem Bethschemmel nieder, und erflehte im andächtigen Gebethe Ruhe und Segen für den gequälten Bruder und Erleuchtung für sich, um ihm auf seiner gefahrvollen Bahn heilbringend zur Seite stehn zu können.

Wie es sich Friedrich vorgenommen hatte, hielt er es auch. Seine Antwort an den Kaiser athmete die ganze feste Entschlossenheit, den Trotz, kann man sagen, welcher ihn von jeher bey drohender Gefahr beseelte, und der Kaiser schien es auch nicht anders erwartet zu haben. Ohne weiter irgend einer Nachsicht oder Gnade Raum zu geben, ließ er die Befehle, die schon vorläufig gegeben waren, in Vollzug bringen.

Im Laufe des Herbstes bis gegen den Winter hin rückte ein böhmischer Heerhaufen ins Land, der die Gegenden jenseits der Donau verheerte. Hierauf besetzten der Herzog von Bayern und die Bischöfe von Salzburg, Regensburg und Freysingen, das Land ob der Enns, wo indessen Bernhard von Preußel mit auserlesener Mannschaft sich nach Linz hineinwarf, dieß schnell befestigte und sich so tapfer hielt, daß der Ort nicht von Feinden überwältigt werden konnte. In die Steyermark zogen der Herzog von Kärnthen, mit ihm der Patriarch von Aquileja und der Bischof

von Bamberg herauf. Alle diese setzten sich fest in den unglücklichen Ländern, und drückten sie mit schweren Erpressungen. Herzog Friedrich konnte nicht daran denken, sich so vielen und mächtigen Feinden, welche ihn zu gleicher Zeit angriffen, mit Erfolg zu widersetzen, er raffte daher zusammen, was er an streitbarer Mannschaft aufbringen konnte, hielt eine Weile die Gegend um Wien besetzt, legte starke Besatzungen in die Burg Mödling, welche schon seine Ahnen besessen hatten, nach Starhemberg, Guttenstein und einige andre feste Schlösser, und beschloß, wenn das Äußerste eintreffen, und er den Kräften oder dem guten Willen der Wiener nicht sollte vertrauen können, sich in das feste und treue Neustadt zu werfen.

Auf diesem entscheidenden Wendepuncte seines Lebens angekommen, fand er es der Pflicht wie dem Anstande gemäß, die Gefährtinn, welche der Himmel ihm am Altare gegeben, von seinem Vorhaben wie von seinen — freylich sehr trüben Aussichten in Kenntniß setzen und sie befragen zu lassen, ob sie sich wohl entschließen könnte, mit ihm nach Neustadt zu gehn, und zu ertragen, was Gott über sie beyde verfügen würde. Er ließ daher den Abt vom heil. Kreuz, den

Beichtvater seiner Mutter und seiner Gemahlinn rufen, der sich damahls gerade in Wien befand, und trug ihm auf, mit dieser Sendung zur Herzoginn zu gehen.

Unter der Zahl der Fürsten, welchen vom Kaiser die Vollstreckung der Reichsacht gegen Herzog Friedrich aufgetragen war, befanden sich, wie wir schon gehört haben, auch die beyden Oheime der Herzoginn, Berthold, Patriarch von Aquileja, und Ekbert, Bischof von Bamberg, beyde aus dem Hause Andechs und Meran. Bey der Kenntniß von der unzufriednen Ehe ihrer Nichte, deren Klagen oft bis zu ihren Verwandten gedrungen waren, und bey der Überzeugung, welche beyde hatten, daß dem von allen Seiten angegriffenen Herzoge nichts übrige, als Untergang oder schmähliche Unterwerfung, wozu er, seiner bekannten Sinnesart nach, sich nicht entschließen würde, ließen die Oheime ihrer Nichte entbiethen, sich in diesem Sturm, in welchem ihres Gemahls Haus, Erbe und vielleicht selbst sein Leben untergehen müsse, zu ihnen zu retten. Agnes empfing diese Kunde wenige Augenblicke, bevor man ihr den Besuch des Abten von heiligen Kreuz meldete, der ihr im Nahmen ihres Gemahls die Wahl vorlegte, ob sie diesen nach der

Neustadt begleiten und sich mit ihm den Gefahren und Mühseligkeiten einer Belagerung aussetzen, oder sich zu seiner Mutter nach Judenburg begeben wolle? Diese beyden einander widerstreitenden Anerbiethungen ihrer Verwandten und ihres Gemahls versetzten Agnes in die peinlichste Lage, in welcher ein schwaches Gemuth sich befinden kann, in die des Zweifels und der Unentschiedenheit. Wenn auf der einen Seite Pflicht und ein Rest von Liebe für den schönen ritterlichen Gemahl sie geneigt machte, ihm zu folgen, so erhoben sich die Beleidigungen und Kränkungen, die sie von ihm erfahren, zugleich mit der Angst vor dem Schicksal, das ihr an seiner Seite drohte, in ihrer Seele, und heller als je stand das Bild ihrer unwürdigen Nebenbuhlerinn vor ihr. Ein gäher Gedanke blitzte durch ihre Seele; sie glaubte nun den rechten Ausweg gefunden zu haben und nach einigem Besinnen antwortete sie dem Geistlichen: er möge ihrem Herrn und Gemahl melden, sie sey bereit, ihm mit Vergnügen überall hin zu folgen, wohin sein Schicksal oder sein Wille ihn hinführen würde, nur bitte sie um die einzige Gefälligkeit, daß er den griechischen Edelknaben auf Starhemberg lassen, und nicht mit in die Neustadt nehmen möchte. Als

sie diese Bedingung ausgesprochen hatte, sah der Abt sie lange und bedenklich an. Gnädigste Frau! erwiederte er: Sagt lieber gleich, daß ihr nicht gesonnen seyd, euern erlauchten Gemahl zu begleiten; denn so wie ich den Herrn kenne, läßt er sich keine Bedingungen, und zumahl keine solche vorschreiben.

Wie? rief Agnes entrüstet: Seine rechtmäßige ebenbürtige Frau sollte es nicht wagen dürfen, ihn bittweise um das zu ersuchen, was ja ohnedieß nur seine Pflicht ist?

„Diese Sprache ist der Herzog von Niemand zu hören gewohnt, und was Ermahnungen solcher Art bey Gemüthern, wie das seinige, fruchten, habt ihr, gnädige Frau, an der Wirkung gesehen, welche der Unwille seines kaiserlichen Lehensherrn, des ersten weltlichen Hauptes der Christenheit, und endlich sogar die Ächtung auf ihn gehabt haben. Hat er nachgegeben? Hat er, selbst die billigen unter jenen Forderungen erfüllt?“

Die Herzoginn schwieg.

„Darf ich euch rathen, durchlauchtige Frau, so gewährt eures Gemahls Ersuchen unbedingt; denn nur für ein solches, mit aller Zartheit ausgesprochen, kann ich die Wahl halten, welche er euch durch mich vorlegen läßt. Ich habe seinen

Auftrag empfangen, ich weiß, wie er ihn gab, und ich kann daraus schließen, welche Antwort er erwartet."

So sollte ich es darauf ankommen lassen, erwiederte Agnes heftig, daß jene Creatur mit mir unter Einem Dache lebe, daß ich sie wohl gar vor Augen sehen müßte? O Friedrich ist zu jedem Äußersten bereit, wenn es darauf ankommt, seinen Eigensinn auszuführen.

„Wenn ihr das von ihm glaubt, durchlauchtige Frau, so solltet ihr um so mehr —"

Nimmermehr! fiel ihm die Herzoginn ein: Ich habe geschwiegen und geduldet, wie vielleicht keine Frau, auch nicht des geringsten Leibeignen. Ich habe seine Vernachlässigung, seine Gleichgültigkeit ertragen, ohne zu murren.

Der Prälat machte hier eine Miene, als ob er, der Gewissensrath und langjährige Vertraute, doch in einigen Dingen anderer Meinung wäre. —

Ihr seht mich zweifelhaft an, hochwürdiger Herr, fuhr sie fort: Ach, die zahmste Geduld geht endlich aus, und der Wurm, den man tritt, krümmt sich. Ich kann mir selbst das Zeugniß geben, und ihr müßt mirs bestätigen, daß ich meinen Gemahl innig geliebt, daß ich ihm

unverbrüchlich treu, und zu jedem Opfer stets bereit gewesen. Aber wie er mir mitgespielt seit jenem unseligen Tage des Turniers, was ich seitdem gelitten, und besonders, seit jenes ehebrecherische Weib sich mit beyspielloser Frechheit öffentlich an ihn gedrängt hat, seit er sie um sich duldet, sie mir augenscheinlich vorzieht —

Halt! Halt! unterbrach der Geistliche den Strom dieser Klagen und Vorwürfe: Ihr habt unstreitig Recht, euch zu beschweren.

Das will ich meinen!

„Nehmt mir es aber nicht übel, hohe Frau, wenn ich euch an das erinnere, was ich euch schon mehrmahl bey ähnlichen Anlässen gesagt! Mit Herzog Friedrich in Kampf zu treten, ist eine mißliche Sache für einen Mann, für seine Frau aber ein nutzloses und verderbliches Unternehmen. Ihr aber habt ihn mit Spähern umstellt, habt seine Schritte beobachten lassen, habt ihn zur Rede gestellt, ihm Vorwürfe gemacht —“

Es war nicht auszuhalten, ich mußte reden oder sterben.

„Und was habt ihr gewonnen damit?“

Agnes schwieg.

„Daß er euch werth hält, und des Hauses, aus dem ihr entsprungen, wie eurer Tugenden

mit Achtung gedenkt, beweiset das würdige Benehmen, das er stets gegen euch beobachtet."

O das ist nur sein Stolz, der die Herzoginn von Österreich gern über alle Frauen deutscher Zunge stellen möchte.

„Ich würde sagen, diese Auslegung sey lieblos, wenn ich nicht den gerechten Schmerz anerkennen müßte, der euch zuweilen selbst zu weit führen kann."

Habe ich nicht unter der Hand so manches Mahl gehört, daß er sich gern von mir scheiden lassen möchte? Zeigt sein Betragen gegen mich nicht, daß er meiner los seyn will?

„Das letzte, durchlauchtige Frau, ist mir noch nie so vorgekommen. Was das erste betrifft, so bedenket, daß jederzeit Neid, Feindseligkeit und der unselige Hang sich mit dem Thun und Lassen Anderer, besonders wenn diese recht hoch gestellt sind, zu beschäftigen, gar viele unverbürgte, und später falsch erfundene Gerüchte ausgeheckt habe. Und, verzeiht euerm treuen Diener die Bemerkung, derjenige Mund, der es wagt, euch eine solche Nachricht zu hinterbringen, verdient schon darum keinen Glauben von euch, und ihr thut Unrecht, wenn ihr Ohrenbläsern horcht."

Die Herzoginn schwieg finster.

„Erlaubt mir, daß ich euch sage, selbst in der Anfrage, mit der mich der gnädige Herr zu euch geschickt hat, scheint mir ein Beweis seiner Achtung für euch zu liegen. Er wünscht gewiß, daß ihr ihn begleiten möchtet, er geht einem harten Kampfe, einem ungewissen Schicksale entgegen.“

O mein Gott! rief Agnes schmerzlich: Glaubt ihr wirklich an so große Gefahr?

Der Prälat zuckte die Achseln. „Ich fürchte viel, und mag es euch so wenig als dem durchlauchtigen Herrn bergen.“

Agnes blickte düster zu Boden und schwieg. Nach einer Weile sagte sie: Wohlan denn, Herr Abt, so entbiethet meinem Gemahl, was ich euch vorhin sagte: ich sey bereit, mit ihm zu gehen, ich würde keine Beschwerde, keine Gefahr scheuen, die ich mit ihm theilen könnte. Aber das ist unerläßlich, fuhr sie fort, indem sie sich stolz aufrichtete — die geborne Herzoginn von Meran, die Frau eines der ersten deutschen Fürsten kann und muß das fordern — ich lasse meinen Gemahl in aller Milde und Demuth bitten, mir zu erlauben, jene Gefahren und Beschwerden mit ihm allein zu tragen; allein, merkt das wohl, hochwürdiger Herr! Der Herzog wird mich schon verstehen.

Wollt ihr, erwiederte der Abt trauernd und betrübt, wirklich auf dieser Antwort bestehen?

Ich muß, entgegnete Agnes: Hier ist ein Schreiben meiner Oheime, des Patriarchen von Aquileja und des Bischofs Ekbert. Sie laden mich ein, ja sie fordern mich auf, mich aus dem Schutte und der Zerstörung, in welche meines Gemahls Angelegenheiten hier in Österreich fallen müssen, zu ihnen zu flüchten. Sie biethen mir Hülfe, Schutz, Sicherheit an.

„Aber ihr habt am Altare geschworen —"

Ich weiß es, und werde es nimmer vergessen. Darum bin ich auch bereit, mit meinem Gemahl jedes Schicksal zu theilen. Aber ich kann eben so wenig aus dem Gedächtnisse verlieren, was ich meiner Familie, mir selbst und der Würde einer Herzoginn von Österreich schuldig bin, und ich werde nie einwilligen, mit jenem Geschöpfe, das ich nicht nennen mag, in Einer Stadt, noch viel weniger unter Einem Dache, zu leben. Entweder entschließt sich der Herzog, diese Person zu entfernen, oder ich muß die Beybehaltung derselben als eine Wegweisung der meinigen ansehen, und werde dann, da der Herzog meiner nicht bedarf, das Erbiethen meiner Oheime annehmen.

„Und das ist eure letzte Entschließung?“

Meine letzte und feste. Glaubt nicht, hochwürdiger Herr, daß diese Gedanken erst jetzt in mir entstanden seyen. Schon längst habe ich sie gehegt, und nur auf eine schickliche Gelegenheit gewartet, um sie zu offenbaren.

Der verständige Geistliche suchte nun, wiewohl vergebens, noch durch allerley Gründe, Vorstellungen und Bitten, den Entschluß der Herzoginn zu ändern, dessen Wirkung er voraus sah, und so gern gehindert hätte. Agnes war nicht zu bewegen, sie glaubte in der Wahl, welche ihr jetzt frey stand, und in des Herzogs Wunsche, sie nicht von sich zu lassen, eine höchst erwünschte Gelegenheit zu finden, ihren Gemahl zu einem Schritte zu zwingen, der ihrer häuslichen Zufriedenheit, wie seiner Ehre vor der Welt, gleich vortheilhaft seyn würde. Sie glaubte, wenn sie diese vorbeyließe, ihrer unzeitigen Schwäche alles folgende Unglück einer gestörten Ehe zuschreiben zu müssen, und sie reizte sich, ihrer natürlichen Sanftmuth zuwider, selbst zu einer Festigkeit, zu einem Eigensinne auf, von dem sie sich das beste versprach. Der Abt mußte endlich weichen, und mit schwerem Herzen verließ er Agnes, um

ihrem Gemahl so schonend und bittweise, wie möglich, jene bedingte Antwort zu bringen.

Einige höchst unangenehme Nachrichten, die er so eben erhalten, hatten im Voraus seinen Unmuth gereizt. Der Erfolg jener Bothschaft war, wie es der Abt vorher gesehen. Aller alte Groll und Widerwillen, alle leidenschaftliche Hitze erwachte, der Gedanke, sich von seiner Frau Bedingnisse vorschreiben zu lassen, in irgend einer, wenn auch der billigsten Sache von der Welt, nicht aus eigener Großmuth, sondern durch fremden Willen genöthigt, nachgeben zu sollen, dieser Gedanke war seinem Geiste wie seinem Gefühle so unerträglich, und regte ihn zu solchem Zorn auf, daß nur die alte Achtung, welche ihn von Kindheit auf für den ehrwürdigen Priester beseelte, der schon seines Vaters treuer Diener und vertrauter Freund gewesen war, den Ausbruch seines Tobens zurückhielt. „Sie mag gehen, rief er zuletzt: Sie mag sich in die Arme meiner Widersacher werfen, sie zeigt der Welt dadurch ihre wahre Sinnesart, und dieser Schritt rechtfertigt genugsam mein voriges Betragen gegen sie, so wie alles nachfolgende, was ihr noch bevorsteht.“

Als der Abt mit dieser Antwort, die er ebenfalls

so mild wie er nur vermochte vortrug, zur Herzoginn zurückkam, erschrack sie freylich sehr, und sah nun wohl ein, daß ihre Rechnung sie betrogen, daß der Geistliche Recht gehabt habe, und das Nachgeben nun an ihr sey, wenn sie nicht durch ihr Beharren sogleich selbst das Zeichen völliger Trennung geben wollte. Sie versuchte es daher einzulenken, zu unterhandeln. Aber es war zu spät, zu spät bey Friedrichs Art, die Sache anzusehen, zu spät bey dem gebietherischen Drange der Umstände. Die Bürger Wiens erschienen nähmlich in einer Deputation vor dem Herzoge, und fragten sich an, was er ihnen zu thun befehle, wenn die Feinde bis an die Hauptstadt dringen, diese umlagern und auffordern würden? Der Herzog sah augenblicklich den Sinn dieser Frage ein; er wußte nun, daß er auf die Wiener, so wie er es früher schon geahnet, nicht zählen dürfe, in deren aufgehäuften Reichthümern der wahre Grund ihrer Furcht, sich und die Schätze einem ungewissen Schicksal auszusetzen, lag; und so gab ihnen Friedrich mit ruhigem Stolze die Erlaubniß, ihre Thore, wenn sie dazu aufgefordert würden, seinen Feinden zu öffnen [2]). Er selbst aber ertheilte nun schleunig Befehl, alles zum Aufbruche für sich nach der Neustadt zu rüsten, und ließ dem

Hausmarschall so wie dem Stallmeister der Herzoginn bedeuten, Pferde, Wagen, Hofgesinde und Gepäcke für diese aufs schnellste in Bereitschaft zu setzen, damit sie, noch ehe sich irgend eine feindliche Schaar der Hauptstadt nähere, sich nach Grätz, wohin der Patriarch, ihr Oheim, sie beschieden hatte, begeben könne.

Als alle diese Befehle gegeben waren, und Agnes aus der Hast, womit ihre Abreise betrieben wurde, den unwiderruflichen Entschluß ihres Gemahls erkannte, bemühte sie sich ebenfalls, ihr Herz gegen ihn zu verhärten, und in dem Manne, der nicht Eine ihrer gerechtesten Forderungen erfüllte, einen Feind und Widersacher zu erblicken.

Der nächste Morgen sah Agnes nach einem kurzen kalten Abschied von Friedrich auf dem Wege nach Grätz. Nachdem der letzte ihrer Wagen und Saumpferde aus dem Gesichte der Wienerbürger, die ihr von den Wällen des Kärthnerthors nachsahen, verschwunden war, gewahrten sie des Herzogs Leibdiener und Vertrauten, Wolfger von Perau, der von einem reisigen Knechte begleitet, dieselbe Straße dahin sprengte. Viele glaubten, den Herzog habe sein Entschluß, die Frau zu ihren Verwandten ziehen zu lassen, ge-

rent; sie erwarteten nichts anders, als den Zug der Wagen auf dem Wienerberge umkehren, und wieder nach der Stadt kommen zu sehen. Sie standen lange, wohl eine halbe, eine ganze Stunde in neugieriger Erwartung; weder ein Wagen, weder Wolfger kam zurück, und endlich stiegen sie, brummend über ihr vergebliches Harren, herab, um sich zu Hause, und in Weinschenken über den Zusammenhang dieser Dinge zu besprechen.

Wolfger hatte noch nicht die Grenzen des Weichbildes von Wien erreicht, da trat der Herzog in das Gemach seiner Schwester, die seit gestern das unruhige Treiben in der Hofburg, und die wenig erfreulichen Anstalten zur Trennung der beyden Gatten, die Anfrage der Wiener, ihres Bruders Antwort und Entschluß mit tiefgekränkter Seele vernommen und betrauert hatte. Sie blickte auf, als Friedrich eintrat, und ging ihm freundlich entgegen. Eine Wolke von tiefer Kränkung und Mißmuth lag auf seinen Zügen, aber eben so deutlich sprach sich das Bestreben seines Geistes aus, diesen Mißmuth zu beherrschen, und keine düstere Ansicht die Oberhand in seinem Gemüthe gewinnen zu lassen. Ich komme Margarethe, sagte er mit einem freundlichen Lächeln um die schmerzhaft geschlossenen Lippen,

das Margarethen innig wehe that — ich komme dich zu fragen, ob du mich auch verlassen, oder mir nach der Neustadt in Kampf und Gefahr folgen willst?

Ich folge dir, antwortete sie mit Ruhe, wohin du willst; du bist mir Gemahl und Sohn und Alles.

Margarethe! rief Friedrich, und ein Freudenstrahl brach plötzlich aus seinen verdüsterten Zügen: Ich danke dir, Schwester! ich danke dir herzlich. Ich wußte es ja, Herzog Leopolds Tochter konnte sich nicht verläugnen. Aber hast du auch bedacht, was dir bevorsteht?

Er fing nun an, ihr alle Bedrängnisse, Beschwerden und Gefahren, die ihr an seiner Seite bevorstehen konnten, zu schildern, und ermahnte sie, alles recht zu erwägen und zu glauben, daß er ihr es nicht verdenken werde, wenn sie davon abgeschreckt, ihren Vorsatz aufgeben und lieber nach Judenburg zu seiner und ihrer Mutter gehen wollte. Aber Margarethe versicherte ihn, ihr Entschluß sey schon früher gefaßt, und nur jetzt erst ausgesprochen worden, und keiner seiner großmüthigen Anträge werde ihn erschüttern. Da umarmte sie Friedrich herzlich, und sprach seinen Dank noch einmahl so warm und innig aus, daß

sie sich schon durch dieß allein für ihre Treue gegen ihn überflüßig belohnt fühlte.

Als diese erste Ergießung der Gefühle bey den Geschwistern vorüber war, sagte der Herzog, indem er einen festen und forschenden Blick auf Margarethen richtete: Wir gehen allein, Schwester! Du darfst nicht fürchten, eine Gesellschaft bey mir zu finden, die dir unwillkommen seyn könnte. Vor einer halben Stunde habe ich meinen Wolfger nach Starhemberg geschickt und Melisenden bedeuten lassen, daß sie dort zu bleiben, und was auch immer für Nachrichten von mir und meinen Schicksalen kommen sollten, die feste Burg nicht zu verlassen habe.

Margarethe hatte den Bruder angesehen. Überraschung, Staunen und Vergnügen mahlten sich wechselnd in ihren Zügen. Der Ausdruck dieser Empfindungen war ihm wohl nicht entgangen, aber sie hielt es ihrer Würde wie der Schonung gemäß, die ihr Bruder in diesem Augenblicke von ihr verdiente, nichts davon zu äußern. Mit einem ruhigen Lächeln blickte sie ihn an, reichte ihm dann die Hand und sagte: Ich wußte es ja auch, daß Herzog Leopolds Sohn sich nicht verläugnen würde.

Friedrich drückte ihre Hand herzlich, dann

setzte er sich an ihrer Seite nieder, und fing an, das beklommene Herz, den sorgenvollen Geist vor dieser einzigen Vertrauten zu enthüllen. Hier sank für kurze Zeit die stolze Ruhe, mit der er sich sonst umgab, und keines Menschen Blick in die Geheimnisse seines zerrissenen, mit sich selbst uneinigen Gemüthes dringen ließ. Margarethe allein, die liebevolle Schwester, durfte es wissen, und er gönnte sich, dem müde Gejagten, diese seltne Erhohlung, zu schildern, wie ihm war, und zu beklagen, was man ihm angethan. Aber es waren nur Augenblicke. Vor der Erinnerung an seine Feinde, an den Undank, den er erfahren, an die Hindernisse, die ihm böser Wille in den Weg gelegt, verschwand nach und nach die wehmüthige Richtung seines Gefühles und stählte sich von neuem sein festes Gemüth. Sein unerschütterlicher Wille kehrte ihm wieder, seine Ruhe und Heiterkeit mit ihm, und muthig entschlossen, es mit einer ganzen Welt von Widersachern aufzunehmen, stand er endlich von Margarethens Seite auf, um noch die letzten Befehle zu ihrer beyderseitigen Abreise und zur Besorgung und Herbeyschaffung alles dessen zu geben, was einer fürstlichen Frau für unbestimmte Zeit eines längern Aufenthalts in Neustadt

an Bequemlichkeiten und Genüssen nöthig seyn könnte. Nachdem er alles dieß mit brüderlicher Liebe und fürstlichem Sinne eingerichtet, kam er, die Schwester abzuhohlen, und sie verließen die Stadt, die Burg, in der sie beyde im Schoße liebender Ältern und umgeben von Glanz und Herrlichkeit erzogen waren worden, um einer ungewissen und vielleicht sehr traurigen Zukunft, vereint in Liebe und Treue, entgegen zu gehen.

Des Herzogs Auszug aus Wien war für tausend Unzufriedene rings umher im Lande das längst erwünschte Signal, um nun allen selbstsüchtigen Wünschen, Planen und Umtrieben den vollen Zügel schießen zu lassen. Alle versprachen sich eine goldne Zeit, die jeder nach seinen eignen Leidenschaften und Bedürfnissen in seinem Geiste gestaltet hatte, und nun, nachdem Derjenige entfernt war, der alle diese streitenden Willen gewaltsam gebändigt hatte, ihr ganz nahe entgegen sah. Auch rückten die Executionsheere immer näher und näher, von deren verschiednen Führern sich jeder Landherr oder jede Stadt, nachdem sie mit dem Einen oder Andern in irgend einer frühern Beziehung gestanden hatten, Unterstützung für ihre Plane versprach. Es ist leicht zu denken, und nichts weiter als eine natürliche

Folge des eben Gesagten, daß bald in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, so wie in den Geschäften jedes einzelnen Stadtwesens sich eine gänzliche Auflösung aller Ordnung und alles Rechtsbestandes zu zeigen anfing. Die Unruhstifter, welche der Herzog vormahls, wie jenen Expo von Solenau und Andre, geächtet und verbannt hatte, kamen unter dem Schutze der Anarchie wieder zurück; jene Raubritter, denen er gleich beym Antritt seiner Regierung die Kraft seines Armes hatte fühlen lassen, erhoben ihre Häupter wieder; Wegelagerung, Raub, Erpressungen, sehr oft Mord oder gewaltsame Kerkerhaft verstörten das Land und erschwerten oder hemmten allen Verkehr. Die Absichten der Unzufriednen durchkreuzten sich fast immer; was dem Einen erwünschlich war, suchte der Andre zu hintertreiben. Jeder hielt sich für straflos, weil er ungestraft blieb. Einzelne fingen an sich zu befehden. Mehrere nahmen Theil daran, bald erhob sich fast das ganze Land gegen einander, und die fremden Machthaber waren nicht im Stande, auch bey dem besten Willen dem überhandnehmenden Unheil zu steuern. Ihre Heerhaufen selbst vollendeten noch durch ihre Ausschweifungen und zaumlosen Forderungen das

Elend des Volkes, und so waren kaum einige Wochen verflossen, seit der Herzog sich still und theilnahmlos in der Neustadt hielt, als schon hier und da Einige den jetzigen Zustand der Dinge mit dem vorigen vergleichend zu erkennen anfingen, das Heilmittel, welches sie herbeygewünscht und zum Theile herbeygeführt hatten, sey eben so schlimm, wo nicht schlimmer, als das Übel selbst, dem es hätte abhelfen sollen.

Indessen war der Sommer zu Ende und der Herbst vorübergegangen. In den Mauern der Neustadt sammelten sich nach und nach einige treue Anhänger ihres rechtmäßigen Herrn, die theils sogleich sammt ihren bewaffneten Leuten mit ihm in die Neustadt eingeritten waren, theils später oder früher heran zogen, um sich an ihn anzuschließen, und ihre Schaaren unter seine Befehle zu stellen. So kamen Berchtold von Traun, Dietrich und Artulf von Wolkenstein, Albert von Nußberg, der Abt von heil. Kreuz und viele Andere, und Friedrich sah mit wachsendem Vergnügen, daß die Treue gegen den rechtmässigen Herrn stets noch in vielen Österreichischen Herzen lebte. Eines Morgens, als Frau Margarethe am Fenster stehend schon den ersten Schnee bemerkte, der nach dem gestrigen kalten Herbst-

tage sich auf dem Gipfel des Schneeberges gelagert hatte, dessen Riesenmassen ihr gegenüber emporstiegen, verkündete das Horn des Wächters auf der Zinne des Thurms über dem Stadtthor, welches gegen Neunkirchen schaut, den Anzug eines reisigen Haufens. Bald darauf zog ein stattlicher Ritter mit etwa achtzig wohlbewaffneten Knechten die Straße herauf. Der Haufen hielt, der Führer sprang ab, er blickte empor, gewahrte die Königinn am Fenster, schlug das Visier auf, grüßte ehrerbiethig, und Margarethe erkannte nicht ohne Verwunderung Heinrich von Offterdingen, den Herrn von Emerberg, den sie seit ihrer letzten Zusammenkunft im vergangnen Frühling nicht mehr gesehen und weit von hier auf seiner Pilgerfahrt in Rom geglaubt hatte. Der Ritter eilte, sich dem Herzog vorzustellen, der ihn mit Freuden empfing, und von ihm vernahm, daß die Kunde von der harten Bedrängniß seines gütigen Gebiethers ihn in Rom erreicht, daß er schnell umgekehrt und herbeygeeilt sey, um seiner Lehenspflicht und dem Drange seines Herzens zufolge, dem Herzoge so viele Streiter, als sein Besitzthum aufzubringen vermochte, zuzuführen. Friedrich klopfte zufrieden den treuen Sänger auf die Schulter und sagte lächelnd: Hätte nur mein

Vorwort und mein Wunsch bey dem alten Griesgram etwas für dich bewirkt, du armer Heinrich! Du bist noch immer ohne Braut.

„Und wohl auch ohne Hoffnung, gnädigster Herr! sie jemahls zu erhalten.“

So lange man lebt, muß man die Hoffnung nicht fahren lassen.

„Doch, doch, wenn Eide und heilige Pflichten sie verdammen. Jutta hat ihrem Vater geloben müssen, mir nie, auch nach seinem Tode nicht, die Hand zu reichen.“

Welche Thorheit, welche Bosheit, rief der Herzog unwillig, so noch aus dem Grabe herauslangen zu wollen, um seines Kindes Glück zu stören!

„Es bleibt doch der Wille eines Vaters, und sie hat sich unterworfen.“

Und du?

„Zur Dame meines Herzens, zum Gegenstande meiner Lieder darf ich sie doch machen, lieben darf ich sie, so lange ich athme, das kann kein väterlicher Befehl, kein Eid Jutta's mir wehren. Und so habe ich mich denn in Gottes Willen ergeben, durch die Welt zu pilgern, zu trauern, zu singen, wenn's Noth thut, mit dem Schwert darein zu schlagen, und hätte wohl sobald nicht

wieder die Marken des schönen Österreichs gesehen, wenn die Nachricht von dem, was hier vorgefallen, mich nicht mächtig zurückgetrieben hätte."

Du bist ein wackerer Sänger, ein treuer Diener. Glaube mir, Heinrich, das bleibt nicht unbelohnt, und es ergibt sich vielleicht in dieser wechselvollen stürmischen Zeit ein Ereigniß, das dich ans Ziel deiner Wünsche bringt.

Ich habe sie alle aufgegeben, und Gott aufgeopfert, erwiederte Heinrich düster.

Du hast doch nicht auch ein Gelübde gemacht? rief der Herzog schnell.

„Das nicht, gnädigster Herr, denn ich hielte dieß für vermessen, weil wir arme Söhne des Staubes ja nicht wissen können, was die nächste Morgenröthe uns bringt. Aber wie gesagt, ich hoffe nichts mehr, und ich fühle mich ruhiger, seit ich jeden rastlosen Wunsch, jedes vergebliche Streben meiner Brust wie ins Grab gelegt, und zur Ruhe gesprochen habe."

Das kannst Du? Du in deinem jugendlichen Alter? Nun wahrlich, da vermagst du mehr als ich. Ich muß verlangen, streben, wirken, kämpfen, vielleicht untergehen! Aber ruhig seyn, das vermag ich nicht, und nur im Streit und Widerstand, in Hoffen und Sorgen, in Gelingen und

Verlieren liegt der Reitz meines Lebens. Doch nun geh hinüber zur Königinn! Stell dich ihr vor!

„Ich hatte das Glück, sie schon am Fenster zu sehen.“

Die treue Seele! Sie hat mich nicht verlassen. — Du auch nicht, auch Künring nicht, und Viele Andere. Gottlob! rief er lebhaft: Ich habe noch Freunde, das Unglück prüft und sichtet sie; die bleiben, sind reines Gold. Ich fand deren mehr, als ich in kummervollen Tagen glaubte, und es lebt eine frohe Zuversicht in mir, daß noch Viele sich um mich sammeln, daß ihnen die Augen über ihr wahres Bestes aufgehen werden, und alles hier im lieben Vaterlande noch gut werden wird.

„Das hoffe ich auch, aber es wird noch mancher Sturm vorüber rauschen müssen, bis uns die Sonne wieder hell und freundlich scheint. Wie wird es erst hier seyn, wenn zwey Sonnen an diesem Himmel stehen werden?“

Zwey Sonnen? Was meinst du damit?

„Wenn der Kaiser, wie ich auf meinem Wege von Italien hierher öfters erzählen hörte, in diese Länder kommen, seinen Sitz hier aufschlagen, und in Wien die Wahl seines Sohnes Konrad zum römischen König betreiben sollte?“

Hierher? Nach Wien? rief Friedrich bestürzt und entrüstet: Nicht möglich! Das sind leere Gerüchte!

„Ich will es glauben und wünschen, durchlauchtigster Herr! Aber man spricht stark, und auf eine Art davon, welche mir nicht viele Zweifel an der Echtheit dieser Nachrichten erlaubt hat. Es wundert mich nur, daß ihr weder durch diese Gerüchte, noch auf ämtlichem Wege etwas davon vernommen haben solltet."

Geschwätzt wird genug. Der wäre verloren, der auf alles achten wollte. Indessen möglich ists, und es sieht dem Kaiser gleich. Ihm lüstet nach dem reichen Lehen. Er komme nur, wir wollen ihn erwarten, setzte er gefaßt hinzu: Doch ist es mir lieb, durch dich gewarnt und aufmerksam gemacht worden zu seyn. Jetzt leb wohl, geh hinüber zur Königinn, sag ihr, wie ruhig du mich gefunden, und daß selbst deine Nachricht meine Ruhe nicht gestört hat!

Die hellste Wintersonne beleuchtete den heitern und ungewöhnlich milden Decembertag, an welchem die Bürgerschaft von Wien, so wie die Bewohner der nächsten Ortschaften auf Straßen

und Plätzen, so wie auf den Wällen der Stadt, einem merkwürdigen und niegesehenen Schauspiele entgegenharrten, der Ankunft Kaiser Friedrich des Zweyten, der aus Italien durch die Steyermark heranzog, um den Spruch der Reichsacht an seinem hartnäckigen und ungehorsamen Lehensmanne, dem Herzoge Friedrich von Österreich, zu vollziehen, ihn seiner Länder verlustig zu erklären, die großen Lehen zu Reiches Händen einzuziehen, um seiner Zeit anders darüber schalten zu können, und dem deutschen Reiche, dem er vor wenigen Jahren ein noch ernsteres Beyspiel der Strenge an seinem erstgebornen Sohne, dem Könige Heinrich, gegeben, nun abermahls zu zeigen, was es auf sich habe, sich das gerechte Mißfallen des weltlichen Oberhauptes der Christenheit zuzuziehen.

Vom frühen Morgen an war die Stadt und die Umgebung schon in unruhiger Bewegung gewesen; denn es war wohl Niemand unter der großen Menge des Volkes, dessen Gemüth nicht auf irgend eine Art von der Erwartung der kommenden Dinge, von den Wirkungen, die es auf ihn und seine Zukunft haben konnte, mächtig aufgeregt gewesen wäre. Wer nicht durch Krankheit oder Pflicht an sein Haus gefesselt war,

hatte versucht, sich vor der Stadt, auf den Wällen, oder wenigstens an den Fenstern der Häuser in jenen Gassen, durch die der Zug gehen mußte, einen Platz zu verschaffen, und jene, welche vor die Stadt hinausgingen, fanden die Wege bereits mit den Bewohnern der nächsten Ortschaften besetzt, die seit dem frühen Morgen hier standen, und mit unermüdlicher Geduld des Augenblickes harrten, welcher ihnen das Schauspiel des glänzenden Zuges, und den Anblick des großen, von der ganzen Welt gefeyerten und gefürchteten Monarchens gewähren sollte, dessen Erscheinung für Österreich eine denkwürdige Epoche zu werden versprach. Auf dem Walle der Stadt, unfern des Thurms, der sich über dem Kärnthnerthore erhob, war das Gedränge am stärksten; denn hier, wo der Zug hereinkommen mußte, both der erhöhte Punct die bequemste Gelegenheit dar, alles schon ferne und recht deutlich zu sehen. Hier stand auf einer kleinen Erderhöhung, etwas entfernt von dem dichtesten Gewimmel eine Gruppe von einigen Männern in lebhaftem Gespräch. Zwey von ihnen, ein älterer und jüngerer Mann, kündigten sich durch die stattlichen mit Pelz verbrämten Kleider, die goldenen Ketten und schimmernden Waffen, welche sie führten, als Män-

ner von vornehmen Stande an; während der dritte in bürgerlicher, aber sehr anständiger Kleidung vom feinsten Brüßlertuch sie lebhaft, aber mit gehöriger Ehrerbiethung, unterhielt. Es waren die beyden Ritter, Konrad von Rauheneck, den Neugier und Erwartung von seiner Bergfeste hereingeführt hatte, und Erpo von Solenau, sein unruhiger Nachbar, der nun unter dem Schutze der allgemeinen Verwirrung nach Österreich zurückgekehrt war; der Bürger aber war Herr Georg Schallautzer, Hausbesitzer und Gastwirth in Wien, und ein alter Bekannter des Herrn von Rauheneck, auf dessen Burg er oft einsprach, wenn er in Brunn, Gumpoldskirchen, und längs den Bergen hin, Wein einzukaufen kam, und selbst zuweilen von des Ritters reichen Vorräthen einiges ablösete. Dafür besorgte er treulich und geschickt des Ritters Aufträge und kleinen Geschäfte in Wien; der Ritter stieg, wenn er nach Wien kam, stets bey ihm in seinem Hause am hohen Markte ab, in welchem er sich ein Paar Stuben gemiethet hatte, und es waltete ein freundliches Gastrecht zwischen ihnen, so freundlich als es eben in jener Zeit, zwischen einem auf seinen Stamm stolzen Landherrn, und einem auf sein Geld eben so stolzen Bürger bestehen konnte.

Etwas von den drey Männern abseits, aber doch so nahe, daß er ihr Gespräch vernehmen konnte, lehnte an der Brustwehre des Walls in nachdenkender Stellung ein Geistlicher, aus dem damahls ziemlich neuen Orden, den der heilige Franz von Assisi vor ungefähr dreyßig oder vierzig Jahren in Italien gestiftet, und der sich mit bewundernswürdiger Kraft und Geschwindigkeit über die christliche Welt ausgebreitet hatte. Der vorige Herzog hatte sich von dem damahls noch lebenden Ordensstifter, den er in Italien wohl gekannt, einige seiner Brüder ausgebethen, um ihrer segensreichen Bemühungen für die Christenheit auch in seinen Staaten theilhaft zu werden, und hatte ihnen außerhalb des damahligen Stadtbezirkes an dem Platze, wo diese Gebäude noch jetzt stehen, eine Kirche und ein Kloster erbaut. Einen derselben sah man nun hier an dem Walle lehnen, und mit düstern Blicken hinaus in die Ferne schauen. Sein bleiches tiefgezeichnetes Gesicht, die buschigen Augenbraunen, die ganze vernachläßigte Haltung schienen einen bejahrten Mann zu bezeichnen, doch wenn man ihn genauer betrachtete, sah man nicht ohne Erstaunen jugendliche Züge, und in den düstern lichtblauen Augen

trotz ihres Ernstes einen Ausdruck freundlicher Güte.

„Ziemlich lange, sagte der Herr von Rauheneck, läßt uns seine kaiserliche Majestät warten. Der Zug sollte um eilf Uhr hier eintreffen, es hat schon lange Mittag geläutet, und sie sind noch nicht da.“

Das macht, antwortete Schallautzer, wahrscheinlich, weil der Kaiser einen kleinen Umweg genommen hat, um nicht unmittelbar an der Neustadt, wo der Herzog sich aufhält, vorbey zu ziehen.

Nun den abgesetzten Herzog ohne Land, rief Erpo höhnisch aus, wird der Kaiser doch nicht fürchten!

Fürchten nicht, antwortete Schallautzer; indessen besser ist besser. Vorsicht hat noch Niemanden gereut. Wer weiß, was der Herzog zu thun im Stande wäre, wenn sein hoher Gegner so ungewarnt, und, ohne Arges zu denken, gerade bey seinem Aufenthalte vorbeyzöge?

Das kann ich nimmermehr glauben, entgegnete Rauheneck, weder daß der Kaiser aus solcher Besorgniß den Umweg nimmt, weder daß der Herzog jetzt noch an solche Dinge denken könnte.

Lustig wärs bey dem Allen, rief Erpo, laut lachend, wenn der Herzog sich so auf Wegelagerung legte, und einen so köstlichen Fang machte!

I bewahre uns Gott der Allmächtige vor solchem Unglück! rief der Weinwirth erschrocken: Was hätten wir zu erwarten, wenn dem Herzog ein solcher Streich gegen kaiserliche Majestät gelänge? Was würde am dürren Holze geschehen, wenn es am frischen also ginge?

Verbrannt würde es werden ohne Gnade! rief Erpo lustig: Ich selbst möchte es prasseln sehen. Dieser Wanst da, er schlug auf den des Weinwirths mit kräftiger Hand, wird schon eine Weile im Feuer anhalten.

„Ach gnädiger Herr, wie könnt ihr mit solchen Dingen scherzen! Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen, er kommt von selbst.“

Ich bin durchaus nicht eurer Meinung, unterbrach der Rauhenecker die rohen Späße seines Nachbars, und fest überzeugt, daß, wenn es wahr ist, was du da sagst, Schallautzer, daß der Kaiser einen Umweg nimmt —

„Gewiß, gnädiger Herr! ihr könnt mirs glauben, ich habe ja die Ehre, den Wein für die Tafel des herzoglichen Hofgesindes zu liefern, und da hat der Herr Kellermeister mir noch gestern

gesagt, er wisse es von guter Hand, daß Kaiser Friedrich nicht an der Neustadt vorbey, sondern eine Strecke Weges an der Leytha hinabgeht, und erst hinter Laxenburg wieder auf die Straße einlenkt."

Dann ist es, wie ich gleich dachte, nichts als kaiserliche Schonung, Achtung für des Herzogs Unglück, dessen ein stolzes Vorüberziehen des mächtigen, zum Strafen bereiten Oberhauptes zu spotten, scheinen würde.

Ich bin viel zu wenig erfahren in solchen Gebräuchen hoher Häupter, erwiederte der Schallauzer, um das zu beurtheilen; aber froh will ich seyn, wenn der Umweg, den Seine Majestät nimmt, nicht allzuweit ist. Es ist zwölf Uhr längst vorbey. Mein Magen, so wenig als meine Ehewirthinn zu Hause, verstehen sich gern aufs Warten. Jedes Ding hat seine Zeit.

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch dieser drey Männer durch ein fernes Trompetengeschmetter unterbrochen. Er kommt! Er kommt! rief Ritter Erpo: Nun, ich bin sehr neugierig ihn zu sehen.

Ihr kennt ihn nicht von Person? fragte der Rauheneckér.

Ich habe ihn nie gesehen, so sehr ich es ge-

wünscht, erwiederte Jener; es wollte sich nie recht fügen.

Ich habe ihn gesehen, entgegnete der Alte, bey dem Turnier zu Maynz, als er Beylager hielt mit der schönen Isabella von England. Ja, Freund Expo, das war eine Pracht, ein Glanz, eine Herrlichkeit! Es ist nicht zu läugnen, das Turnier, welches wir damahls in Penzing sahen, war schön und prächtig; aber was ist das alles gegen jene kaiserlichen Hochzeitsfeyerlichkeiten! Diese Aufzüge, dieß Rennen und Stechen, diese Menge von Pferden, dieser Waffenglanz, diese reichen Gewänder, dieser Zusammenfluß von hohen Häuptern, Königen, Erzbischöfen, Fürsten und Grafen, alle, wie im Himmel die Erzengel, Engel, Thronen und Fürstenthümer um den Thron Gottes, hier auf Erden um den ersten Monarchen der Christenheit versammelt.

Ein zweyter näherer Trompetenstoß ließ sich jetzt hören, und hemmte des Greises begeisterte Rede.

Hört ihr, gnädiger Herr? rief der Schallauter: Sie kommen schon ganz nahe heran. Richtig, dort beym Johanniterhofe sehe ich die Fahnen wehen. [3]).

Wahrhaftig, sie sinds! rief Expo: Der Kai-

ser kommt. Und dieser hohe Herr in seiner Herrlichkeit wird jetzt auch der unsrige.

Das ist er ja lange schon, und wird es auch bleiben, antwortete der Alte.

Ganz recht, entgegnete Erpo, aber nicht in dem Sinne, wie ihr es meinet. Bisher standen wir eigentlich unter dem Herzoge von Österreich. Nun aber zieht der Kaiser das Lehen ein, wir werden Reichsunmittelbar.

Was sagt ihr? rief Rauheneck bestürzt.

Wien wird zur freyen Reichsstadt erklärt, fuhr Erpo fort.

Eine freye Reichsstadt, unterbrach ihn Schallautzer, so wie Ulm, Goslar, Frankfurt?

Eben so, mit allen Gerechtsamen und Privilegien, erwiederte Erpo.

Die keinen Herrn über sich zu erkennen braucht, als des Kaisers Majestät? fragte der Bürger weiter.

Keinen als diesen, und den Rath, den ihr aus eurer Mitte selbst erwählen dürfet, antwortete Erpo: Gelt, das ist kein übler Zustand für euch, ihr Stadtratzen?

Und soll das alles denn wirklich wahr seyn? nahm Rauheneck, den jene Neuigkeit sichtlich be-

troffen hatte, das Wort: Woher wißt ihr so bestimmt —

Meiner Schwester Sohn, fuhr der Solenauer fort, schreibt schon seit Jahren in der geheimen Kanzley des Kaisers unter seinem berühmten Kanzler, dem a Vineis. Der hat das Diplom in Venedig, wo es auf der Hierherreise aufgesetzt worden, gesehen und gelesen. Nun werdet ihr wohl nicht zweifeln?

Der Alte schwieg, sah gedankenvoll vor sich hin, und nahm keinen weitern Antheil an dem Gespräche seiner Gefährten, welche sich noch breit und ausführlich in allerley Auseinandersetzungen und Vorausbestimmungen vertieften, wie dieß oder jenes sich dann werde gestalten müssen oder können, und wobey jeder nur an die Vortheile oder den Schaden dachte, der ihm daraus erwachsen würde. Der Minorit, welcher den letzten Reden aufmerksamer, und mit Zeichen der Mißbilligung zugehört hatte, rief jetzt aus: O so ist es doch immer nur das Ich — immer nur der sündige Adam, der aus euch Allen spricht!

Expo und Schallautzer sahen den Sprecher verwundert an, er aber fuhr fort: Jetzt, wo es sich um das Schicksal eines hohen Herrscherhauses und den letzten Sprossen desselben handelt,

jetzt, wo von allen Seiten feindliche Heerhaufen in das unglückselige Land dringen, es überschwemmen, aussaugen, verwüsten, jetzt könnt ihr euch um eure nichtigen Vortheile und elenden Gewinn zanken? Ihr Natternbrut! Ihr Schlangengezücht! War es denn nicht eben eure Widerspenstigkeit, ihr Ritter! eure niedrige Gewinnsucht, ihr Krämer! endlich euer Aller Umsichgreifen und widerrechtliches Anmassen, was eures Herzogs Zornes-Flammen erregt, und ihn weiter fortgerissen hat, als er Anfangs dachte? Denn welcher Mensch ist Herr seines Zornes, und wo ist der Sterbliche, der zu den Wogen der Leidenschaft sprechen kann: Hierher und nicht weiter? Es schleicht der Teufel wie ein brüllender Löwe um uns herum, und wartet auf den schwachen Augenblick, wo die Leidenschaft uns übermannt, um uns vollends nieder zu werfen, und an den Boden zu fesseln.

Halt's Maul! Wir haben jetzt keine Zeit, deine Strafpredigt anzuhören. Da kommen schon die ersten Schaaren, rief Erpo ungeduldig, indem er mit der Hand auf die Fahnen wies, die man nun ziemlich nahe erblickte. Schallautzer drängte sich vorwärts, um besser zu sehen, der alte Ritter hatte sich dem Geistlichen genähert, und schien

gesonnen, ihm weiter zuzuhören, aber in dem Augenblicke schmetterten die Trompeten noch einmahl näher und kräftiger. Alles auf dem Walle kam in unruhige Bewegung, alles Gespräch hörte auf, und die Seelen der Zuschauenden hatten sich in ihre Augen gezogen. Nun war bereits die erste Reiterschaar zu sehen, deren Küraße und Blechhauben im hellen Strahle der Wintersonne funkelten, und über deren Häuptern die Banner mit den Wappen von Apulien, Calabrien und Sicilien aus Friedrichs väterlichen Reichen rauschend im frischen Ostwind dahin wallten. Mit gemischten Empfindungen von Wohlgefallen und Scheu betrachteten die Wiener diese Eisengestalten, deren trotziges Ansehen, treffliche Pferde und einstimmige Bewegung eine kriegerische Zucht und Gewandtheit verkündeten, welche sie zu eben so muthigen Schützern als furchtbaren Gegnern machten.

Hinter ihnen folgten eben so glänzend gerüstete Schaaren deutschen Fußvolks. Das Bayersche, Sächsische und mehrere rheinische Banner, hoch über dem starren Lanzenwald emporragend, zeigten die verschiedenen deutschen Länder an, deren Fürsten theils persönlich, theils durch Stellvertreter diese Schaaren unter dem Befehle ihres Ober-

hauptes anführten. Vor jeder Schaar, sowohl der Italienischen, als der Reichstruppen, ritten ihre Führer, die Feldobersten und Hauptleute des Kaisers in prächtigen Rüstungen, jeder auf seinem Schilde das Wappen irgend eines erlauchten Hauses zeigend. Am Stadtthore machte die erste Schaar Halt, hier mußten die breiten Reihen sich trennen, denn nur gesondert, drey und drey Mann hoch, konnten sie durch den schmalen Thorbogen ziehen, an dessen aufgezogenem Fallgatter fast die wallenden Federn der Ritter streiften. Aber dieses Manöver gab auch den auf dem Walle neben dem Thorthurm Stehenden die bequeme Möglichkeit, jede Schaar genau zu betrachten, und sich über die Führer, wenn sie ihnen etwa persönlich bekannt waren, über ihre Waffen und Pferde, ihre Bemerkungen mitzutheilen. Die Italienische Reiterey war nun in der Stadt, das deutsche Fußvolk strömte nach, und jetzt fing man an, das unmittelbare Gefolge des Kaisers selbst zu gewahren. Das laute Vivatrufen, das schon von fern her tönte, verkündigte die Gegenwart des Monarchen, und wälzte sich immer näher und näher in wachsendem Jubel heran, wie die schimmernde Schaar, welche jenen zunächst umgab, sich der Stadt näher bewegte. Nun erblickte man

den Kaiser, und ein trunknes Freudejauchzen, das von allen Wällen, von jedem Platze vor der Stadt, wo die Menschenhaufen sich drängten, wie aus den Fenstern der Häuser erscholl, zerriß die Luft und ward von dem Jubelruf der kriegerischen Schaaren, die in das Lob ihres tapfern Herrn freudenvoll einstimmten, verstärkt und verdoppelt.

Jetzt sah man den Kaiser selbst — die nicht so sehr starke aber überaus edle und regelmäßige Gestalt, die feinen und schönen Züge erinnerten an die Helden des griechischen Alterthums und zeigten eine Mischung deutscher und italienischer Abkunft und eine wunderbare Vereinigung von Anmuth und Kraft, Klugheit und Edelsinn. Der Silberhelm, von der goldnen Kaiserkrone umgeben und von wallenden Federn beschattet, der glänzende Brustharnisch, von welchem, so wie vom Kreuzgriffe des blanken Schwertes, Edelsteine funkelten, der Purpurrock mit Hermelin gefüttert, der die edle Gestalt königlich umwallte und den Rücken des blendend weissen Rosses zum Theil bedeckte, alle diese prächtigen Umgebungen wurden für den Augenblick nicht beachtet, denn alle Schauenden betrachteten nur seine Gesichtszüge, seine Haltung, seine Mienen, um ihn,

den Wenige noch gesehen, und der so merkwürdig war, ihrem Gedächtnisse recht einzuprägen.

Wahrlich ein schöner, prächtiger Herr! rief der Schallautzer.

Das gestehe ich, wiederhohlte Erpo zu Rauheneck: — Er kann nicht mehr so jung seyn, und seht ihr, welche blühende Farbe, welche jugendlich kräftige Haltung!

Und welche Majestät und Freundlichkeit zugleich! sagte der erste: Seht ihr, gnädiger Herr! wie er herablassend rechts und links grüßt, wie er sich huldvoll neigt.

Dennoch finde ich ihn merklich verändert, nahm der Rauhenecker das Wort: Es sind freylich mehrere Jahre verflossen, seit ich ihn gesehen, und es ist mancher Sturm über sein Haupt, manche schwere Sorge durch sein Herz gezogen. Aber findet ihr nicht, Ritter, daß bey aller Verschiedenheit der Hohenstaufenschen und Babenbergischen Gesichter, doch eine Art von Familienähnlichkeit bemerkbar ist?

Sie stammen ja auch Alle von Einer Ältermutter, erwiederte Schallautzer.

Und stehen sich doch jetzt so feindlich gegenüber! seufzte Rauheneck.

Sorgt nicht! fiel plötzlich des Minoriten

tiefe heisre Stimme ein: Sie werden schon wieder vereint werden! Der Sturz, das Unglück macht sie gleich. Beyde Zweige des alten Baumes schlägt der Blitz herab — Einen früher, Einen später — aber herab in den Staub müssen sie beyde! Weh! Weh! über Babenberg und Hohenstaufen, fuhr er mit kläglichem Tone fort: Aber noch zehnfaches Weh über das Haus, das Gott erwählt hat, um jene zu vertilgen, und Weh mir! Weh mir! rief er noch einmahl lauter: Da kommt schon Einer! da kommt er schon! Mit diesem Ausruf der Angst, und indem er ängstlich auf einen Mann im Gefolge des Kaisers deutete, machte sich der Mönch durch die Zuseher, die ihm scheu auswichen, Platz, und eilte von dem Walle hinab gegen die Stadt zu, wo er sich bald in der Menschenfluth verlor. Die drey Männer, an welche dieser wunderliche Weheruf gerichtet war, sahen sich unter einander bestürzt und fragend an. Es war unstreitig, daß diese geisterhafte Mahnung und Prophezeyung sie mitten in diesem festlichen Augenblicke aufs unheimlichste ergriffen hatte. Dennoch schien sie ihnen so thöricht, und so ohne allen vernünftigen Grund, daß Jeder von ihnen nach den ersten Augenblicken sich beynahe seiner Bestürzung schämte, und diese

letztern Äußerungen des bleichen Mönchs, zusammengehalten mit der unberufenen Strafpredigt, die er vorher begonnen, sie leicht auf den Gedanken brachte, daß es mit diesem armen jungen Manne nicht recht richtig seyn müsse.

Narr, der! rief Erpo, welcher den unwillkommenen Schauer zuerst abgeschüttelt hatte.

So schreckliche Sachen vorzubringen! ächzte der Schallautzer: Möchte Einem Hören und Sehen vergehn!

Sonderbar bleibt es bey allem dem, sagte der Alte, und ich gestehe euch, ich werde das Gesicht des Mannes und seine Worte so bald nicht vergessen. — Ein jäher lärmender Klang von unbekannten kriegerischen Instrumenten unterbrach hier des Alten Rede. Er kam von einer berittenen und wunderlich gekleideten Reiterschaar, die hinter dem Kaiser jetzt in einiger Entfernung sichtbar ward; aber alle Aufmerksamkeit, die sie sonst auf sich gezogen haben würde, war jetzt auf den Kaiser und seine nächsten Umgebungen gerichtet, der, bereits am Stadtthore angekommen, still hielt, um die goldnen Stadtschlüssel in Empfang zu nehmen, welche der Bürgermeister und der Magistrat von Wien hier in feyerlicher Deputation dem Kaiser knieend auf Purpursammt-

nen Kissen überreichten, und in einer wohlgesetzten Rede, ihre willige Unterwerfung als ein Verdienst anrechnend, sich dem kaiserlichen Schutze und der allerhöchsten Gnade empfahlen.

Mit einem halb sichtbaren Lächeln hörte der Kaiser sie an, winkte huldreich dem Bürgermeister zu und bedeutete dann einen ansehnlichen ernsten Mann in schwarzsammtnem Gewande mit einer schweren Goldkette auf der Brust, der ihm zur Linken ritt, die Schlüssel zu sich zu nehmen, indem er selbst dem Bürgermeister einige gnädige Worte sagte.

Das ist der a Vineis, flüsterte jetzt Erpo dem Rauhenecker zu, des Kaisers Kanzler und in allen Geschäften seine rechte Hand.

Ein stattlicher Herr! sagte der Schallautzer.

Aber, unterbrach ihn der Rauhenecker, täuscht mich mein Auge, oder reitet dort hinten in der Schaar der Ritter und Fürsten nicht der Frangepani?

Erpo sah schärfer hin: Richtig, er ist's, ich kenne ihn an der Ungrischen Kleidung.

Wie kommt er ins kaiserliche Gefolge? fragte der Alte.

Wißt ihr denn nicht, daß er gar wohl gelitten ist an des Kaisers Hofe? — Der über-

häuft ja seine Familie, wenigstens den Zweig, der in Wälschland angesessen ist, mit ungemein viel Gnaden, erwiederte Erpo.

Sind dort auch Frangepani? fragte der Ritter verwundert.

Von dort sind sie ja ausgegangen, und haben sich erst später nach Ungarn gewendet.

So! so! erwiederte der Alte, und unwillkührlich mußte er bey der Erwähnung des gedoppelten Hauses der Frangepani an des Mönches düstere Prophezeyung denken.

Der Kaiser war jetzt bereits unter dem Thorbogen den Augen der oben auf dem Walle Stehenden entgangen, nun folgten auch die übrigen Herren, ein großer Haufen, unter denen sich die ersten Fürsten des Reiches, der König Wenzel von Böhmen, die Herzoge von Bayern und Kärnthen, die Erzbischöfe von Maynz, Trier und Salzburg, die Bischöfe von Passau und Bamberg und noch viele andere Große befanden, welche den Kaiser, wie mindere Sterne die Sonne, umgaben.

Da kommt jetzt der Frangepani, rief Erpo, und zeigte auf ihn: Er sieht uns nicht.

Er hat wohl keinen Gedanken daran, daß wir hier stehen, erwiederte Rauheneck.

Er soll uns aber sehen! rief Erpo — nahm

das Barett ab und schwang es mit den hellrothen Federn so lange und heftig über der Brustwehre des Walles hin und her, daß es den Herren des zahlreichen kaiserlichen Gefolges auffallen mußte. Einige, und unter ihnen Frangepani sahen hinauf, nun grüßte Erpo mit großer Vertraulichkeit, der Rauhenecker anständig aber freundlich — Frangepani erwiederte die Grüße flüchtig und kalt, und sprengte unters Thor.

Sieh! sieh! brummte der Solenauer: Weil er hinter dem Kaiser reitet, ist er auf einmahl auch ein großer Herr geworden.

Mit was man umgeht, hängt einem an, sagte der Schallautzer, der Zeuge des Auftrittes gewesen.

Aber daß er euch, den Schwiegervater nicht höflicher gegrüßt, das verdrösse mich an eurer Stelle am meisten, rief Erpo.

Laßt mich das mit mir selbst und ihm ausmachen, erwiederte der Alte, der den Verdruß, welchen ihm Frangepani's Betragen verursachte, zu verbergen bemüht war, und wollte noch etwas hinzusetzen, als Schallautzer mit einem Ton des Schreckens ausrief: Mein Gott! was kommen da für Gestalten? Seht ihr nicht die wunderlichen Feldzeichen, die Stangen mit den halben

Monden, die Büschel daran und diese braunen Gesichter unter den dicken weissen Wälsten um den Kopf und mit den weiten langen Kleidern?

Das ist die saracenische Leibwache des Kaisers, erwiederte Rauheneck: Habt ihr nie davon gehört?

Saracenen? entgegnete der Bürgersmann bestürzt. Also Heiden? Mohamedaner: Und diese werden auch in unsre Stadt einziehen?

Versteht sich! sagte Rauheneck: Sie sind des Kaisers unzertrennliche Begleitung. Wo er bleibt, bleiben sie auch.

Aber wie kommt denn das, fragte der Schallautzer, der sich noch immer nicht recht von seiner Bestürzung erhohlen konnte: Der römische Kaiser, den der Papst gekrönt hat, das weltliche Oberhaupt der Christenheit? Und diese Heiden sind ja Teufelskinder? Das begreift man ja gar nicht.

Ihr mögt wohl in euern Lehrjahren viel gewandert seyn, Herr Schallautzer, nahm Expo spöttisch das Wort — aber erfahren habt ihr nicht viel. Wißt ihr denn nicht, daß viele von diesem Glauben seit langem in Sicilien angesessen, und daher des Königs von Sicilien und Apulien geborne Unterthanen sind?

Immerhin, antwortete der Bürger, möchten sie dort leben, wenn es nicht besser wäre, sie ganz aus dem christlichen Lande zu vertreiben. Aber daß der Kaiser sie an seine Person zieht, sich von ihnen bewachen läßt —

Je nun! Dieser Hohenstaufen, entgegnete Erpo, will eben nicht mit dem gewöhnlichen Masse gemessen seyn. Er thut seine Thaten, und fragt nicht viel darnach, was die Welt dazu sagt.

So thut er; nahm Rauheneck das Wort: Aber ob er in allen Stücken recht daran thut — wird die Zeit lehren.

Noch hat ihm wenig oder nichts mißlungen, rief Erpo, und er ist noch aus jedem Streite glorreich herausgetreten.

Auch aus seinen Fehden mit der Kirche und dem Papste? antwortete der Alte bedenklich: Ich fürchte, an diesem Felsen Petri zerschellt noch seine Macht.

Ja, ja, sagte der Bürger: Der Krug geht so oft zum Brunnen, bis er bricht, und wir haben noch nicht aller Tage Abend.—Während dieser Reden waren nun auch die Saracenen in die Stadt hineingeritten, es gab jetzt auf dem Walle nichts mehr zu sehen, eine Menschen-Menge, welche dem Zuge folgen und gern noch länger

schauen wollte, drängte auf die Stufen zu, die vom Walle hinabführten, riß die drey Herren mit sich fort, und zwang sie dem Schwalle zu folgen. Die Ritter suchten die nächste Straße zu gewinnen, um sich nach der Herzoglichen Burg zu verfügen, Schallautzer aber, trotz seines Abscheues vor den Ungläubigen, schloß sich an den Haufen an, welcher der Leibwache so dicht auf dem Fuße folgte, daß Mancher in Gefahr kam, von den Hufen der Pferde getreten zu werden, und im Betrachten der wunderbaren Anzüge, der braunen fremdartigen Gesichter, der Köcher und Bogen, der krummen Säbel und Messer, der Trompeten und Kesselpaucken von blankem Silber, so wie der schönen schlanken Pferde von Arabischer Zucht, vergaß Schallautzer und Viele mit ihm das Entsetzen, welches der Anblick dieser Heiden ihnen zuerst verursacht hatte.

Die Hauptstadt der Herzoge von Österreich war jetzt ein Schauplatz wichtiger Dinge, so wie großer und herrlicher Festlichkeiten geworden. Mit lebhaftem Vergnügen sahen die reichen Bürger des Kaisers zahlreiche Hofstaat, so manchen großen Herren sammt seinem Gefolge, der mit

Friedrich dem Zweyten sogleich gekommen war, und in den folgenden Tagen noch mehrere Reichsfürsten mit vielen Helmen in ihre Thore einziehen. Auch brachte beynahe jeder Tag eine frische, falsche oder wahre Mähre, irgend eine neue Verordnung oder Entschließung des Kaisers, irgend eine Erzählung von dem, was in der Neustadt vorgehen sollte, irgend eine wunderbare Beschreibung von den Merkwürdigkeiten, welche sich in des Kaisers Umgebungen befanden, von den Mohren, die einen Theil seiner Leibwache ausmachten, von den lebendigen Kamehlen und Leoparden, die er zur Jagd bey sich hielt, von den Saracenischen Mädchen, die vor ihm zu tanzen pflegen, von den kundigen Edelknaben, die, in allen Sprachen des Morgenlandes unterwiesen, mit jenen Seltenheiten vereinigt, den Hof des christlichen Monarchen dem eines Morgenländischen Sultans nicht unähnlich machten [4]). Das gab denn den Neugierigen und Müssigen, wie sie innerhalb der Mauern jeder größern Stadt anzutreffen sind, täglich neuen willkommenen Stoff zu Gesprächen, welcher in Bade- und Trinkstuben abgehandelt wurde, und die Wiener in den ersten Tagen der kaiserlichen

Anwesenheit gar nicht zu rechter Besonnenheit und Würdigung der Dinge kommen liess. Bald darauf, und ehe noch der frische Hauch der Neuheit von diesen Gegenständen abgestreift war, bereiteten sich ihnen wieder andere erfreuliche Auftritte; denn Herzog Konrad, des Kaisers zweyter und ältester Sohn nun, schwamm mit einem staatlichem Gefolge auf schönbewimpelten Schiffen von Regensburg die Donau herab, die, als wisse der Strom, welchen Herrn er zu feyern habe, ihre Eisdecke schon in der Hälfte des Jänners gesprengt, und dem hohenstaufischen Prinzen einen glänzenden Weg in die Länder seines Gegners geöffnet hatte. Der Kaiser hatte nähmlich seine Anwesenheit in Österreich, die Gegenwart so vieler Reichsfürsten, und vielleicht auch die Hoffnungen, welche aus der vollkommenen Demüthigung des Babenbergischen Hauses erwachsen sollten, benutzen wollen, um die Fürsten seinem lange gehegten Plane günstig zu stimmen, und seinen Sohn Konrad von ihnen zum Könige der Deutschen an die Stelle des verstorbenen unglücklichen Heinrich erwählen zu lassen. Klug, geschäftig und vorsichtig ging sein Kanzler, der gelehrte a Vineis, von einem der Wahlfürsten zum andern, wußte jeden auf der Seite

zu nehmen, wo er am leichtesten zu fassen war, wußte jedem den Köder vorzuhalten, der ihn am meisten reizte, und jeden Widerstand, so schlau als mild, und so klug als fest, zu beseitigen.

So ging das Wahlgeschäft seinen Gang an der einen Seite, während an der andern Kaiser Friedrich auch die Angelegenheiten des Landes, um derentwillen er sich hier befand, im Auge behielt und thätig betrieb. Jene Erklärung, wovon Expo am Tage des Einzugs gesprochen, wurde nun bald öffentlich und feyerlich gegeben, und sowohl im Münster zu St. Stephan, als auf dem Platze vor der herzoglichen Burg durch Herolde dem Volke verkündigt: daß des Kaisers Majestät die Stadt Wien, in Betracht ihrer vielen Verdienste um das Reich, zur freyen Reichsstadt erhoben, und von ihren frühern Verpflichtungen gegen die Herzoge von Österreich losgesprochen habe. Lauter Jubel, der an Trunkenheit grenzte, verbreitete sich durch alle Straßen der Stadt, die Bürger derselben glaubten sich nun am Ziele aller ihrer Wünsche, und segneten den Kaiser, dem sie diese Wohlthat verdankten.

Mitten in diesen Tagen der Freude, welche durch die nahen Feyerlichkeiten und Feste bey der Wahl Herzogs Konrad zum Könige der Deutschen

noch gesteigert werden sollte, ritt einst in der frühen Abenddämmerung des Winters ein Ritter in voller Rüstung, von einigen ebenfalls wohl bewaffneten Reisigen begleitet, beym rothen Thurmthor in die Stadt Wien ein, und stieg bey der berühmten Herberge des Herrn Schallautzers am hohen Markte ab. Des Ritters Rüstung war blank, aber einfach, ein rother Löwe im goldenen Feld erschien auf seinem Schild, sein mit Pelz gefütterter Mantel, die warmen Pelzdecken der Pferde, alles, was den Herrn sowohl als die Knechte umgab, zeigte an, daß sie aus weit entfernten Gegenden kommen, und in dieser strengen Jahreszeit eine beschwerliche Reise gemacht haben mußten. Dennoch sprang der Ritter wohlgemuth von seinem Schimmel, den er freundlich streichelte, schlug das Visier des Helmes auf, aus dem ein kluges, wohlgebildetes Gesicht und helle, blaue Augen sahen, und trat in die Thüre der Gaststube, in der er einen Augenblick stehen blieb, erwartend, daß der Wirth, welcher geschäftig zwischen den Tischen seiner Gäste herumging, ihn erblicken sollte. Das geschah auch alsobald, das rasche Öffnen der Thüre, das Rasseln der Rüstung, hatte die Blicke mehrerer Anwesenden, und auch des Wirthes auf den Eintretenden gelenkt. Schallautzer

schaute und schaute, die Gestalt, die Züge kamen ihm bekannt vor, dennoch wußte er nicht sich sogleich zu sagen, wem sie angehörten. Da lächelte der Ritter, und sagte gutmüthig: Nun, Schallautzer, hast du mich denn schon ganz vergessen, und kennst auch nicht einmahl meine große Habichtsnase mehr? Da fuhr bey dem bekannten Klange der Stimme der Gastwirth auf, und eilte dem Eintretenden entgegen. Herr Jesus! Seyd ihrs, Graf von Habsburg, oder ist es euer Geist? rief er, und der Nahme des vornehmen Gastes trieb plötzlich die Anwesenden von ihren Sitzen empor, um den Grafen ehrerbiethig zu grüßen. Freundlich dankte und winkte dieser, mahnte mit Wort und Wink, sich nicht stören zu lassen, und schritt, von Schallautzer gefolgt und bedient, auf den Ehrenplatz am Ofen zu, den sogleich einer der früheren Gäste räumte, und wo Rudolph sich nun behaglich niederließ.

So seyd ihr denn wieder da, gnädiger Herr! Ja, ja, unverhofft kommt oft! Wer hätte das geglaubt! rief der Wirth aus.

Nun, wie so? fragte der Graf: Meintest du denn, ich würde gar nicht mehr wieder kommen?

Ach, du lieber Gott, aus dem Land voll Schnee und Eis, wie ich mir habe sagen lassen, und von

den menschenfressenden Heiden! Wahrlich, euch hat der liebe Herr Gott zurückgeführt, rief Schallautzer.

Das hat er, Alter, das hat er sichtbar und fühlbar, wie er uns immer führt an seiner Vaterhand. Aber für ein solches Wunder brauchst du meine Rückkunft nicht eben zu halten. Es sind noch manche wieder gekommen, die Deutschland mit mir verlassen hatten, so z. B. Prinz Ottokar von Böhmen, mit Vielen, die ihm gefolgt waren, und auch zwey von meinen Landsleuten. Den dritten freylich und noch Einen, um den es mir sehr leid thut, haben wir in den Pohlnischen Wäldern liegen müssen lassen; die schlafen dort im kühlen Grund, und sehen das Vaterland nicht mehr.

Graf Rudolph senkte das ernste Auge bey diesen Worten zu Boden, und blieb eine Weile stumm.

Darf man wohl fragen, nahm einer der Gäste nach einer kleinen Pause das Wort, wie die beyden Ritter heißen, welche ihr Grab dort gefunden?

Der Eine, nahm Habsburg das Wort, war mein Landsmann und Nachbar, ein Herr von

Toggenburg, den andern werdet ihr wohl gekannt haben, Ritter Ulrich von Pottendorf.

Großer Gott! fiel der Schallautzer erschrocken dem Ritter ins Wort: Der ist todt? der schöne junge Herr!

Der so reich und angesehen war! rief ein Anderer.

Ja, der Tod, entgegnete der Graf ernst, schont weder Stand, noch Schönheit, noch Jugend. Weiß Gott, ich habe diesen Ulrich schwer verloren! Wir haben uns erst hier kennen gelernt, wir haben nicht lange mit einander gelebt, aber es war mir, als sey mir der liebste Bruder gestorben, wie ich endlich nicht mehr an seinem Tode zweifeln konnte. Das war ein guter frommer Mensch! — Der Habsburg schwieg, und die übrigen schwiegen ebenfalls ehrerbiethig. Nach einer Weile fuhr sich jener mit der Hand über die Augen, gleichsam um die unwillkommenen Gedanken wegzuwischen, und sagte: Wie ist denn das, Schallautzer? Ich habe da, auf dem Wege hieher, gar wunderbare Dinge gehört. Euer Herzog ist geächtet, Ihr habt den Kaiser in Eurer Stadt? Ist das denn alles wahr?

Schallautzer fing nun an zu erzählen, die übrigen Gäste mischten sich darein, und halfen

ebenfalls berichten, so daß Graf Rudolph endlich von allem Vorgefallenen in der Ansicht, welche die Bürger davon hatten, unterrichtet war. In seinen ernsten Zügen mahlte sich wechselweise Erstaunen, Zweifel, Mißbilligung. Dieses letzte Gefühl schien allmählich die Oberhand über die übrigen zu erhalten. Meister Schallautzer, so wie die Mehrzahl der Gäste deuteten es nach ihrer Meinung, sie sahen eine antwortende Empfindung darin, die mit ihnen des Herzogs ungerechtes Verfahren verdammte, und verdoppelten also ihren Tadel desselben, so wie die Lobpreisungen des Kaisers, der sich ihnen so überaus gnädig erwies. Graf Rudolph verstummte allmählich ganz, er ließ die Bürger reden. In seinem Geiste spiegelten sich die Dinge ganz anders, aber er hielt es weder für schicklich noch für nützlich, sich hier zu äußern. Als der Strom ihrer Beschwerden und Schmeicheleyen zu versiegen anfing, schien er aus seinem Nachsinnen zu erwachen, und unterbrach des Schallautzers Rede mit der Frage: Und in der Neustadt hält sich Euer Herzog Friedrich auf?

Unser Herzog? spöttelte einer der Gäste: Das ist er schon zum längsten gewesen, wollen wir hoffen.

Ich hoffe es aber nicht, antwortete der Graf

trocken, erhob sich, und befahl Schallautzern, ihm vorzuleuchten, und sein Zimmer zu zeigen. Etwas verblüfft nahm dieser die Fackel von der Wand, die andern verneigten sich stumm und ebenfalls betroffen, und Rudolph verließ das Zimmer, und gab den Zurückbleibenden dadurch willkommene Freyheit, über ihn und das, was er gesagt, ihre Glossen zu machen.

Am andern Morgen konnte er nicht umhin, dem Kaiser, seinem obersten Lehensherrn, seinem Taufpathen, da der Zufall ihn nun einmahl während dessen Anwesenheit nach Wien geführt hatte, und seine Ankunft nicht verschwiegen bleiben konnte, sogleich bey Hofe in der herzoglichen Burg aufzuwarten. Kaiser Friedrich empfing ihn huldreich, er mußte ihm von dem Kreuzzuge gegen die Preußen erzählen, von den Sitten des Volkes, von den Thaten der deutschen Ritter, von dem Fortgange ihrer Waffen, und von dem böhmischen Prinzen Ottokar, von welchem der Ruf ihm viel Bedeutendes berichtet. Graf Rudolph gab auf Alles guten Bescheid, und der Kaiser sah mit Vergnügen, welch einen tiefen, klaren, und doch so milden Geist dieser junge Mann bey jeder Gelegenheit entfaltete. Jene Wahrsagung des Astrologen fiel ihm bey. Ein ernster Gedanke

überschattete plötzlich seine schönen geistvollen Züge, denn er gedachte, wie herrlich in zwey tapfern Söhnen, in eben so viel Enkeln das hohenstaufische Haus vor kurzem noch geblühet, und wie jetzt alle seine Hoffnungen auf dem einzigen rechtmäßigen Sohne Konrad beruhten! Zum mindesten, wenn das Geschick mit diesem Hause enden wollte, wenn es beschlossen hatte, die deutsche Krone einem andern Stamme zuzuwenden, schien der von den dunkeln Mächten bezeichnete Nachfolger kein Unwürdiger, und das deutsche Reich nicht gefährdet in solchen Händen. Das waren die Gedanken und Empfindungen, welche durch Friedrichs Geist zogen, während Graf Rudolph vor ihm stand, und einfach, wahr und verständig jede Frage des Kaisers beantwortete, und seine eigene Meinung über Manches äußerte.

Zuletzt, als der Kaiser ihn entließ, lud er ihn freundlich ein, der Wahlfeyerlichkeit seines Sohnes Konrad beyzuwohnen, die am dritten Tage Statt haben sollte. Diese Einladung kam dem Habsburger nicht ganz gelegen, denn sein Sinn stand nach der Neustadt. Da er nun ferner des Pottendorfers letzten Willen dem Lehensherrn desselben zu überliefern hatte, und doch auch schon sehnlich wünschte, das Vaterland, von dem er mehr

als drey Jahre entfernt gewesen, wieder zu sehen, so beschloß er, wenigstens seinen Aufenthalt hier so kurz als möglich zu machen. Er nahm also die huldvolle kaiserliche Einladung in tiefster Ehrfurcht an, und traf, so wie er sich beurlaubt, und seine Herberge erreicht hatte, sogleich alle Anstalten, um seiner Geburt und dem Verhältnisse gemäß, in welchem er zu dem Kaiser stand, mit geziemender Würde bey dem nahen Feste zu erscheinen.

Der Wahltag Herzog Konrads zum deutschen Könige, dieser Zielpunct so langer und eifriger Bestrebungen, war gekommen, und die herzogliche Burg sowohl als die ganze Stadt in fröhlicher Hast aufgeregt. Vom Lande herein und aus den kleinern Städten, ja aus Ungarn, Böhmen und Bayern waren Ritter und Herren gekommen, um Zeugen aller dieser Herrlichkeiten zu seyn. Vom frühen Morgen an gingen schon lange Züge von schön und blank gewaffneten und geputzten Menschen und Pferden nach allen Richtungen durch die Straßen der Stadt, um sich ihrer verschiedenen Bestimmung gemäß, nach dem Münster von St. Stephan, oder nach der Burg zu verfügen. Endlich brach unter dem Geläute aller Glocken der Zug aus dem herzoglichen Pal-

laste auf, und das Volk erstaunte über die nie gesehene und seltsame Pracht desselben. An des Kaisers Seite ritt sein Sohn Konrad, und die Stimmen der Zuschauer waren getheilt zwischen des Kaisers männlich reifer Schönheit, dem ungemeinen Geiste, der aus seinen Zügen strahlte, der Hoheit und Anmuth, die alle seine Bewegungen beseelte, und der jugendlich frischen Blüthe des wunderschönen Jünglings, der an seiner Seite ritt. Eine zahlreiche Menge vornehmer Herren, darunter die ersten Fürsten des Reichs, Könige, Herzoge, Erzbischöfe, Fürsten und Grafen im höchsten Staate, begleiteten den Zug, den Bewaffnete zu Fuß eröffnet hatten, und den Schluß machte ebenfalls wieder jene Saracenische Leibwache, die heute noch viel prächtiger, als am Tage der Ankunft gekleidet war.

Nach dem Hochamte und der vollbrachten Wahl ging der Zug in die Burg zurück, wo ein prächtiges Bankett die zahlreichen Gäste mit kaiserlicher Pracht bewirthete. Unter diesen Gästen hatten sich dann die Bekannten nach Möglichkeit zusammengefunden, und hielten sich beysammen. So war Graf Rudolph, den außer dem jetzt in der Neustadt abwesenden Ritter von Künring fast Niemand in Wien kannte, froh gewesen, daß

ihn schon Tags zuvor der Zufall, welcher ihn in des Schallautzers Herberge geführt, mit dem alten Ritter von Rauheneck bekannt gemacht hatte. So verschieden ihre Jahre waren, so zog doch das einfach biedere Wesen des Greises den jungen Ritter an; und auch dem Rauhenecker behagte der kluge und bescheidene Schweitzer. So fanden sie sich denn beym Zuge willig zusammen, sassen an der Tafel nebeneinander und theilten sich ihre Bemerkungen mit.

Herrliche Musik erscholl während der Mahlzeit und rauschende Dusche begleiteten die Gesundheiten, welche in den goldnen meist mit Edelsteinen besetzten Pokalen ausgebracht wurden. Wunderschöne Frauen, von denen Viele, die zu dem kaiserlichen Hofstaate gehörten, die majestätischen Formen der Römerinnen, oder die feurigen Reize der Neapolitanerinnen zeigten, nebst einigen deutschen Damen schmückten die bunte Reihe der Gäste. Sänger und andre Tonkünstler liessen sich hören, aus reinen italischen Kehlen tönte die melodische Sprache dieses Landes, und Manche wollten wissen, daß ein und andrer Text dieser Gesänge, der den Zauber Italienischer Schönen pries und sie den Gottheiten des heidnischen Alterthums verglich, von dem Kaiser

selbst gedichtet sey *). Wohl verstanden nur Wenige von denen, welche sich im Saale befanden, diese Worte und ihren Sinn, aber das Wollusthmende Getöne und die weichen Klänge, welche bezaubernd in die Seelen drangen und sie in süßen Taumel auflöseten, sprachen verständlich zu ihnen und rissen sie unwiderstehlich hin.

Unterdessen war über dem Auftragen und dem Genuße zahlloser Gerichte, deren Beschaffenheit und Nahmen den deutschen Gästen meist unbekannt waren, der kurze Wintertag der Dämmerung nahe gekommen. Der Kaiser winkte und schnell wurden die Fackeln im Saale entzündet und verbreiteten hellen Tagesschein auf allen Wand- und Kronleuchtern.

Im Hintergrunde des weiten und langen Tafelsaales war ein Vorhang von blauem schwerem Seidenstoffe mit silbernen Fransen besetzt, der hinter zwey schlanken Säulen bis zur Erde niederhing und das Ende des Saales den Augen der Anwesenden entzog, schon bey Vielen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Neugier gewesen. Ehe noch die Fackeln im Saale entbrannten, hatte es Rudolph geschienen, als dringe ein Lichtschimmer hinter den Falten des Vorhangs und unten, wo die Silberfransen den Fußboden

berührten, hervor. Indessen war die Tafelmusik verstummt, die Sänger und Sängerinnen verließen die Tribune, auf der sie gestanden, die übrigen Künstler folgten ihnen, und als alles erwartungsvoll im Saale still geworden war, klatschte der Kaiser laut dreymahl in die Hände. Der blaue Vorhang theilte sich zu beyden Seiten, wie von unsichtbaren Händen zurückgezogen, es zeigte sich das Ende des Saals ringsum mit gleichen blauseidnen Vorhängen umhangen, und bildete dadurch eine Art von abgesondertem Gemache, das noch durch eine ungemeine glatt getäfelte und etwas erhöhte Estrade von dem übrigen Theile des Saales, den die Tafeln und die Gäste einnahmen, geschieden war [6]). Ganz im Hintergrunde erblickte man zwey höchst zierliche Mädchengestalten, deren reicher Anzug von Silberstück mit blauen Verzierungen, so wie ihr Kopfputz und ihre bräunliche Hautfarbe bey überaus regelmäßigen Zügen und feuerfunkelnden Augen sie sogleich als Saraceninnen zu erkennen gab. Diese Mädchen standen nicht auf dem Boden der Estrade, sondern jede hatte unter jedem Fuße eine Kugel; und sie mahnten so an die Bilder der Göttinn Fortuna, nur daß sie statt Einer, auf Zwey Kugeln standen, statt des Segels

saracenische Handpaucken von blankem Silber in anmuthiger Stellung hoch emporhielten, und in den Zusehern die Besorgniß erregten, sie möchten bey der leisesten Bewegung von ihrem unsteten Fußgestelle herabgleiten. Nun ließ sich eine ungesehene wohlbesetzte mohrische Musik mit Zinken und Hörnern und andern Instrumenten vernehmen, und so wie die ersten Töne erklangen, fingen die Mädchen auf ihren Kugeln sich an zu bewegen, und glitten dahin und glitten dorthin, und wendeten sich in zierlichen Stellungen, entlockten ihren Handpaucken liebliche Töne, ließen bald die eine bald die andre ihrer Kugeln dahin rollen, eilten ihnen auf einer stehend nach, hohlten die Entlaufenen ein, verschlangen anmuthig ihre Arme, ließen sich wieder los, und trieben so eine Weile ihr wunderbares Spiel auf ihren Kugeln, das denn in Manchen der Gesellschaft den Gedanken erregte, dieß, wie so manches Andre, was sie heut gesehen, und früher gehört, gehe wohl nicht mit rechten Dingen zu.

Graf Rudolph hatte dem seltnen Schauspiele mit Vergnügen zugesehen, aber er bemerkte erst jetzt, daß sein Nachbar, der Rauhenecker, sich von ihm und dem Tanze gegen die andre Seite zugewendet hatte, und er glaubte sogar zu bemer-

ken, daß der gute Greis einmahl über das andre unter dem Tischtuche ein Kreuz schlug. Indessen that er, als achte er nicht darauf, und während dessen hatte der Tanz ein Ende. Die Mädchen auf ihren Kugeln waren mit verschlungenen Armen, ihre Instrumente mit der andern freyen Hand hoch emporhaltend, bis an den vordersten Rand der Estrade geschwebt. Hier verneigten sie sich zierlich und ehrerbiethig vor den Anwesenden und dem Kaiser, dieser klatschte abermahls in die Hände, die Vorhänge rauschten von beyden Seiten zu, und die Mohrinnen waren verschwunden.

Ein vielstimmiges lautes Ah, dem ein eben so lautes allgemeines Beyfallrufen und Klatschen folgte, lohnte das liebliche Schauspiel und zeigte dem Kaiser genugsam, welchen überraschenden Eindruck es hervorgebracht. Nun ergossen sich Lobeserhebungen, Bemerkungen, Fragen, und wie ein brausendes Meer rauschte der weite Saal von den Stimmen der Gäste, welche dennoch in Gegenwart der Majestäten sich nur gedämpft und halblaut hören ließen. Einer der belebtesten und entschiedensten Lobpreiser war Graf Frangepani, der dem Rauhenecker fast gegenüber saß, und schon während des Schauspiels sein Entzücken deutlich zu erkennen gegeben hatte. Mit

Mißfallen hatte der alte Mann dieß bemerkt, so wie er überhaupt seit Frangepani's Eintritt und Anwesenheit in Wien mit dem Betragen desselben durchaus unzufrieden war. Der Ungar hatte nähmlich seinen präsumtiven Schwiegervater, den er gewiß am Tage der Ankunft auf dem Walle gesehen, weder in der Herberge zu Wien, wo Rauheneck sich damahls noch ein Paar Tage aufhielt, noch seitdem auf seinem Schloße bey Baden aufgesucht. Jetzt war Herr Konrad wieder nach der Stadt gekommen, um bey der Wahlfeyerlichkeit zugegen zu seyn; er hatte dem Frangepani ein Paarmahl zufällig begegnet, er hatte ihn angeredet, ihn zu sich eingeladen, und jener hatte sich flüchtig und unter kahlen Entschuldigungen losgemacht. Heute vollends hatte er durch die Fremdheit, womit er den Alten in der Kirche sowohl, als in der Burg vermieden, und jetzt durch die entzückten Lobpreisungen, womit er ein Schauspiel erhob, das dem Alten wie ein Teufelsspuck vorgekommen war, das Maaß des Zornes bey Ritter Konrad voll gemacht, und dieser wendete sich, während Frangepani noch mit funkelnden Blicken und erhitzten Ausdrücken die Schönheit der Mädchen, das Wollustathmende ihrer Züge und Bewegungen, das Nymphen-

hafte ihres Wuchses erhob, und sie mit allerley Statuen und Gemählden italischer Meister verglich, unmuthig zu seinem Nachbar und brummte: Nun, was sagt ihr zu dem Allen, Herr Graf?

„Der Tanz war schön, unstreitig, wie überhaupt das ganze Fest wahrhaft kaiserlich; aber ich für meine Person bin kein großer Liebhaber aller dieser Dinge, und wäre nicht ungehalten, wenn es bald zum Ende ginge.“

Da habt ihr wohl recht, flüsterte der Rauhenecker: Indessen bin ich doch nicht ganz eurer Meinung. Kaiserlich mag das Fest wohl seyn, aber christlich ist es nicht. Was sollen die Heidinnen da im Tafelsaale? Und kann dieser Tanz auf den Kugeln was anders seyn, als Wirkung der schwarzen Kunst? Es ist ja nicht möglich, daß das mit natürlichen Dingen zugeht, denn kein Mensch kann auf Kugeln umhergehen, viel weniger tanzen oder Luftsprünge machen.

„Ihr müßt nur bedenken, daß lange Übung und Angewöhnung von Kindheit an hierin viel thun kann. Habt ihr denn nie Seiltänzer gesehen? Was vermögen diese nicht Wunderbares?“

Mag seyn! — Ich habe zeitlebens wenig oder nichts von solchen brodlosen Künsten gehalten, und ich würde sie meinen Gästen, die ich ehren

wollte, nicht zum Besten geben. Nein, wahr bleibt wahr. Unser Herzog Friedrich hat uns oft gekränkt, aber es war doch ganz anders bey dem Feste, wo er sich wehrhaft hatte machen lassen. Es ging fürstlich, prächtig, aber sittig und christlich dabey zu.

„Ich habe mich überhaupt gewundert, als ich vor einigen Tagen hier ankam, diesen Umschwung der Dinge zu finden. Der Herzog, dieser mächtige, tapfere, ritterliche Fürst, vom Kaiser geächtet — und von seinen eignen Unterthanen verlassen und verrathen!“

Ach, Graf von Habsburg! da wäre gar vieles zu sagen! Es ist eben auf jeder Seite gefehlt worden. Der Herr ist hitzig, eigenmächtig, viele von der Ritterschaft dachten, so wie er jung ans Regiment kam, seine Unerfahrenheit zu ihrem Vortheile zu benutzen, die Städte sahen nur auf Gewinn und Erwerb; Haß und Stolz, Eigennutz und Starrsinn haben von allen Seiten die Gemüther immer mehr und mehr erbittert, Verläumdung und Bosheit das ihrige gethan, nun haben wir die Fremden im Lande, und das Unglück ist vollständig.

„Auf jeden Fall war Friedrich euer angestammter Herr!“

Ja wohl, ja wohl! und ich wollte viel darum geben, könnte ich das Geschehene ungeschehen machen! Glaubt mir, es ist mir ein großer Trost, daß ich mich von diesen Rathschlägen fern gehalten. Es wollten mich zwar manche verleiten (er warf dabey einen finstern Blick auf Frangepani) und es war eine Zeit, wo ich mich beynahe hätte bethören lassen. Nun danke ich Gott, daß es nicht geschehen ist, und ich mir nicht vorwerfen darf, die fremden Dränger ins Land gerufen zu haben.

„Das Land leidet wohl sehr?"

Das könnt ihr denken. Es preßt und drückt und rupft eben jeder, wie er kann und mag, und denkt die gute Gelegenheit zu nützen, und Pfeifen zu schneiden, so lange er im Rohre sitzt.

„Und es thut auch Alles von fremder Hand weher. Hat man auch Manches anders gewünscht unter dem eignen Herrn — er bleibt doch der rechtmässige Fürst, der, dessen Wiege im Lande gestanden, dessen Väter und Ahnen dem Lande wohlgethan. Man kennt sich gegenseitig, man liebt sich trotz der Mißverständnisse, und wird man getrennt, dann fühlt man erst, wie es früher doch eigentlich besser war."

Ach! Ihr sprecht mir aus der Seele, Graf Ru-

dolph! Das ist's, der angestammte Fürst, der rechtmässige Erbe des Landes — der ist doch ganz etwas anders, als diese fremden unbekannten Menschen, die uns nicht kennen, die wir nicht kennen, die keine Liebe zu uns haben, und kaum unsre Sprache verstehen.

„Ich denke dem Herzoge in der Neustadt meine Aufwartung zu machen, nahm Rudolph wieder das Wort."

Wie? fragte der Rauhenecker erstaunt: Dem Geächteten?

„Mir ist er das nicht— mir ist er noch stets der einzige und wahre Herr von Österreich."

Aber die Reichsacht? —

„Der Kaiser und seine Räthe sind Menschen, und können irren. Friedrich der Zweyte ist ein ungemein kluger, welterfahrner, vortrefflicher Herr, aber er ist nicht allwissend. Ihm ist der Stand der Dinge eben vorgespiegelt worden, wie Selbstsucht, Absicht, Neid und Gehässigkeit es für ihre Plane nothwendig fanden. Trügt mich nicht jede Vorstellung, die ich von des Kaisers Geiste und seiner großen Denkart, so wie von eures Herzogs edlem Gemüthe hege, so wird sich die feindselige Spannung, in der sich die beyden jetzt gegenüberstehen, verlieren, sobald der Kaiser den

wahren Stand der Dinge hier im Lande mit eigenen Augen sehen, und Herzog Friedrich erkennen wird, daß sein Wille doch nicht allmächtig ist, und, einem Höhern zu weichen, auch den Tapfersten nicht schändet."

Gott gebe! endigte der Rauhenecker dieß Gespräch — denn der Kaiser hatte durch sein Aufstehen das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gegeben: Gott gebe, daß ihr wahr redet, Herr Graf; es kann nicht bald Jemand lieber seyn als mir, denn ich bin alt, und Ruhe ist nun mein einziger Wunsch.

Mit diesen Worten erhob er sich, Graf Rudolph that desgleichen, die Übrigen standen ebenfalls auf, und in dem Gedränge und Geräusch, welches nun im Saale entstand, wurden die Tischnachbarn getrennt, und jeder suchte, da es schon ziemlich spät war, seine Herberge.

Am folgenden Tage stellte sich Graf Rudolph beym Kaiser ein, um Abschied von ihm zu nehmen. Auf Friedrichs Frage, ob er schon wieder nach der Schweitz zurückkehren wolle, widerte es dem Habsburger eine ausweichende oder unwahre Antwort zu geben, und auf die Gefahr hin, das Mißvergnügen seines kaiserlichen Taufpathen zu erregen, erwiederte er bescheiden, aber

geradezu, er gedenke über Neustadt zu gehen, sich dem Herzoge von Österreich darzustellen, und die Aufträge, die er von einem verstorbenen Lehensmanne desselben in Pohlen übernommen, auszurichten. Er hatte nicht geirrt, auf des Kaisers Gesicht zeigte sich eine unangenehme Überraschung.

Ich kenne keinen Herzog von Österreich, antwortete er kalt und kurz.

„Verzeiht, gnädigster Kaiser, ich war so lange abwesend, und diese Neuerungen, die ich seit meiner kurzen Anwesenheit hier gefunden, sind mir noch fremd, und wollen mir nicht recht in den Sinn."

Ich hoffe, ihr werdet damit bekannt werden, und sie nach euerm Sinn finden, antwortete Friedrich in einem Tone, der halb scherzend, halb streng klang.

Rudolph verbeugte sich, ohne zu antworten. Der Kaiser schwieg ebenfalls eine Weile. Dann nahm er das Wort mit freundlicherem Tone wieder: Wenn ihr denn nach der Neustadt geht, so grüßt meine Schwiegertochter, die Königinn Margarethe, von mir, und sagt ihr, es würde mich freuen, wenn ich sie hier in Wien sähe. Dem Grafen von Babenberg aber sucht vernünftige Gesinnungen beyzubringen, wenn es möglich ist.

Rudolph antwortete in dem Sinne, wie er die Sachen ansah, furchtlos aber mild, bescheiden aber aufrichtig. Friedrich hörte ihm aufmerksam zu, er suchte Rudolphs Ansichten umzustimmen, aber es gelang ihm nicht. Das Gespräch währte ziemlich lange; endlich entließ Friedrich den jungen Mann mit großer Freundlichkeit, so wie mit dem ausdrücklichen Befehle, nicht von der Neustadt weg nach Hause zu eilen, sondern ihn vorher noch einmahl in Wien zu besuchen. Freudig, gestärkt durch seines Kaisers sichtbare Huld, und die Hoffnung hier vielleicht Gutes wirken zu können, beurlaubte sich Graf Rudolph von ihm, und eilte in die Herberge des Meisters Schallautzer, um sich zur Reise nach der Neustadt für den nächsten Morgen zu rüsten.

Er stand, am Abende dieses Tages, nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, in seinem Zimmer, in welches ihn unnachlassendes Schneegestöber einschloß, und erwartete eben seinen Hausgenossen, den alten wackern Ritter Konrad, der den stürmischen Abend mit ihm zu verschwatzen und zu vertrinken gesonnen war, als der Wirth nach leisem Pochen eintrat, und meldete, ein Herr vom kaiserlichen Hofe, der sich Frange-

pani nenne, wünsche den Grafen von Habsburg zu sprechen.

Mich? der Frangepani? fragte dieser verwundert: Wie komme ich dazu? Führe ihn nur herein. — Der Wirth ging, Rudolph überlegte, was der Mann wohl bey ihm wollen könne, und da er sonst keinen Zusammenhang zu erdenken im Stande war, blieb er zuletzt bey der Vermuthung stehen, ob er vielleicht seine Vermittelung und Fürsprache bey dem alten Rauhenecker suche, da ihm bekannt war, welche Verbindung sich zwischen diesen Beyden angeknüpft, und der Alte gestern sehr unzufrieden mit dem künftigen Schwiegersohne geschienen hatte. Indessen trat Frangepani ein, und eine nähere Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit bestärkte Rudolph in der ungünstigen Vorstellung, welche sein erster Anblick und sein ganzes Benehmen in ihm erregt hatte. Nach den ersten gleichgültigen Reden kam Frangepani ohne weitere Umschweife auf den Zweck seines Besuchs. Der Graf von Habsburg ging nach der Neustadt, wohin er, Frangepani, als unmittelbar bey des Kaisers Person beschäftigt, schicklicher Weise nicht gehen könnte.

Ihr werdet dort die verwitwete Königinn sehen? sagte er.

Ich hoffe es, antwortete Rudolph.

„Ihr habt Aufträge von des Kaisers Majestät an sie?“

Keine bedeutenden, nur eine freundliche Einladung des kaiserlichen Schwiegervaters für sie.

Hieran erkenne ich Friedrichs großes Herz, rief Frangepani, wie in Begeisterung: Er hat strafen müssen, aber er haßt nicht; sein überlegener Geist weiß den Schuldigen von seiner Schuld, den unschuldig Mitleidenden von dem Fehlenden zu trennen.

Das ist wohl nicht mehr als Pflicht, erwiederte Rudolph trocken, und in dem vorliegenden Falle wahrlich auch nicht schwer.

„Gesteht doch, Herr Graf! Nicht jeder, der als Vater, als Kaiser, als Lehensherr so tief beleidigt, so schwer gekränkt worden wäre, wie es Friedrich durch Margarethens Gemahl und durch den tollen Bruder derselben wurde, würde eine so milde Schonung und väterliche Zuneigung noch für diejenige beyzubehalten fähig seyn, deren Anblick, ja deren bloßer Nahme schon, alle jene kränkenden Erinnerungen in ihm erwecken muß.“

Ich sehe das nicht ein. Vielmehr scheint es mir sehr natürlich, daß eine Frau, deren ganzes Erdenglück durch diesen Schwiegervater, sey es

nun, daß er so mußte oder so wollte, zerstört worden ist, deren letzte Stütze, den geliebten Bruder, dieselbe gewichtige Hand jetzt zu zerschmettern im Begriff ist — daß eine solche Frau doch auf Schonung und Milde heiligen Anspruch hätte. Und nun erst diese Margarethe! Ich kenne sie zwar nicht, aber der Ruf spricht von ihr, wie von einer der frömmsten Dulderinnen, wie von einer Heiligen, kann man sagen.

„O, das ist sie, das ist sie, brach nun Frangepani mit noch lebhafteren Ausrufungen aus — ein Engel in Frauengestalt, ein Verein jeder weiblichen Tugend mit Reiz und Hoheit."

Ihr seyd ja ganz begeistert, entgegnete Rudolph halblächelnd.

„Das bin ich, ja, Graf Habsburg, das bin ich. Und wenn Jemand auf Erden ein Recht hat, es zu seyn, so bin ichs — ich — einst der Seligste, nun der Unglücklichste aller Menschen. Wißt denn, Graf Rudolph, ich war Margarethens erste Liebe."

Ihr? unterbrach ihn Rudolph erstaunt und zweifelhaft.

„O, wie hing sie an mir, mit dem ersten Aufblühen des jugendlichen, kindlichen Gefühls! Wie

neidenswerth war ich damahls, wie überselig wäre mein Loos an ihrer Seite geworden!"

Ja, wie so? Der alte Herzog würde doch schwerlich eingewilligt haben?

Meint ihr? erwiederte Frangepani etwas gereitzt: Wer weiß? Er kannte das Haus, dem ich entsprossen bin, und dessen Glanz und Herrlichkeit aus Italien.

Rudolph zuckte die Achseln, und sagte nicht, was er dachte.

Es war auch nicht der Vater, fuhr Frangepani fort, der uns trennte. Dieser wüthende Mensch, Margarethens Bruder war es.

Ihr sprecht von dem Herzoge von Österreich? unterbrach ihn Rudolph mit ernster Bedeutung.

„Ganz recht, von dem, der es war. Gottlob, des Kaisers Macht und Weisheit hat seinem tollen Treiben ein Ziel gesteckt, womit er das Land und Alles, was ihm in die Nähe kam, ins Verderben gerissen hat."

Lassen wir das, Herr von Frangepani! Mich dünkt, es ist weder die Zeit, noch sind wir Beyde berufen, über einen Fürsten, dessen Unglück so wie seine Standhaftigkeit uns wenigstens Achtung einflößen sollte, ein Urtheil zu fällen. Ihr wünscht etwas von mir. Habt die Gewogenheit,

es mir bald mitzutheilen; denn meine Zeit ist gemessen, indem ein Freund, den ihr auch genau kennt, der Ritter von Rauheneck, mich um diese Stunde zu besuchen versprochen hat.

Frangepani biß sich in die Lippen, und trat einen Schritt zurück. Dann schnell gefaßt sprach er: Ich werde kurz seyn, und will euch nicht stören, wenn euer Freund erscheint. Ihr kennt nun die Lage der Dinge. Meine Leidenschaft für das Weib, das ebenfalls meine erste Liebe war, hat durch Trennung und Zeit nichts von ihrer ersten Gluth verloren. Margarethe ist wieder frey, die Verbindung, wegen der man sie damahls von mir riß, und aufopferte, war unglücklich genug. Da ihr nun ohnedieß Aufträge an sie habt, da ihr mit ihr und den Personen, welche sie umgeben, zu sprechen Gelegenheit haben werdet, so könntet ihr mich zu euerm lebenslänglichen Schuldner machen, Herr Graf, wenn ihr so von weitem hinhorchen, und etwa das Gespräch so lenken wolltet, daß es sich offenbarte, ob auch Margarethe den Gegenstand ihrer ersten Liebe noch im Andenken behalten, ob —

Verzeiht! unterbrach Rudolph schnell den Sprechenden: Diesem Auftrage kann ich mich nicht unterziehen.

„Und warum nicht?“

Weil das Unglück dieser Frau mich in diesem Augenblicke viel zu groß und zu ehrwürdig dünkt, um auf solche Dinge, wie ihr meint, auch nur von ferne hinzudeuten.

Seltsam, wahrlich seltsam, erwiederte Frangepani gereizt: Ich sehe das nicht ein, denn meine Wünsche sind so ernst und so ehrenvoll —

Übrigens, fuhr Rudolph ruhiger fort, entschließt sich die Königinn, vielleicht hierher zu kommen, dann könnt ihr sie selbst sprechen, und selbst von ihr hören.

Wahrhaftig, man merkt es euch an, daß die Schweitz mit ihren ländlichen Sitten, entgegnete Frangepani spöttisch, euer Vaterland ist, und daß die Weise des höhern Lebens und der Höfe euch unbekannt geblieben. Ihr wollt also nicht diese Gefälligkeit für mich haben?

Ich tauge nicht dazu, wie ihr selbst bemerkt, antwortete Rudolph gelassen.

Nun so lebt wohl, Graf von Habsburg! Nehmt es nicht übel, daß ich eure kostbare Zeit geraubt, und versenkt unser Gespräch in völlige Vergessenheit, das bitte ich euch.

Das will ich wahrlich gern thun, antwortete Rudolph, höflich den Fremden zur Thüre gelei-

tend; denn es ist nichts in demselben vorgekommen, woran ich eben gern denken möchte.

Frangepani hatte in zornigem Muthe kaum das Zimmer verlassen, und der junge Schweitzer sich eben wundernd besonnen, wie er denn gerade zu solch einer Zumuthung, eine Art von Unterhändler zu spielen, gekommen sey, als Rauheneck hastig, und mit erhitztem Gesichte eintrat. Ist er fort? rief er. Rudolph bejahte. Der Niederträchtige, der Doppelzüngler! rief der Alte, und ergoß sich noch lange, ohne daß Rudolph den Strom seines Unmuths zu hemmen im Stande war, in den bittersten Ausdrücken gegen Frangepani. Er hatte vor kurzem zufällig erfahren, was für kühne Hoffnungen seinen präsumtiven Schwiegersohn beseelten, und er konnte sich nun die Kälte und Verlegenheit erklären, womit er seit ihrer beyderseitigen Anwesenheit in Wien ihn überall vermieden hatte. Jetzt als er seinen jungen Freund besuchen wollte, hatte man ihm gesagt, daß Frangepani bey ihm sey. Er vermuthete sogleich die Ursache dieses Besuchs, und harrte voll Unwillen und Ungeduld, bis jener sich entfernt hatte, um dann seinen beleidigten Stolz ungehindert vor dem Freunde ausströmen zu lassen, von dessen Theilnahme er überzeugt war. Sie fassen

den Abend noch lange beysammen. Frangepani's Eitelkeit und Falschheit, des Alten fester Entschluß, ihm nun die Tochter sicher nie zu geben, Herzog Friedrichs gefährliche Lage, machten den Inhalt ihres Gesprächs aus.

Am nächsten Morgen brachen beyde zeitig auf, und ritten in die ergrauende Dämmerung mit einander hinaus, bis eine geraume Strecke von Wien, wo denn der Alte mit herzlichen Grüßen sich von dem jungen Manne trennte, um nach seiner Burg zu reiten, während Graf Rudolph sein Pferd zu schärferem Trabe anspornte, um in dem kurzen Wintertage die Neustadt bey guter Zeit zu erreichen.

Er hatte sie erreicht. Sein Nahme, und daß er Aufträge von des Kaisers Majestät an die verwitwete Frau Königinn, so wie eigene an des Herzogs Durchlaucht habe, öffnete ihm die vorsichtig geschlossenen Thore des Städtchens. Für diese Nacht nahm ihn eine Herberge auf, am andern Morgen ließ er sich den Weg zur herzoglichen Burg weisen, und sandte zwey stattlich gekleidete Knappen voraus, ihn anzumelden.

Herzog Friedrich stutzte, als man ihm den Nahmen des Grafen von Habsburg nannte, und eine düstere Ahnung befiel ihn. War er es nicht

gewesen, der vor mehr als zwey Jahren durch Wien gegangen war, um gegen die Preußen zu ziehen, und dem sich der Pottendorf angeschlossen? Der Habsburg kam zurück, der andere nicht. Was mochte da geschehen seyn? Und was war bereits geschehen mit Friedrich, mit Österreich, seit jener Zeit!

Der Fremde wurde eingeführt. Seine edle Gestalt, der sinnige Ernst auf seiner Stirn, die treuen blauen Augen nahmen beym ersten Anblick für ihn ein, so wie die männliche Schönheit des Herzogs, der ungebeugte Muth, der aus diesen festen Zügen, aus diesen beynahe finstern und harten Blicken sprach, den jungen Schweizer tief und mächtig anregten. Er verbeugte sich, und erwartete ehrfurchtsvoll des Fürsten Anrede.

Eine Weile betrachtete ihn Friedrich düster aber mild, dann sagte er: Ihr habt Aufträge von einem mir sehr schätzbaren Manne, dem Ritter von Pottendorf, an mich?

Ich habe es wohl nie anders gedacht, erwiederte Rudolph, als daß dieser Mann sich der Gnade seines Fürsten erfreuen mußte. Euer gnädiges Wort bestätigt es heut. Um so trauriger ist es für mich, euch, durchlauchtigster Herr, keine

angenehmere Nachricht von diesem euern sehr getreuen Lehensmanne bringen zu können.

Was ists mit ihm? Warum kommt er nicht selbst? fragte der Herzog rasch aber dumpf; ihm ahnete schon die Antwort.

Rudolph zuckte die Achseln, und verneigte sich, ohne zu antworten.

Krächze nur heraus deine Todesbothschaft, Unglücksrabe! rief der Herzog erblassend: Ulrich ist todt!

So ists, sagte Graf Habsburg, indem ein schwerer Seufzer seine belastete Brust hob, und die hellen Thränen, die in seinen Augen zitterten, ihn schnell dem Herzen Friedrichs näherten.

Todt also! nahm der Herzog nach einer finstern Pause das Wort, indem er sich zu fassen, und seiner Erschütterung Herr zu werden suchte: Das ist mir sehr unlieb zu hören. Und wie? wo starb er?

„In einem Gefechte an der Mündung der Weichsel, das für das Kreuzheer und den deutschen Orden sehr unglücklich ausfiel. Früher schien der Sieg an unsere Fahnen geheftet. Wir trieben die Heiden fast überall zurück, viele hundert von ihnen wurden gefangen, die meisten dann auch getauft, und so unserm heiligen Glauben in

jenen Gegenden ein weiter Raum geschafft. Ritter Ulrich war mein unzertrennlicher Gefährte, ich darf es wohl sagen, und Ihr, durchlauchtigster Herr, werdet es mir nicht als Ruhmredigkeit ausdeuten, er hatte mich lieb gewonnen. Wir schliefen in Einem Zelte, wir tranken aus Einem Becher, und ich lernte sein edles, frommes Gemüth bey jeder Gelegenheit immer mehr erkennen und lieben. Verzeiht, gnädigster Herr! unterbrach sich der junge Mann, indem er die Thränen abtrocknete, die ihm während seiner Erzählung fast unbewußt über die Wangen geschlichen waren.

Friedrich sah tiefbewegt zur Erde.

Rudolph hatte sich ermannt. „In den Schlachten kämpften wir Einer an des Andern Seite, und führten manchen kühnen oder listigen Streich glücklich mit einander aus. Doch hatte ich da oft Ursache, mit Ulrich unzufrieden zu seyn, und das war die einzige Gelegenheit, worüber wir zuweilen in Streit geriethen.“

Wie so? fragte der Herzog.

„Ulrich schonte sich zu wenig, er achtete sein Leben nicht, und wagte es oft mit zu großer Kühnheit, obwohl eine düstere Ahnung, als sollte er sein Vaterland nicht wieder sehen, ihn oft

zu ergreifen schien. Er sprach dann mit mir so ruhig, so heiter, wie ein frommer Christ von dem möglichen Falle seines frühen Hinscheidens."

Der Herzog setzte sich auf einen Stuhl am Tische nieder, stützte den Kopf in die Hand, und winkte dem Schweizer, der schüchtern inne gehalten hatte, fortzufahren.

„Da sich diese Todesahnung indessen so lange nicht erfüllte, hielt ich sie in meinem Sinne für ein Erzeugniß schweren Blutes, oder irgend einer innern Mißstimmung, und achtete eben nicht viel darauf, bis den Tag vor der unglücklichen Schlacht."

Der Herzog erhob den Kopf, und blickte den Erzähler finster an.

„Da kam er am Abende zu mir ins Zelt, und nahm förmlich Abschied von mir, indem er sagte, es sey ihm unzweifelhaft, daß er den morgigen Tag nicht überleben werde. Ich suchte ihm die Grille, für die ich seine Vorstellung hielt, auszureden, ich führte ihm das Beyspiel mehrerer seiner uneingetroffenen Vorhersagungen an. Er schüttelte sanft aber bestimmt den Kopf, und behauptete mit großer Ruhe seine Angabe. Endlich zum Beweise, wie fest er an seinen Tod glaubte, überreichte er mir ein rechtskräftiges Perga-

ment, das er von dem Kapellan des deutschen Ordens hatte aufsetzen, und von ein Paar Rittern mit ihren Siegeln unterfertigen lassen. Dieß hieß er mich, Euch, gnädigster Herr, bey meiner Rückkehr ins Vaterland überreichen, und darum bin ich hier. Bey diesen Worten zog Graf Rudolph das Pergament aus dem Wamms hervor, und überreichte es ehrfurchtsvoll dem Herzoge.

Dieser streckte die Hand aus, aber er zog sie wieder zurück: Ritter Ulrich hat euch wohl manchmahl über mich geklagt? fragte er streng.

„Nie, gnädigster Herr, das kann ich beschwören. Er hat auch wohl keine Ursache dazu gehabt, und sprach immer von euch mit der Achtung, die dem Lehensmanne gegen seinen Fürsten geziemt."

Friedrich blickte zur Erde, und nahm nun das Testament, in das er flüchtig blickte, und in welchem Ritter Ulrich in sehr achtungsvollen Ausdrücken, da seine Güter bey Erlöschung des Mannsstammes dem Herzoge heimfielen, denselben ersuchte, seiner Dienstleute gnädig eingedenk zu seyn, und das, was er für sie ausgesetzt habe, jedem bis an sein Ende, zum Lohne seiner Treue und Ergebenheit zu lassen. Vor Allen war Curt Aichspalter genannt, und großmüthig bedacht. Nachdem allen diesen Pflichten, und dem, was

der Ritter an einige Kirchen und Klöster zum Heile seiner Seele bestimmte, genug gethan war, erwähnte er der Melisende Lascaris, die er zwar nach den von ihm selbst schon früher eingeleiteten Verhandlungen nicht mehr als seine Gemahlinn betrachten könne, die aber, da sie einst seinen Nahmen getragen, auf eine dieses Nahmens würdige Weise sollte leben können, und somit bestimmte er ihr beynahe dasselbe Witthum, das er ihr bey seiner Verheirathung ausgesetzt hatte.

Friedrich war sichtbar erschüttert, nachdem er diese Verordnungen gelesen, Thränen drangen aus seinen Augen, er legte das Blatt hin, erhob sich, und schritt rasch ans Fenster, um diese unwillkommenen Zeugen seiner Rührung zu verbergen. Rudolph hatte sie doch bemerkt, und sie hatten die Achtung, welche das ganze Betragen des Herzogs ihm eingeflößt, sehr vermehrt. Nach einer Weile näherte sich Friedrich wieder — Dieser Pottendorfer war ein sehr guter, edler Mensch, sagte er mit schöner Rührung: Es wird mir heilige Pflicht seyn, seinen letzten Willen gewissenhaft zu vollziehen. Ich danke ihm, daß er mir durch seine Übersendung Vertrauen bewiesen, und daß er mir eure Bekanntschaft verschafft hat. Aber nun laßt mich weiter hören, durch welchen trau-

rigen Zufall ich den treuesten Diener verloren habe.

Rudolph erzählte von der mörderischen Schlacht, von der großen Überzahl der Feinde, von einigen Übereilungen, die sich die Kreuzritter zu Schulden kommen lassen, und wie schnell jene sie benützt, und bald Verwirrung bald Unordnung ins christliche Heer gebracht, wie vergebens der böhmische Prinz Ottokar, unter dessen Fahnen der Graf von Habsburg an jenem Tage gestritten, so wie der Bischof Bruno von Ollmütz gestrebt, diese Fehler zu verbessern, aber nichts mehr bewirkt hatten, als den Rückzug einiger Haufen zu decken. Der größte Theil des Kreuzheeres war aufgerieben, die Preußen blieben Meister des Schlachtfeldes, und von jener Schaar, welche Ulrich befehligte, und die mitten in das fürchterlichste Gedränge gerathen war, hatten nur ein Paar Verwundete sich gerettet, welche die Nachricht von dem Tode ihrer Gefährten und von dem Heldenmuthe brachten, mit welchem Pottendorf bis zum letzten Athemzuge sich gegen die Feinde vertheidigt.

Graf Rudolph hatte seinen Bericht geendigt, der Herzog blieb lange in düstre Gedanken versenkt, dann sagte er finster: Ich habe ein Un-

recht gehabt gegen diesen Pottendorf — er ist gestorben, ohne daß ich es gut habe machen können, und er hat mich schwerer dadurch gestraft, als wenn er mich zum Gottesgerichtskampfe gefordert hätte — den ich ihm auch nicht verweigert haben würde.

Darf ich sagen, was ich denke, nahm Rudolph bescheiden das Wort, so glaube ich zwar erstlich nicht, daß mein guter treuer Ulrich je auch nur dem geringsten Unmuth gegen euch Raum in seiner Brust gegeben habe —

Friedrich wiegte finster verneinend das Haupt, aber er antwortete nicht.

„Und sollte das wirklich auf Augenblicke so gewesen seyn, so sieht er ja jetzt vom Himmel herab, zu dem sich seine reine Seele gewiß sogleich geschwungen hat, eure Gesinnungen, gnädigster Herr, und das edelmüthige Geständniß, welches ihr so eben abgelegt, muß seinem verklärten Geiste gewiß die schönste Genugthuung seyn, die er sich nur wünschen konnte.“

Ich hoffe zu Gott, daß ihr Recht habt, erwiederte Friedrich nach einigem Nachsinnen: Wie es aber immer sey, ihr seyd ein wackerer Mann, Herr Graf, und werth, der Freund unsers Verstorbenen gewesen zu seyn. Doch laßt uns jetzt

von Anderm sprechen. Ihr kommt von Wien? Was sagt man da über mich?

Rudolph antwortete in allgemeinen Ausdrücken. Friedrich ließ sich bald in nähere Auseinandersetzungen ein, er zeigte, daß er aufs genaueste von Allem unterrichtet sey, was in Wien vorging, daß er des Kaisers Absichten, das Treiben der Wiener, die Denkart seines Adels und die wachsenden Hoffnungen, welche sich auf die allmählich veränderte Stimmung des Volkes und der Ritter bauen ließen, wohl zu würdigen wisse. Seht, Herr Graf! so endigte er seine lebhafte Rede: Ich bin jetzt ein blutarmer Fürst; diese kleine Neustadt, Linz, das mein braver Preußel wacker gegen die Bayern hält, und ein Paar Burgen sind Alles, was ich von zwey großen Ländern, von dem ganzen Erbe meiner Väter mein nennen kann. Dennoch steht mein Sinn fest. Ich wanke und weiche nicht, in keinem Stücke, weder dem Kaiser noch meinen stolzen Ständen. Will der Kaiser meine Unterwerfung haben, so komme er, sie selbst an den Wällen dieser treuen Stadt zu hohlen. Nur wenn er diese bezwungen, und mir mit meinem letzten Athemzuge auch mein Schwert entrissen haben wird, dann soll er mit meiner Leiche und dem unglücklichen Lande ma-

chen, was er will und darf. Und nun lebt wohl, Herr Graf! Ihr habt Aufträge an meine Schwester, wie ich gehört habe. Geht hinüber zu ihr, es wird sie freuen, wie es mich gefreuet hat, euch kennen zu lernen. Er winkte entlassend mit der Hand, Rudolph verbeugte sich und ging, und die gute Meinung, die er schon in Wien von des Herzogs Gesinnung gefaßt, hatte sich durch diese Unterredung zu begeisterter Zuneigung gesteigert.

Mit diesen Gefühlen verließ er ihn, wartete sodann der Königinn auf, deren zarter, von Gram abgestreifter Jugendreiz, so wie ihr milder Geist ihn ungemein anzog, brachte ihr des Kaisers Aufforderung, ihn in Wien zu besuchen, und suchte, da dieser Gedanke Margarethen aufs höchste zuwider schien, ihr die Ansicht ans Herz zu legen, daß sie vielleicht, bey des Kaisers gütiger Meinung von ihr, vortheilhaft für ihren Bruder wirken und Vieles zur Beylegung dieser unseligen Zwistigkeiten thun könnte. Margarethe versprach dem Grafen, seinen Rath zu erwägen, und er erbath sich die Erlaubniß, noch einen Tag in der Neustadt verweilen zu dürfen, um des Glückes theilhaft zu werden, der Königinn, wenn sie gesonnen wäre, nach Wien

zu gehen, sein Geleit ergebenst anzubiethen. Das gefiel Margarethen, sie hieß ihn freundlich warten, und versprach ihm morgen Antwort. Noch denselben Tag wollte sie mit Friedrich über die Einladung, die ihr Schwiegervater ihr durch den Habsburger gesendet, sprechen. Sie hatte im Stillen über des jungen Schweizers Rath nachgesonnen, er hatte ihr einzuleuchten angefangen, sie theilte vorsichtig und milde ihrem Bruder diese Ansichten mit. Er begriff, daß Margarethens Vermittelung, bey des Kaisers guter Meinung für sie, ihm vielleicht nützlich seyn könnte, er willigte endlich ein. Geh' hin, sagte er düster, und werde, wenn es möglich ist, mein Friedensengel. Daß dich der Habsburg geleiten will, ist von großem Werthe für mich. Aber komm bald wieder, denn du weißt ja, daß du mir jetzt Alles bist.

So wurde denn Margarethens Fahrt nach Wien beschlossen. Graf Rudolph fühlte sich geehrt durch die Erlaubniß, sie geleiten zu dürfen; außerdem gab ihr des Bruders Sorgfalt noch einige Ritter und ein hinreichendes Gefolge von bewaffneten Reisigen mit, und so erreichte sie wohlbehalten die Hauptstadt.

Der Empfang der Königinn am Hofe ihres Schwiegervaters war so achtungsvoll, als sie es nur immer wünschen konnte. Auch ihr Begleiter war mit ausgezeichneter Huld aufgenommen und freundlich aufgefordert worden, sich noch einige Zeit in Wien aufzuhalten. Doch Graf Rudolphs Sinn stand nach dem geliebten Vaterlande, von dem er schon so lange Zeit entfernt gewesen. Er benutzte aber noch die kurze Zeit seiner Anwesenheit, um dem Kaiser, der sich genau nach allen Umständen seiner Unterredung mit dem geächteten Herzoge in der Neustadt erkundigte, einen getreuen Bericht abzustatten, und die Achtung, welche Friedrich's Betragen ihm eingeflößt, auch dessen erhabenem Gegner mitzutheilen. Dann beurlaubte er sich von diesem und der Königinn, die ihn nicht ohne Rührung entließ, und ihm auftrug, wenn einst glücklichere Tage für Österreich gekommen seyn würden, ihren Bruder wieder zu besuchen. Rudolph versprach es, er äußerte seine warmen Wünsche für den Herzog, für das Land, das ihm in der kurzen Zeit, wo er es bewohnt, lieb geworden war, und weder er, noch Margarethe ahneten, daß nach langen stürmischen und unglücksvollen Jahren er von der Vor-

sicht bestimmt war, schönere Tage des Friedens und der Ruhe über Österreich heraufzuführen.

In Neustadt hatte Margarethe nicht ohne Grund gefürchtet, sich in dem Geräusche und Freudentaumel an ihres Schwiegervaters prächtigem Hofe nicht an ihrem Platze zu finden, und diese Besorgniß war zuweilen der Gegenstand ihrer Unterredungen mit Graf Rudolph während der kleinen Reise gewesen. Sie fand alles anders. Kaiser Friedrich hatte mit Sinn für das Schickliche und mit Schonung für Margarethen mitten in dem Glanze und der Fröhlichkeit seiner Hofhaltung die ernste Würde, welche die Witwe des Königs der Deutschen umgeben mußte, für seine Schwiegertochter herzustellen und ihr jene Abgeschiedenheit von den übrigen lauten Umgebungen zu bewahren gewußt, die ihr ziemte. Er selbst begegnete ihr achtungsvoll, und manchmahl glaubte sie einen Strahl väterlicher Wehmuth und einer wärmeren Theilnahme für die Witwe des verirrten und doch geliebten Sohnes durch die Hoheit und den Ernst, der den ersten Monarchen der Christenheit umgab, blitzen zu sehen. Sie baute stille Hoffnungen darauf — sie hielt sich an dem Glauben fest, daß wahrhaft edle Gemüther sich nicht immer mißverstehen kön-

nen, und daß verdiente und bewahrte gegenseitige Achtung der schönste Boden ist, in welchem die zarten Pflanzen des Zutrauens, des Wohlwollens und der Versöhnung gedeihen. So richtete sie ihr Betragen klug nach dem ihres Schwiegervaters, wußte zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen, und sah nach einigen Tagen mit geheimer Zufriedenheit, daß des Kaisers Urtheile über ihren Bruder minder hart und schneidend klangen.

Es hatte sich auch im Lande umher Vieles verändert, was Einfluß auf des Kaisers Ansichten von der Lage der Dinge haben konnte. Gar Manche der mächtigern oder kleinern Landesherrn, durch die Plackereyen der fremden Schaaren ermüdet oder erboßt, hatten angefangen einzusehen, daß sie in ihrem ungeduldigen Grolle gegen ihren Herzog zu weit gegangen waren, und sich in noch üblere Händel verwickelt hatten. In Andern, Bessern erwachte die alte Liebe zu dem angestammten Herrscherhause. Das Volk hatte stets treu dem alten Herrn angehangen. Vor allen waren seine Krieger, die er fast immer zu Siegen geführt, ihm ergeben, aber die Wünsche dieser beyden Classen waren in jenen Tagen der Rachlust und Verwirrung nicht gehört worden.

Nun durften aber auch sie sich vernehmen lassen, und von allen Seiten erhoben sich immer lautere Stimmen, die die alte Ordnung der Dinge, und des Herzogs zwar strenges aber glorreiches und gerechtes Regiment zurück wünschten. Bey Manchen sprach dieser Wunsch sich in Thaten aus, nach und nach ließen immer mehrere der Lehensmänner des Herzogs ihm ihre Dienste anbiethen, und um die Erlaubniß ersuchen, mit ihren Bannern zu seinen Schaaren zu stoßen. Nur mit strenger Vorsicht, und unter den nöthigen Sicherheitsmaßregeln wurde es ihnen vergönnt; dennoch mehrte sich das getreue Heer Herzog Friedrichs täglich durch neue Haufen, und fast einer der ersten, die in Neustadt einritten, war Ritter Conrad von Rauheneck, dem, seit er bey den Wahlfeyerlichkeiten in Wien gewesen, die Liebe und Sehnsucht nach seinem alten Herrn keine Ruhe mehr gelassen hatte.

Das alles wußte und beurtheilte Kaiser Friedrich sehr richtig, und es leitete ihn eben sowohl in seinen Maßregeln, als die veränderte Meinung, die er, seit er in Österreich war, von des Herzogs Gesinnung und seinem frühern Verfahren theils durch seinen eigenen Scharfblick, theils durch Graf Rudolphs und Margarethens Äuße-

rungen gewonnen hatte. Aber noch war sein Entschluß nicht festgestellt, als die Unruhen in Italien aufs neue losbrachen, der Nahme der Welfen und Waiblinger überall die Flamme des Kriegs entzündete, und das alte Mißtrauen zwischen dem Kaiser und Papste, das kaum vorher durch Verträge und die persönliche Zusammenkunft in Anagni beschwichtiget worden war, in seiner vorigen Stärke erwachte. Die lombardischen Städte verweigerten jeden Gehorsam, und hielten keine der Friedensbedingnisse; Ezzelino da Romano in Ober-Italien, die Frangepani im römischen Gebiethe erhoben laut und mächtig die Waffen für den Kaiser, und seine persönliche Gegenwart wurde zur Beylegung dieser Stürme unumgänglich nothwendig. Ehe es also Margarethens und vieler Gutgesinnten Bestrebungen gelungen war, die Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Herzoge zu bewirken, ehe jener noch alle die Geschäfte, die er für Österreich und Deutschland nöthig erachtete, geordnet hatte, zwang ihn die gebietherische Nothwendigkeit, an seine Abreise von Wien zu denken, um Italien so schnell als möglich zu erreichen.

Frangepani hatte die Kühnheit wirklich gehabt, sich Margarethen auf eine Weise zu nähern,

die ihr seine früheren Beziehungen zu ihm ins Gedächtniß zurückrufen, und sie vorbereiten sollten, ihn über kurz oder lang als einen wirklichen Freyer auftreten zu sehen. Sie wies ihn mit der größten Strenge, und mit aller der Würde zurück, die ihr als Witwe des römischen Königs und als Herzoginn von Österreich zukam. Aber er gab seinen Plan nicht sobald auf, er verfolgte sie mit seinen Huldigungen, erklärte sich ohne ihre Einwilligung zu ihrem Ritter, trug ihre Farben, machte diese durch seine Gewandtheit und Tapferkeit in manchem Stechen, das des Kaisers Anwesenheit in Wien verherrlichte, siegen, und trieb dieses kühne Spiel so weit, daß endlich die Königinn es nothwendig fand, sich bey dem Kaiser darüber zu beklagen, und sich zu erkundigen, ob dieß Alles vielleicht mit seinem Willen oder auf sein Gutheißen geschehe? Friedrich, der von den frühern Verhältnissen nichts wußte, hatte Frangepani's Betragen gegen Margarethen für nichts als eine gewöhnliche Rittersitte eines tapfern Mannes gegen eine hohe und schöne Frau gehalten. Er erstaunte, als er aus dem Munde seiner Schwiegertochter vernahm, daß hier ernstlichere Absichten zum Grunde lägen, und es leuchtete ihm auf der Stelle die Möglichkeit ein, daß der

ehrgeizige Vasall eine kühne Hoffnung nähren mochte, durch Margarethen, des geächteten Herzogs älteste Schwester, sich einen Anspruch auf das nun eröffnete Reichslehen Österreich zu verschaffen. Bestimmt und kurz schnitt er alle diese Plane und Bestrebungen durch, die Tochter seines Vetters, die Witwe seines Sohns, die so lange die Krone der deutschen Königinnen getragen, konnte keine Braut für den Lehensmann des Königs von Ungarn seyn. Er sprach sehr ernst mit Frangepani, und schickte ihn ohne weiters als Bothen nach Italien an Ezzelino voraus, ließ die Königinn nach einem freundlichen Abschiede durch einen der vorzüglichsten Männer seines Hofes, den Hochmeister des deutschen Ordens, Gottfried von Salza, bis in die Neustadt geleiten, und brach dann, nachdem er dem gebornen Herzoge von Meran, Ekbert, Bischof von Bamberg, Agnesens Oheim, und somit einem nahen Verwandten des geächteten Herzogs, die Obhuth der Stadt Wien und des Landes anvertraut hatte, mit seinem ganzen zahlreichen Hofstaate, und vielen deutschen Fürsten nach Speyer auf, um seinem Sohne Konrad dort die ihm bereits bestimmte Krone auffetzen zu lassen. Von Speyer ging er dann rasch über die Alpen, und stürzte

sich von neuem in jenes Meer feindseliger Kräfte, das damahls ganz Italien von der untersten Spitze bis zu den Alpen herauf stürmisch bewegte.

Friedrich von Österreich vernahm von seiner Schwester ausführlich, was er während ihres Aufenthaltes in Wien unbestimmt und minder verläßlich bereits durch ab- und zugehende Reisende erfahren hatte, und es gab ihm freundliche Hoffnungen, und die beruhigende Zuversicht, daß seine Standhaftigkeit ihr Ziel nicht verfehlen werde. Von Tag zu Tag mehrten sich seine Schaaren, und er erwartete nur noch die Ankunft des Grafen von Bogen, der ihm einen beträchtlichen Haufen zuzuführen versprochen hatte, so wie eine etwas gelindere Jahreszeit, um wieder im Felde zu erscheinen, und sein rechtmäßiges Erbe den Feinden abzukämpfen.

Bischof Ekbert von Bamberg war ein überaus tapferer, und in jeder kriegerischen Kunst erfahrner Herr. An ihm, dem erzürnten Oheime seiner Gemahlinn würde Friedrich einen Gegner gefunden haben, dessen Widerstand ihm den Sieg schwer gemacht haben würde. Aber die Vorsicht schien jetzt überall freundlichere Hoffnungssterne aufgehen zu lassen, und die Pfade, die den vielgeprüften Fürsten an sein Ziel führten, zu eb-

nen. Der Bischof erkrankte in Wien bald nach des Kaisers Abreise, starb, wurde im Schottenkloster begraben, und der Burggraf von Nürnberg von den übrigen Fürsten an des verstorbenen Ekberts Stelle erwählt. Dieser brannte von stolzer Begierde, den geächteten Herzog, dessen geringe Macht er verachtete, mit Einem Streiche zu vernichten, und somit die ganze Fehde glorreich zu enden. Er rüstete die Schaaren, die vom Kaiser unter den Befehl des Statthalters gestellt waren, berief noch die Bischöfe von Passau und Freysingen zu sich, und rückte mit diesem Heere aus Wien gegen das nahe Neustadt, um Friedrich in demselben zu überfallen. Mit Erstaunen und Bestürzung traf er auf dem sogenannten Steinfelde, der weiten Ebene, die sich vor jener Stadt ausbreitet, den Herzog an der Spitze eines bedeutenden Heeres. Begeistert von dem Gefühle neu erwachter Liebe und Treue gegen den angestammten Fürsten, belebt durch seine freudige Sieges-Zuversicht, und stolz darauf, wieder unter dem weiß und rothen Banner zu streiten, griffen sie des Kaisers Söldner und die Schaaren der Bischöfler an, die ihnen an Zahl weit überlegen waren. Aber der Geist, der sie beseelte, glich dieses Mißverhältniß aus. Die kaiserlichen

Schaaren wurden nach kurzem Gefechte geschlagen, zersprengt, und beyde Bischöfe fielen in die Macht des Siegers. Dieser glückliche Ausgang des ersten Treffens gestaltete Alles plötzlich im Lande um. Eine Burg nach der andern ergab sich, die abtrünnigen Landherren unterwarfen sich der Gnade des Herzogs, er trieb die Böhmen, welche bereits über die Donau gedrungen waren, in ihre Marken zurück, ein Haufen kaiserlicher Truppen, der noch in der Steyermark stand, wurde ebenfalls von ihm geschlagen, die übrigen zogen sich zurück, und räumten das Land. Preußler hatte Linz ohnedieß behauptet, er fand es jetzt möglich, auch jene Gegenden von den Feinden, die sie besetzt hielten, zu reinigen. Von allen Seiten lächelte dem tiefgekränkten Herzoge das Glück; nur Wien allein widerstand noch. Der Herzog ließ die Stadt auffordern, zum Gehorsam zurück zu kehren, sie weigerte sich dessen als eine unmittelbare Reichsstadt, die nur vom Kaiser allein Befehle zu empfangen hat. Da erschien der Herzog mit seinem ganzen Heere vor ihren Mauern, und verlangte die Öffnung der Thore; wo nicht, so würde er sie mit Gewalt sprengen. Die Wiener trotzten auf ihre festen Wälle, ihre zahlreiche, wehrhafte Bürgerschaft, ihre wohl-

versehenen Rüsthäuser. Sie wollten es auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen, und schlugen dem Herzoge muthig sein Begehren ab. Nun fing er an, sie eng und enger zu umlagern, und mit Wurfgeschütz zu ängstigen. Zugleich schnitt er alle Zufuhr ab, und da der Widerstand der Bürger eben so hartnäckig war, als der Angriff des Herzogs heftig, so dauerte die Belagerung eine ziemliche Weile, während welcher nach und nach die Lebensbedürfnisse zu fehlen, und der Mangel in allen seinen schrecklichen Gestalten in dieser ihm so fremden Stadt sich blicken ließ. Endlich sahen sich Bürger und Rathsherrn doch dahin gebracht, wohin sie nie zu kommen dachten, zu der Nothwendigkeit, sich der Gnade des Herzogs zu übergeben, und von dem mit Recht erzürnten und tiefbeleidigten Fürsten die Entscheidung ihres Schicksals zu erwarten. [7])

Eines der lange geschlossenen Thore öffnete sich, eine bleiche, abgezehrte Schaar, deren stattliche Gewänder, goldene Ketten und schöne Pelz-Schauben der eingefallenen Gesichter, der gebeugten Gestalten zu spotten schienen, schwankte daraus hervor, und sandte einen Herold ins herzogliche Lager, um den Reuigen Gehör zu erbitten, und sich der Gnade des Herzogs zu überge-

ben. Er ließ sie kommen; von seinen treuen Lehensmännern, von den gefangenen Bischöfen und Rittern des Executionsheers umgeben, erwartete er sie. Sie nahten zitternd, aufs Ärgste gefaßt; ihr Anblick, die Spuren ausgestandenen Elends und der Angst, die auf ihren Gesichtern lag, entwaffneten des Herzogs Grimm. Viel gnädiger, als sie es erwartet hatten, redete er sie an. Er führte ihnen zu Gemüthe, was sein Vater für sie gethan, wie schlecht sie dem Sohne gelohnt; er verlangte endlich, daß sie dem Freybriefe, den ihnen der Kaiser gegeben, entsagen, und wieder als seine ihm unterthänige Stadt zum Gehorsam zurückkehren sollten. Erstaunt, zitternd, kaum ihren Ohren trauend, hörten sie diese unerwartet gelinden Bedingungen, sie, die auf Gefängniß, Tod und ausgesuchte Strafen von der Hand eines Herrn gefaßt waren, den sie jederzeit falsch beurtheilt, und in diesem Sinne sich undankbar und trotzig gegen ihn benommen hatten. Weinend stürzten sie zu seinen Füßen, die Worte versagten ihnen zum Dank, und durch keine Strenge, durch keine noch so schweren Züchtigungen hätte er eindringendere Rache an den Unglücklichen nehmen, oder sie von künftigen Vergehungen kräftiger zurückschrecken können.

Als die Wiener-Bürger ihren Dank und ihre tiefgefühlte Reue ausgeweint und ausgestammelt hatten, wandte der Herzog, der heute wie ein segnender Gott nur zum Beglücken da zu seyn schien, sich zu den gefangenen Fürsten und Rittern, befahl einem seiner Hofleute ihre Schwerter herzubringen, und indeß man sie ihnen überreichte, und die Froherstaunten sie an ihre Seite befestigten, sagte er: Fern sey es von mir, nachdem mich Gott so wunderbar durch glücklichen Fortgang meiner Waffen gesegnet hat, noch länger Groll oder Feindschaft gegen Jemand zu nähren. Ihr seyd frey von diesem Augenblicke an; kehret zu eurem und meinem Herrn, dem Kaiser, zurück, sagt ihm, was hier vorgegangen, daß der Fürst von Österreich sich keines seiner Rechte nehmen läßt, daß er aber eben so bereit ist, seinen Feinden zu verzeihen, als sie zu besiegen, und daß er nichts sehnlicher wünsche, als die Irrungen, die noch zwischen Seiner kaiserlichen Majestät und ihm walten, aufs baldigste ausgeglichen zu sehen.

Dafür segnet euch auch Gott, und wird euch auch ferner segnen, sprach der Bischof Rüdiger von Passau, indem er zu dem Herzoge trat, und ihm traulich die Hand schüttelte: Glaubt mir, Herr Herzog, es ist das gewöhnliche Loos der Herr-

scher, und ihr theilt es auch mit uns allen, daß die Dinge uns selten in ihrer wahren Gestalt gezeigt werden. So ist es gewiß auch zwischen dem Kaiser und euch, und ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Irrungen aufhören werden, so wie sie nie angefangen hätten, wenn ihr und Friedrich von Hohenstaufen einander klar und nahe erkannt hättet.

Das nächste Geschäft Herzog Friedrichs war nun, für die Erquickung und Erhohlung der unglücklichen Einwohner der Stadt zu sorgen; dann lud er alle, die um ihn versammelt waren, zu einem prächtigen Bankette, das ein Paar Tage darauf als Sieges- und Friedensfeyer in Neustadt gehalten wurde. Hierauf beurlaubten sich die freygegebenen Herren und Ritter bey ihm, jeder kehrte zu seinem Geschäfte oder an seinen Wohnort zurück, und auch in Wien, Österreich, Steyermark trat allmählich die alte Ordnung, der vorige behagliche Zustand der Dinge wieder ein, wie er vor diesen unglücklichen Jahren des Kampfes gewesen war.

Herzog Friedrich hatte der Welt und seinen Unterthanen gezeigt, welche Kraft und welche Festigkeit in ihm wohne; aber er hatte auch durch Unglück und Widerwärtigkeit gelernt, den allzu

stolzen Sinn zu mäßigen, und Gnade für strenges Recht ergehen zu lassen.

Bischof Rüdiger war von Wien sogleich zum Kaiser nach Italien gereiset. Ihm hatte der junge, tapfere, edelmüthige Herzog gar zu wohl gefallen, und er war eifrig beflissen, das, worum er ihn in jener schönen Stunde gebethen, wo er ihm die Freyheit und seinen rebellischen Unterthanen väterliche Verzeihung schenkte, nach Möglichkeit zu erfüllen, dem Kaiser richtigere, das ist bessere Begriffe von Herzog Friedrich beyzubringen, und somit an ihrer Aussöhnung zu arbeiten.

Den ganzen Winter hindurch, jene lange Zeit, wo Friedrich sich in Neustadt eingeschlossen hielt, hatte Melisende, nach der uns umzusehen wieder Pflicht wird, auf Schloß Starhemberg unter sehr wechselnden aber selten angenehmen Empfindungen zugebracht. Der Befehl, welchen ihr Wolfger von Perau, des Herzogs Leibdiener, in seinem Nahmen gebracht, die Burg, was auch für Nachrichten oder Ereignisse kommen möchten, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht zu verlassen, war ein Donnerschlag für sie gewesen. Er zeigte ihr deutlich, was ihr schon längst wie ein

dunkler Schatten böser Ahnung erschienen, aber von ihrem muthigen Geiste immer verworfen worden war — er zeigte ihr, daß sie jene Macht nicht über des Herzogs Gemüth besitze, mit der ihr oft selige Augenblicke verliebter Tändeley oder trunkne Leidenschaftlichkeit geschmeichelt hatten. Daß dieß das Werk der Königinn sey, war ihr sogleich ausgemacht, und jene Mißgunst, mit der sie die makellose, vom Herzoge mit so vielem Rechte geliebte Schwester stets betrachtet hatte, fachte sich nun in ihrer gekränkten Seele zu einer Art von wüthender Eifersucht an. Indessen waren die Executionsschaaren in Österreich eingerückt, Leiden und Bedrückungen, Jammer und Klagen aller Art erhoben sich im Lande. Gefahren lauerten auf allen Wegen. Melisende, die Muth zu vielen Dingen, aber auch eine außerordentliche Liebe zum Leben hatte, fühlte sich eingeschüchtert, wagte es nicht, den Umkreis der festen Mauern zu verlassen, und gab alle Entwürfe auf, die sie früher gefaßt hatte, um sich Friedrichen zu nähern, und die Herrschaft, welche nach ihrer Meinung Margarethe über ihn übte, zu zerstören.

Spärliche Sonnenschimmer erhellten zuweilen ihre traurige Abgeschiedenheit. Einige Mahle im Laufe des Winters erschien Wolfger auf Star-

hemberg mit tausend herzlichen Grüßen und Aufträgen von seinem Herrn an seine edle Freundinn, mit Fragen nach ihren Wünschen, mit unumschränkter Vollmacht ihr zu gewähren, was sie außer der Freyheit, das Schloß zu verlassen, und nach Neustadt zu kommen, nur verlangen konnte. Melisende, die lange Einsamkeit, Entbehrung des Geliebten, Sorgen und Angst genügsam gemacht hatten, nahm jede solche Bothschaft, die sonst wohl ihrem Stolze wenig genügt haben würde, als eine Wohlthat auf. Als endlich des Kaisers Anwesenheit in Wien, und seine Anstalten, den friedlichen Verkehr auf den Straßen wieder hergestellt hatten, wagte Friedrich selbst einmahl, wiewohl verkleidet und mit höchster Vorsicht sich nach Starhemberg, um die Verlassene nach so langer Trennung wieder zu sehen. Da war sie außer sich vor Freude und Entzücken. Ihre leidenschaftliche Heftigkeit theilte sich dem Herzoge mit. Er sah das schöne Weib, bleich, von Sorge und Trauer verblühet, und es war die Sorge um ihn, die Trauer, von ihm getrennt zu seyn! Verliebter, als vorher, schied er von ihr, und noch eine Weile klangen die Gefühle, die dieser Besuch in ihm geweckt, in seinem Herzen nach, bis sie unter dem sanften Einflusse von

Margarethens Umgang, und unter den wichtigen Sorgen für sein Land verhallten.

Es war wieder sehr einsam um Melisenden geworden. Wolfger erschien wohl ein Paarmahl, den Herzog hielten, wie er sagte, wichtige Geschäfte und eine düstre Verstimmung in Neustadt zurück. Sie mußte sich in diese schmerzlichen Entbehrungen ergeben, sie hatte ja schon einmahl einen eben so traurigen Winter in Krumau verlebt, und es war ihr nur zweifelhaft, welcher von beyden ihr schmerzlicher gewesen, da sie damahls, wie jetzt, von Friedrich getrennt war, und die Furcht vor Pottendorfs Drohungen der Angst, in der sie jetzt schwebte, vielleicht gleich kam. Seltsam und unheimlich ergriff sie jedesmahl der Gedanke an jene Epoche und an den hochbeleidigten Gemahl, von dem sie in der langen Zeit, seit er Österreich verlassen, auch keinen Laut mehr vernommen hatte. Oft schreckte sein Bild, die Gefahren, denen er ausgesetzt war, sie Nachts aus ihren Träumen empor, und trotz aller Scheingründe, die ihr Verstand hervorzusuchen wußte, gelang es ihr nur selten, die herben Rügen ihres Gewissens zu betäuben.

Es war ein stürmischer Abend im Beginne des Februars; den ganzen Tag über hatte es be-

reits stark gethaut, und der Schnee, der dicht und hoch ringsum auf der Landschaft lag, war unter den Strahlen der schon kräftigern Sonne weich geworden. Gegen Abend trieb ein heftiger Südwind, der sich aus den Schluchten der steyermärkischen Berge losgerissen hatte, dichtes Gewölk am Horizont herauf und bedeckte bald das heitere Blau mit trübem grauen Flor, hinter welchem der Mond, der am Himmel stand, nicht sichtbar wurde, obgleich sein Licht der gänzlichen Finsterniß wehrte und eine zweifelhafte Dämmerung über die Gegend verbreitete. Jetzt erschlossen sich die Wolken — warme Regenströme stürzten herab, sie und der heftige Thauwind löseten oder brachen alle Bande und Decken, die der Frost über Wiesen, Bäche und Straßen gelegt, und die ganze Natur schien sich in dieser Sturmnacht in laue Wärme und Wasser aufzulösen. Der Wind heulte durch die Schluchten der Berge und rasselte in den Tannenwäldern, die sich knarrend vor seiner Gewalt beugten, und die Schneelasten, die auf ihren Häuptern lagen, hinab in die Tiefe schüttelten. Alle Augenblicke donnerte solch eine Masse über die Felsen hinab, dann sprang krachend das Eis des Gießbaches, und laut brauseten seine befreyeten Fluthen durch

das Thal hin, vermehrt und geschwellt durch die Bäche geschmolznen Schnees, welche von allen Seiten von Felsen und Anhöhen herab schäumend und tobend sich ins Thal ergossen. Es war eine furchtbare Nacht, und der Regen, der in Strömen fiel, vielleicht noch die geringste Beschwerde, die einen Wandrer treffen konnte, den der Sturm gerade auf dem Wege überfallen. Melisende stand ängstlich am Fenster ihres einsamen Zimmers auf Starhemberg und fühlte sich in diesem Aufruhr der Natur unter dem Geheule des Windes, dem Gekrach der Wälder, den hinabdonnernden Schneelasten, bänger und verlassener als je. Tausend Schreckbilder möglicher Gefahren, wenn diese Wasserströme die Grundfesten der Mauern untergrüben, wenn der plötzlich gelöfete Schnee von den hohen Thurmzinnen herabstürzen und die niedrigern Mauern zerschmettern sollte, wenn Feuer in den ärmlichen Hütten des Dorfes entstünde, das sich am Fuße des Berges herumzog, und der gewaltige Sturm das brennende Stroh der Dächer herumtrüge, bis auf die Zinnen der Burg — alle diese Möglichkeiten, so unwahrscheinlich, ja so thöricht sie waren, fanden Eingang in ihr aufgeschrecktes Gemüth, das ohnedieß durch Erinnerungen,

Gewissensrügen und rastlose Entwürfe gequält und zerrissen war. Da kam es ihr vor, als sähe sie unten im Thale, wo die Straße gegen die Burg führte, einen dunklen Schatten wanken. Sollte das ein Mensch seyn — ein verirrter Wanderer? Oder spiegelte ihre beunruhigte Phantasie ihr Schreckbilder vor? Gehörte diese Gestalt der Erde nicht an? Denn war es wohl zu glauben, daß ein Mensch sich in einer solchen Nacht den empörten Elementen bloß stellen würde? — Indeß kam die Gestalt näher, und verschwand hinter dem Felsen, um welchen der Weg sich bog. Nicht lange, so tönte das Horn des Wächters über dem Thore, und Melisende fuhr unwillkührlich zusammen, denn der dunkle Wanderer war nun am Schlosse. Als Niemand kam, ihr Nachricht zu bringen, rief sie einer ihrer Zofen, und sandte sie hinab ins Wachzimmer am Thorbogen, zu fragen, ob Jemand in die Burg eingelassen worden und wer? Die Dirne kam in einer Weile zurück. Es war ein Barfüssermönch gekommen, den das Unwetter auf dem Wege überfallen, und der nun unten in der Halle das triefende Gewand am Feuer trocknen lasse, um sich, wenn sein Anzug hergestellt seyn würde, Zutritt und Gehör bey der Frau von Pottendorf zu erbitten.

Bey mir? ein Mönch? rief Melisende bestürzt: Ich mag ihn nicht sprechen! Was kann er wollen?

„Ich weiß nicht.“

Hast du ihn gesehen?

„Ja wohl.“

Wie sieht er aus?

„Übel, gnädige Frau, todtenbleich und abgezehrt. Das Unwetter mag ihn wohl so arg mitgenommen haben, denn es scheint ein junger Mensch zu seyn, der vielleicht nicht daran gewohnt ist.“

Wie immer! Ich mag ihn nicht sprechen. Es wird ohnedieß nur auf ein Almosen abgesehen seyn für seine armen Heiligen; ich kenne die Weise dieser armen Bettelmönche. Da, gib ihm das, und sag ihm, er solle meiner in seinem Gebethe gedenken.

Die Zofe ging, kam aber bald wieder. Der Mönch ließe im Nahmen des Klosters für die milde Gabe danken, er aber könnte von seiner Bitte nicht abstehen, und müsse die gnädige Frau durchaus sprechen.

Wie? rief Melisende erzürnt: Will mich der Mensch zwingen zu dem, was ich nicht will?

Durchaus nicht! Er soll sich nicht unterstehen, meine Schwelle zu überschreiten!

Bedenkt, gnädige Frau! erwiederte das Mädchen bescheiden aber dringend: Ein Mann Gottes, Einer aus dem strengen Orden des frommen Franciscus von Assisi! Die Leute sind ja alle schon bey lebendigem Leibe Heilige. Ach ihr könntet euch versündigen. Erlaubt doch gütigst!

„Nimmermehr! Ich will ihn nicht sprechen. Geh' sogleich und sag' es ihm."

Das Mädchen ging abermahl zögernd, kopfschüttelnd. Ihr kam der Befehl ihrer Gebietherinn wie eine Gotteslästerung vor, aber auch Melisende fühlte eine Art von Schauer. War es auch ein wirklicher Klostermann? Lauerte hier kein Betrug? Und wenn es ein frommer Geistlicher war, durfte sie wohl so hart mit ihm umgehen? Sie sann noch zweifelhaft nach, als die Zofe zum dritten Mahle kam.

Schon wieder! rief Melisende ungeduldig: Nun wie ists?

Der geistliche Herr hat euch eine wichtige Kunde zu bringen von euerm abwesenden Gemahl, dem Ritter Ulrich, und will sie keinem von uns anvertrauen.

War Melisende früher unheimlich von dem

ganzen Vorfalle ergriffen gewesen, so war sie es jetzt noch mehr, und der für sie entsetzlichste aller Gedanken: Wenn es Ulrich selbst wäre! faßte sie mit unnennbaren Schrecken. Der Mönch war jung, er sah aus, als wäre ihm sein Beruf noch ungewohnt, hatte das Mädchen gesagt. Melisende fing an, an allen Gliedern zu zittern, und in dem Augenblicke erscholl eine heisere Stimme vor der halbgeöffneten Thüre, an der die Zofe noch stand: Gelobt sey Jesus Christus! Darf ein armer Pilger eintreten?

Frau von Pottendorf sank ihrer selbst kaum bewußt auf einen Stuhl, das Mädchen rief: da ist er! und öffnete ehrerbiethig die Thüre. Ein Minorit trat ein, im schwarzen Unterkleide mit dem weißen Strick um die Lenden gegürtet, den Mantel hatte er, weil er durchnäßt war, unten gelassen; aber ein Blick auf diese unansehnliche Gestalt, das düstere Gesicht, die buschigen Augenbraunen, das umschorene Haupt, überzeugten Melisenden, daß ihre größte Angst eitel gewesen sey. Das war keine Gestalt, wie Ulrichs, dennoch kamen ihr die Züge nicht unbekannt vor; sie erhob sich, und ging dem Geistlichen entgegen. Trotz alles ihres Unwillens, ihn zu sehen, und des Schreckens, den er ihr eingeflößt, zwang die

ernste Würde seiner Erscheinung sie zur Ehrfurcht. In Ewigkeit, erwiederte sie anständig mit der gewöhnlichen Formel: Seyd mir willkommen, geistlicher Herr, und laßt mich hören, was ihr von mir verlangt.

Verlangen? Von euch? Wahrlich nichts, als das, was ihr mir doch nicht geben werdet — eure Reue und Besserung, erwiederte der Mönch mit strengem Tone: Übrigens komme ich, euch eine Bothschaft zu bringen.

Melisende hatte während der letzten Reden den Mönch beleidigt und scharf angesehen. Auf einmahl rief sie betroffen aus: Herr von Frangepani! Wahrhaftig, ihr seyds!

Ich war es, antwortete gelassen der Minorit: Man hieß mich so, als ich noch in den Stricken der Knechtschaft dieser Welt lag. Nun bin ich unter Gottes Beystand frey geworden, und heiße Bruder Chrysostomus.

„Aber dieses rauhe Gewand, diese nackten Sohlen in diesem Wetter, auf dieser Reise —"

Dieß rauhe Gewand ist doch gelinder, als die Stacheln, mit denen ein unruhiges Gewissen uns von dem weichen Pfühl aufjagt, und Regen, Sturm und Unwetter, womit uns Gott heimsucht, können höchstens die Haut netzen,

die Kleider beflecken. Von innen bleibt alles ruhig und rein, wenn wir Frieden mit uns selbst haben.

Melisende schwieg abermahls verletzt, und versuchte es, der Unterredung eine andere Wendung zu geben. Sagt mir nur, Herr Ritter, oder Bruder Chrysostomus, verbesserte sie, als sie seine finstere Miene gewahrte, welche sonderbare Verkettung der Umstände euch auf den Entschluß brachte, allen Vorrechten, Bequemlichkeiten und Genüssen zu entsagen, die eure Geburt und euer Vermögen euch gewährte, um den mühseligen Stand eines Mönches aus so strengem Orden zu ergreifen? War es irgend ein Unglück, ein Verlust? —

O Verkehrtheit der Welt, o Blindheit der sündigen Menschen, rief der Geistliche heftig, indem er die Hände zusammenschlug: So muß es denn ein Unglück, eine Verzweiflung seyn, die euch auf den Pfad des Heils treibt? Das ist euer Unglück, daß ihr auf dem breiten Wege dahin taumelt, der euch ins Verderben führt; das ist euer Verlust, daß ihr an eurer Seele Schaden leidet. Mich aber hat Gott gewürdigt, noch zu rechter Zeit die Nichtigkeit aller Dinge, die mich schon lange anekelten, in ihrem vollen Lich-

te einzusehen. Ich habe sie für Kehricht gehalten, und weggeworfen, wie sie es verdienen, um nur Gott und dem Heile meiner Seele zu leben. Ich bin ihm nachgefolgt auf seinem strahlenden Pfade, dem hohen Vorbild unsers Ordens, dem seligen Franciscus von Assisi, zwar mit strauchelnden Schritten, von weitem und unbeachtet. Aber wenn ich auch nicht hoffen darf, dem Wundermanne von fern zu gleichen, so darf ich mir doch sagen: mein Wille ist rein, und mit Gottes Hülfe wird er auch stark bleiben.

Melisende hatte mit Erstaunen diese begeisterte Rede des sonst so stillen verschlossenen Mannes angehört, und so wenig ihr Sinn darnach war, den Inhalt derselben gut zu heißen, so fühlte sie sich doch unwillkührlich von der Lebhaftigkeit seines Vortrages, von der Größe seines Entschlußes, und selbst von der Kühnheit, mit der er zu ihr sprach, ergriffen. Ich bin weit entfernt, Herr Ritter, sagte sie, euern Entschluß tadeln zu wollen; daß er mich aber Wunder nimmt, das —

Könnt ihr Weltlinge denn die Welt ganz und gar nicht vergessen? fiel er ihr, aber ohne Heftigkeit, in die Rede: Ich habe keinen Titel mehr, und will keinen haben, als vor Gott. Indessen,

so wie nach dem, was ein heidnischer Schriftsteller sagt, nicht derjenige ein wahrer Weiser ist, der sich seines irdenen Geschirres mit eben der Freude bedient, als ob es Silber wäre, sondern derjenige, der auch das silberne nicht höher achtet, als Töpferwaare, so nennt mich, wie ihr wollt. Ich werde darum nicht besser vor den Menschen, und nicht schlechter vor Gott. Doch das Alles ist es nicht, warum ich hier bin, und was mich zu euch geführt.

„Solltet ihr wirklich um meinetwillen in dieser Witterung den Weg hierher gemacht haben?“

Wundert euch das so sehr? Der Heiland hat wohl mehr für uns gethan, als wir arme Menschen einer für den andern thun können. Ich habe Euch eine Nachricht zu bringen.

„So sagte meine Magd, von meinem entfernten Eheherrn. Doch, hochwürdiger Herr, ist es euch nicht gefällig, euch zu setzen?“

Sie both ihm einen Stuhl an der Flamme des Kamins. Er setzte sich ihr gegenüber; der Wiederschein des Feuers spielte um seine bleichen Züge, und vertiefte die scharfen Linien derselben noch mehr, die lichtblauen Augen blickten düster, und dabey durchdringend unter den überhängenden Brauen hervor. So betrachtete er sie eine Weile, ohne zu

sprechen, und diese lautlose Stille, dem seltsamen Gaste gegenüber, und nach allem, was heute schon auf ihre Stimmung gewirkt, regte ihr Innerstes immer mehr auf.

Euer Mann, Herr Ulrich von Pottendorf, ist todt! begann der Mönch jetzt mit seiner heisern Stimme eintönig und langsam, indem sein Auge fest auf Melisenden geheftet blieb.

Großer Gott! rief sie, und sprang vom Stuhle auf. Nein, Nein! es ist nicht wahr! setzte sie schnell hinzu: Ihr wollt mich nur schrecken; wie könntet ihr wissen?

Ulrich ist todt! wiederhohlte Frangepani in demselben Tone: Als Märterer für den Glauben, als Held im Kampfe für das heilige Kreuz ist er gefallen, und wenn es nicht Sünde wäre, Jemanden sein Heil zu beneiden, so könnte ich den Glücklichen darum neiden.

Diese bestimmten Umstände machten Melisenden dennoch stutzen. Zweifelnd und ängstlich blieb sie, einige Schritte von Frangepani entfernt stehen, und sah ihn an ohne zu reden.

Ihr Weltleute, begann er von neuem, betrachtet den Tod als ein Unglück, und so muß auch euch der eures Gemahls erscheinen. In dieses Unglück habt ihr ihn gejagt durch eure unziem-

liche Buhlschaft mit einem andern. Ihr habt sein treues Herz zerrissen, das nun fern vom Vaterlande in unchristlicher Erde vermodert. Ihr habt ihn von Haus und Hof, von dem Erbe seiner Väter getrieben. Ihr habt —

Haltet ein, rief Melisende aufs Äußerste gereizt durch diese Strafpredigt: Wer gibt euch das Recht, so mit mir zu sprechen?

Das Recht? rief Frangepani nun ebenfalls entrüstet, und stand gleichmäßig auf: Eure Sünden, eure Verkehrtheit, euer gottloser Wandel! Bessert euch, Melisende Lascaris, denn ihr verdient schon lange nicht mehr, den Nahmen des Ehrenmannes zu tragen, den ihr beschimpft habt. Bessert euch! rief er mit erhöhter furchtbarer Stimme und drohend erhobenem Arme, oder fürchtet die Strafe des Himmels, die für eure Vergehungen nicht ausbleiben wird.

Mit diesen Worten wandte er sich um, und wollte das Zimmer verlassen. Aber Melisende vertrat ihm den Weg. Nicht von der Stelle, rief sie heftig, bis ich weiß, wem ich diesen unwürdigen Auftritt danke, wer euch gesendet und befohlen, also mit mir zu sprechen?

Wer mich gesendet? antwortete Frangepani zürnend, indem er Melisenden finster ins Gesicht

blickte. Wer mich gesendet? wiederhohlte er mit erhobener Stimme und Hand: Der da oben, der Herzenskundige, der die Nieren durchforschet. Glaubt ihr denn, daß irgend eine menschliche Absicht über mich Macht hat, daß ich auch nur einen Finger bewegen würde, um einem Menschen, dem Wurme der Erde, zu gefallen? Meint ihr, daß etwas anders als der Wille Gottes, der uns befiehlt, an unsern Brüdern zu thun, wie wir wünschten, daß man uns thäte, mich hat vermögen können, an diesem Tage, in diesem Unwetter den Weg von Neustadt bis zu euch zu machen, um mit der Todesbothschaft an euer sündliches Herz zu klopfen, und zu versuchen, ob ich es der Zerknirschung und Buße öffnen könne?

Melisende trat erstarrt und bleich einen Schritt zurück. Was sie von diesem Manne bisher gesehen und gehört, was er, unläugbar ihretwegen unternommen, entkräftete jeden Verdacht einer fremden oder boshaften Absicht. Es stellte ihn viel höher in ihren Augen, aber in eben dem Maße mußte sie selbst in den ihrigen sinken. Der widerstrebende Stolz empörte sich gegen diese Erkenntniß; die Beschämung, diese peinliche Empfindung, bemächtigte sich ihrer; das aufgeschreckte Gewissen rief ihr Vorwürfe zu; Ulrichs Bild,

schöner als sie ihn je gesehen, aber bleich und blutig, blickte sie mit zürnenden brechenden Augen an. Ihre Sinne drohten zu vergehen, sie rang nach Fassung, nach Besinnung, sie hielt sich an dem Gesimse, an dem sie stand. Frangepani's düsterer durchdringender Blick heftete fest auf ihr. Er sah ihr Erbleichen, ihr Schwanken, ihr Zittern. So ists recht! rief er auf einmahl: So will Gott die Sünderinn sehen, und euer zerdrücktes, zerschmettertes Herz wird ihm ein köstliches Opfer seyn. Feyerlich nahte er sich ihr jetzt, legte die Hand auf ihr Haupt, und sagte mit dumpfem Tone: Hiermit segne ich euch zur Buße ein; thut Buße, bereut eure Vergehungen. Vielleicht verzeiht euch der erbarmende Gott! Er wandte sich zum zweyten Mahl, und verließ, von Melisenden ungehindert, das Zimmer, denn sie war nicht im Stande, ihn aufzuhalten.

Tief erschüttert, zerrissen in ihrem Innern, niedergeschmettert von seiner Nachricht, von seinem Benehmen, seinen Worten, sank sie jetzt auf einen Stuhl, und blieb in dumpfem Hinbrüten, keines deutlichen Gedankens, nur der qualvollsten Empfindungen sich bewußt, so lange auf demselben sitzen, bis die Zofe wieder ins Gemach ihrer Herrinn trat. Bestürzt sah das Mädchen im

dunkeln Zimmer die todtbleiche Gebietherinn mit starr geöffneten Augen regungslos am Kamine sitzen, dessen fast verglommenes Feuer nur ein ungewisses Licht durchs Zimmer verbreitete. Melisende hatte das Mädchen weder kommen gehört noch gesehen; als sie es plötzlich jetzt vor sich stehen sah, fuhr sie mit einem Schrey des Entsetzens vom Sessel auf, und erschreckte die Zofe eben so sehr, wie sie selbst erschrocken war. Sie faßte sich indeß bald, und ihre erste Frage war nach dem Geistlichen. Er befand sich noch unten in der Halle, wo die Reisigen und das ganze Dienstgesinde sich um ihn versammelt hatten, und seinen frommen schönen Reden mit Andacht und mit Thränen zuhörten, wie das Mädchen sagte.

Bewirthet den frommen Mann wohl! entgegnete Melisende: Sag dem Burgwart, er soll ihm bringen und auftischen, was seine Vorräthe nur köstliches enthielten, und ihm eins der Prachtgemächer des Schlosses einräumen.

Das wird nichts nützen, antwortete die Magd: Es hat es schon der Herr von Wopfingen versucht, der die Reisigen in der Burg befehligt, und hat ihm trefflichen Wein vorgesetzt, und Wildpret zum Nachtmahl; aber der heilige Mann hat um nichts als um Brod, Wasser und einiges Zuge-

müse, wie es die Knechte haben, gebethen, und um eine Schütte Stroh, denn mit Eurer und des Herrn von Wopfingen Erlaubniß möchte er die Nacht hier auf Starhemberg zubringen dürfen, weil das Wetter so schlecht ist. Indeß, so ihr es nicht erlaubtet, hat er gesagt, wäre er auch bereit, seinen Stab weiter zu setzen. Gott werde ihm schon beystehen.

Da sey Gott vor! rief Melisende, daß ich diesen Mann vertreibe. Er soll bleiben, heute Nacht, morgen, so lange er will. Thut ihm Alles zu Liebe und zu Willen, was er wünscht und braucht. Ich aber — das einzige muß ich ihn bitten — ich kann ihn nicht mehr sehen oder sprechen.

Mit diesen Worten winkte Melisende der erstaunten Zofe zu gehen. Sie versuchte nun ihre verworrenen Gedanken zu ordnen; sie ließ sich, als das Mädchen wieder kam, auskleiden, und zu Bette bringen, aber die Ruhe dieser und mancher folgenden Nacht war dahin, und lange, nachdem Frangepani das Schloß schon verlassen hatte, blutete die Wunde, welche seine Worte gerissen, in Melisendens Herzen nach.

Als Emerich Frangepani vor Jahren mit seinem Bruder nach Ungarn zurückkehrte, hatte er, wie wir wissen, bereits in Fischament gegen den Pilgersmann mit der Laute, den er in der Herberge getroffen, gegen Heinrich von Offterdingen, von seinem Wunsch und Vorsatz gesprochen, die heiligen Stätten, an denen jener schon gewesen war, ebenfalls zu besuchen. Es war eine heftige Sehnsucht in ihm, für seine eigenen begangenen Sünden und für künftige blutige Frevel, deren, wie ihm eine dunkle aber rastlose Stimme in seinem Innern zuflüsterte, sein Geschlecht sich schuldig machen würde, zu büssen. Diese Sehnsucht hatte ihn getrieben, die Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zu unternehmen, und er hatte bereits einige Anstalten dazu getroffen, als in Gran bey dem Erzbischof Matthias einige Priester des in Italien vor kurzem durch Franz von Assisi errichteten Mönchsordens ankamen, um auch hier Buße zu predigen, und die Menschen auf den Weg des Heils zu leiten. Der Anblick, die strenge Lebensart dieser Männer, die in selbstgewählter Armuth sich auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens beschränkten, deren Manche von hohem Stande, Geburt und Reichthümer, weltliches Ansehen und Einfluß hinweggeworfen hat-

ten, um dem Heiland in Kreuz und Niedrigkeit, Armuth und Mühseligkeit nachzufolgen, ergriff mit wunderbarer Gewalt Emerichs Gemüth [8]). Das war es, was er im Innersten seiner Seele gewollt hatte, ohne es deutlich zu erkennen; das war der Weg, den er einschlagen sollte, um sich Verdienste auf Erden zu sammeln, und diese sammt den Casteyungen und Entbehrungen, die er geduldig ertragen wollte, für seine und seines Geschlechts Sünden, vor Gottes Thron zu opfern. Nicht achten wollte er des Tadels, des Spottes der Welt, wenn sie ihn, den Sprößling eines erlauchten Hauses, im rauhen Gewande, den geringen Unterhalt, dessen er bedurfte, von fremder Mildthätigkeit erbetteln sehen würde, nicht abschrecken sollten ihn die Mühseligkeiten des selbstgewählten Standes, und Eine Seele, die er gewinnen, und wieder auf den rechten Pfad führen könnte, sollte ihm für alle Beschwerden, die er deßwegen übernommen, reicher Ersatz seyn.

So wie sonst der, der nach Reichthum oder Ehre strebt, sich beglückt fühlt, wenn sich ihm die schimmernde Bahn eröffnet, die ihn an sein glänzendes Ziel führen soll, so senkte, nachdem der junge Emerich sich mit den Grundsätzen und der Lebensweise jener Geistlichen genau bekannt ge-

macht hatte, eine unnennbare Freudigkeit, ein beseligender Friede sich in seine Seele, und dadurch von dem Wohlgefallen Gottes an seinem Vorsatze überzeugt, ging er mit aller Heftigkeit, die seinem Charakter eigen war, ans Werk. Einen harten Stand hatte er zuerst gleich mit seinem ältern Bruder, dessen Zorn, beleidigter Stolz und bitterste Verachtung ihn traf. Als sich aber Herr Jerindo Frangepani überzeugt hatte, daß keine Bitte, wie kein Vorwurf, keine Milde, wie keine Strenge etwas über dieß unbeugsame Gemüth vermochten, ergriff er, um die Ehre seines Hauses zu wahren, das äußerste Mittel, die Gewalt. Er ließ den Bruder von seinen bewaffneten Knechten unversehens greifen, und als einen Wahnsinnigen, denn dafür hielt er ihn, auf einer seiner Burgen einsperren. Emerich freute sich der Schmach, der Bande, der Verfolgung, die er um des Heilandes willen dulden mußte, und es konnte seinem Bruder eben so wenig gelingen, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, als ihn an der Ausführung desselben zu hindern. Mit einer List und Anstelligkeit, über die sich nach der Entdeckung Jerindo selbst bey dem sonst einfachen Jünglinge wundern mußte, hatte Emerich seine Wächter zu täuschen, seine Bande zu lösen verstanden,

und war aus dem Schlosse entsprungen. So viel vermag ein ernster Vorsatz!

Auf weiten Umwegen, mit Mangel und Beschwerden aller Art kämpfend, hatte er sich bis nach Rom durchgeschlagen. Hier legte er zu den Füßen Innocenz des Dritten, der den Nahmen der mächtigen Familie Frangepani wohl kannte, und oft zu fürchten Gelegenheit gehabt hatte, die Gelübde ab, und empfing das demüthige Ordenskleid und den Segen des heiligen Vaters. Mit diesem kehrte er dann, ebenfalls nicht auf dem nächsten Wege, sondern hier und dort abweichend, wie irgend ein frommes Werk oder eine Bußübung ihn rief, nach Deutschland zurück. Wir sahen ihn in Wien auf dem Walle am Kärnthnerthor-Thurm, wo der Anblick seines Bruders in Verbindung mit jener dunkeln Vorstellung des Unglücks, das durch ihn und seine Verwandten geschehen sollte, ihn wieder mit ganzer Gewalt ergriff, und aus dem frohen Haufen der Schaulustigen trieb. Bald darauf hatte ein achtungsvolles Wohlgefallen ihn an Rudolph von Habsburg gezogen, mit dem ein Ungefähr ihn in Wien zusammengeführt, und jene leise Stimme hatte ihn ahnen lassen, daß dieser Mann zu Großem berufen sey, und viel Gutes durch ihn geschehen würde. Von ihm er-

fuhr er Ulrichs Tod, und plötzlich stand der Gedanke vor ihm, durch den erschütternden Schlag dieser unvorbereiteten Neuigkeit das Herz seiner in Unrecht und Frevel versunkenen Frau zu rühren, und vielleicht diese Sünderinn zu bessern.

In dieser Absicht wanderte er nach der Neustadt, denn dort dachte er sie sicher in der Nähe des Herzogs zu finden. Er wunderte sich sehr, als er hörte, sie sey nicht dort, und der Herzog habe ihr Starhemberg zum Aufenthalte angewiesen, das sie nicht verlassen dürfe. Schon aus diesem Umstande zog Emerich, oder P. Chrysostomus, wie er jetzt genannt wurde, eine günstige Vorbedeutung für sein Vorhaben; denn es schien ihm, als müßten Melisendens Glückssterne sich einiger Maßen dem Untergange zuneigen. Er brach also an einem milden Februartage von Neustadt auf, und achtete des schrecklichen Wetters nicht, das ihn mitten im Gebirge überfiel, weil ihm Alles daran lag, der Erste zu seyn, der sie mit der Kunde von dem Tode ihres Mannes niederschmettere.

Wir haben gesehen, daß ihm sein Vorhaben zum Theil gelungen war. Melisende war wirklich erschüttert, Angst, Reue, innere Vorwürfe zerrissen ihre Brust, sie fühlte sich die nächsten Tage sehr unglücklich. Aber es waren die Empfindun-

gen, welche Emerichs Kunde und seine Worte in ihr geweckt hatten, nicht allein, was sie ängstigte, und jeden frohen Genuß verbitterte. Sie hegte noch andere, und für sie wohl noch wichtigere Sorgen. Sie konnte sichs nicht verhehlen, es stand zwischen ihr und dem Herzoge nicht mehr so, wie es, ihrem Wunsche nach, stehen sollte. Nothwendiger Weise mußte ja die Kunde von ihres Gemahls Tode an seinen Lehensherrn gelangt seyn; denn sie hatte nach Frangepanis Entfernung von ihren Leuten, vor denen jener sich kein Bedenken gemacht hatte, die Wahrheit zu erzählen, vernommen, daß Graf Rudolph von Habsburg, derselbe, mit dem Ulrich damahls von Wien abgereiset war, zurückgekommen sey, und die Nachricht von seinem Tode, so wie seinen letzten Willen überbracht habe. — Und Friedrich konnte ihrer so wenig achten, sie so sehr vernachlässigen, daß er ihr nicht einmahl einen Bothen schickte, ihr die Veränderung ihres Schicksals zu verkündigen? Sie bereute es nun, daß sie sich durch die gewaltsame Erschütterung, in die des Mönchs Worte sie versetzten, hatte abhalten lassen, ihn nochmahls und umständlicher zu befragen, und eine tiefe Schwermuth verbreitete sich allmählich über ihr ganzes Wesen. Der, den sie mit so glühender

Leidenschaft liebte, dem sie alles, ja selbst die Ruhe ihres Gewissens geopfert, schien ihrer allmählich zu vergessen, und jene Worte, die Frangepani drohend zu ihr gesprochen: Fürchtet die Strafe des Himmels, die nicht ausbleiben wird für eure Vergehungen! tönten unablässig in ihrer Seele, und erfüllten sie mit unnennbarer Angst.

So dauerte es einige Tage, als endlich Wolfger auf Starhemberg kam. Melisende zitterte und erblaßte, als man ihn ihr meldete. Er brachte, das errieth sie, die Nachricht von Pottendorfs Tode, von dem, was der zürnende Gemahl vielleicht aus der Ferne über ihr Schicksal beschlossen, von dem, wie diese Kunde auf den Herzog gewirkt, und was nun auch auf sie wirken mußte. Sie ließ ihn eintreten. Sein erstes war, den Herzog mit den Zeitumständen und seiner Stimmung zu entschuldigen, wenn er diese wichtige Neuigkeit nicht selbst bringe, sondern ihr durch einen Bothen sende. Melisende seufzte tief, ohne hierauf zu antworten. Nun berichtete Wolfger den Tod ihres Gemahls, die nähern Umstände desselben, und endlich, wie er ihrer in seinem letzten Willen gedacht. Das erschütterte Melisenden aufs heftigste, sie erblaßte, und fühlte sich so angegriffen, daß sie sich setzen mußte. Der

Tiefbeleidigte, der von ihr, wie Frangepani gesagt hatte, in den Tod Gejagte, der mit Recht erzürnte Gemahl, der bereits alle ihre Ansprüche durch die Ehescheidung zernichtet hatte, sorgte für sie noch im Tode, und bedachte sie mit großmüthiger Freundlichkeit! Und dieß Herz hatte sie zerrissen, und diesen Bund und alle Ehre, alle Freude, alle Befriedigung ihres Bewußtseyns, die aus diesem Bunde geflossen war, hatte sie hingegeben! Wofür? — Das fiel in dem Augenblicke schmerzlich auf ihr Herz, und wieder ertönten Frangepanis Worte wegen der Strafe, die nicht ausbleiben würde, in ihrer Seele.

Der nächste Gedanke, der sich in ihr entwickelte, war der feste Entschluß, Ulrichs großmüthige Schenkung nicht anzunehmen. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, das niederdrückende Gefühl zu ertragen, von den Wohlthaten desjenigen zu schwelgen, gegen den sie so großes Unrecht hatte. Sie trug Wolfgern auf, dem Herzoge in ihrem Nahmen für die Aufmerksamkeit zu danken, mit welcher er sie von den nähern Umständen eines Vorfalls habe wollen unterrichten lassen, der ihr übrigens schon dem wichtigsten Theile nach bekannt gewesen, und ihn zu ersuchen, ihr zu gestatten, daß sie keinen Gebrauch von dem

Vermächtnisse des Herrn von Pottendorf machen dürfe. Ihr eigenes, wenn auch nicht bedeutendes Vermögen würde stets für ihre mäßigen Wünsche hinreichen, und sie wolle nichts besitzen, wozu sie sich selbst kein volles Recht beweisen könne. Wolfger wollte einiges einwenden, die entfernten Verwandten, die Dienerschaft habe Herr Ulrich schon bedacht, und das übrige fiele ja ohnedieß dem Herzoge anheim, der sich freuen würde —

Melisende, im Innersten durch den Sinn empört, der dieser Rede zum Grunde lag, unterbrach den vorlauten Diener, indem sie ihm ohne weiters befahl, ihre Worte dem Herzoge zu hinterbringen. Er verneigte sich, und wollte gehen. Da rief sie ihn zurück. Die Liebe trug es über den Stolz davon. Sie mußte wissen, was Friedrich machte, wie er die Todesbothschaft aufgenommen, wie seine Angelegenheiten standen? Mit Erstaunen vernahm sie, daß die Königinn nach Wien zu ihrem kaiserlichen Schwiegervater gezogen sey, und zwar auf dessen ausdrückliche Einladung, die eben jener Graf von Habsburg gebracht, der die Königinn denn auch nach Wien geleitet. Diese Nachrichten erfüllten Melisenden mit süßen Hoffnungen, denn sie ließen sie an eine günstigere Wendung der Dinge, an eine

Möglichkeit der Aussöhnung mit dem Kaiser glauben, und der kluge Leibdiener wußte ihre frohen Vermuthungen durch manche Äußerung, die er vom Herzoge oder den ihn umgebenden Großen vernommen haben wollte, zu bestätigen. Heiterer, als sie sich seit vielen Tagen gefühlt, entließ sie den Bothen, und so wenig Aufmunterndes für ihre Liebe in Allen dem lag, was ihr Wolfger vom Herzoge gesagt hatte, so war sie doch zufrieden, weil nur ein Schimmer besserer Tage ihr erschien, wenn erst diese Irrungen beseitigt, die Acht aufgehoben, und der Herzog, von dem Drucke des Unglücks befreyt, sich den Gefühlen seines Herzens überlassen könnte. Dann hoffte sie, sollte es ihr gelingen, seine früheren Empfindungen wieder für sie aufleben zu sehen, die jetzt, unter der Last wichtiger Sorgen, sich keine Macht über seine Seele erlauben dürfen. So schmeichelte sie mit freundlichen Hoffnungen ihrer Leidenschaft, die durch Trennung, Gefahr, und vielleicht selbst durch Friedrichs kühleres Betragen ungemein gesteigert worden war.

Heinrichs von Offterdingen und Jutta's unglückliche Liebe hatte Melisenden und dem Her-

zoge einst zum willkommenen Vorwande gedient, sich einander zu nähern. Im Drange eigener Angelegenheiten, und da der Antheil an Jutta's Schicksal ohnedieß bey ihr nur erkünstelt gewesen war, hatte Melisende jenes Paar ganz aus den Augen verloren, und kaum im Verlaufe dieser langen Zeit zuweilen flüchtig an die ehemahligen Gefährtinnen am Hofe Theodoras gedacht. Lebhafter war der Herzog stets um seines lieben Sängers Glück besorgt gewesen, und der alte Rauheneck hatte, als er nach Neustadt kam, manches tadelnde Wort des Herzogs über seine Härte gegen die Tochter und den Meister hören müssen. Das schmerzte den Alten wohl insgeheim, aber er fühlte auch, daß er Vieles gut zu machen habe, und so nahm er den Unmuth seines Herrn, der ihm in diesem Falle ungerecht dünkte, geduldig hin. Minder angenehm war es ihm, Offterdingen hier am Hofe zu finden, und ihm eben darum oft begegnen zu müssen. Doch erschien er jetzt selten als Sänger und Dichter mit der Laute. Viel öfter sah man ihn in ritterlichen Waffen an der Spitze seiner reisigen Schaar, die er so gut zu befehligen, und so geschickt bey jeder kriegerischen Übung anzuführen wußte, daß dem alten Rauheneck der Gedanke nach und nach geläufig werden mußte,

dieß sey kein bloßer Spielmann und Gaukler, sondern ein Ritter und Edelmann seines Gleichen, von dem man wohl sagen könne, was später von einem minder glücklichen Dichter (Tasso) gesagt wurde, daß ihm mit der Feder und Klinge nicht leicht Einer gleich komme.

Offterdingens Stolz und Zartgefühl hielt ihn stets in strenger Entfernung von dem harten Vater seiner Geliebten, und obwohl ihm der Herzog seine Vermittelung neuerdings angebothen hatte, schreckte Heinrichen doch der Eid, den Jutta hatte geloben müssen. Er wagte es nicht, einen Schritt ohne ihr Wissen zu thun, und da sie jetzt bey der verwitweten Herzoginn in Judenburg lebte, trug er geduldig sein Loos, und erwartete alles von der Vorsehung, der er sich unbedingt ergeben hatte. So standen die Sachen noch, als es zur Schlacht auf dem Steinfelde kam. Der Herzog hatte den Plan selbst entworfen, und die Stellung der einzelnen Haufen angeordnet. Den alten Rauheneck, der schon längst nicht mehr im Stande war, sein Schwert wie sonst zu führen, hatte er bereden wollen, die Führung seiner Mannen einem jüngern Manne aus den eigenen Vasallen zu übergeben. Aber Ritter Konrad fühlte und zeigte sich so gekränkt

über diese Zumuthung, daß der Herzog endlich dem treuen biedern Manne nachgab, ihm die Führung seiner Schaar überließ, und nur dafür sorgte, ihm einen Posten anzuweisen, der eben so wenig gefährlich als wichtig war. Die Schlacht begann, und alles ging nach Wunsch. Der Kampf war bereits allgemein geworden; nur dort, wo des Rauheneckers Schaar an ein kleines Wäldchen gelehnt stand, war tiefe Stille und Sicherheit. Das merkte der Alte, es wurmte ihn, er wollte etwas Ausgezeichnetes leisten, ergriff selbst das Banner seines Hauses, rief seinen Leuten zu, und dachte, wider des Herzogs Anordnung, dem Feinde, der bereits zu weichen anfing, in die Flanke zu fallen, und so das Seinige zum Siege beyzutragen. Aber die Haufen, welche gegen ihn standen, wandten sich schnell, und das Unsichere, Schwankende in den Bewegungen ihrer Feinde bemerkend, warfen sie sich mit aller Kraft auf sie, und drückten sie immer weiter und weiter zurück. Herzog Friedrich wurde gewahr, was vorging; er befahl einigen, die zunächst um ihn waren, jenem in Unordnung gebrachten Haufen beyzuspringen. Offterdingen trat hervor. Rauheneck war sein Feind, aber er war Jutta's Vater, und so erbath er sich die Erlaubniß, des Her-

zogs Befehl auszurichten. Der Herzog gewährte es lächelnd, und Heinrich sprengte mit seinen Reisigen dorthin, wo Ritter Konrad mit schwacher Kraft aber festem Willen stritt, und eben verwundet von seinem ebenfalls verwundeten Gaule sank. Heinrich entwand mit entschlossenem Griff das sinkende Banner der Hand des Greises, schwang es muthig, und trieb die zurückweichenden wieder vorwärts. Die Seinigen rissen die andern mit sich, der Feind fühlte bald, daß ein anderer Geist in dem Kampfe herrsche, und da ringsum das kaiserliche Heer sich zurückzuziehen begann, der Ruf sich verbreitete, daß die beyden Bischöfe und viele Ritter gefangen seyen, wandten auch sie sich zur Flucht, und Offterdingen begnügte sich damit, die Ordnung hergestellt, und Juttas Vater gerettet zu haben, den er der Pflege der Seinigen empfahl. Er selbst kehrte zu dem Herzog, und mit diesem in die Neustadt zurück, nachdem der Sieg entschieden war.

Ritter Konrad war schon früher dahin gebracht worden. Seine Wunde war unbedeutend, aber Schaam und Unmuth hatten den Greis tief gebeugt. Nur er hatte die Lorbern des heutigen Tages nicht theilen dürfen, nur er allein war von dem schon geschlagenen Feinde geschlagen worden.

Der einzige Umstand, daß sein Banner noch durch den fremden Ritter, den Gott ihm im letzten Augenblicke zu Hülfe geschickt hatte, war gerettet worden, gab ihm einigen Trost. Als er aber in der Neustadt vernahm, wer es gewesen, dem er diesen Dienst verdankte, und den er in jenem bedrängten Momente gar nicht erkannt hatte, so vermehrte dieß den Unmuth, der seine Brust erfüllte. Er erwartete nichts anders, als daß der eitle Fant seinen Dienst sogleich geltend machen, und alte Ansprüche erneuern werde. Aber die siegreichen Schaaren rückten in die Neustadt ein; zu ihm kam niemand als ein Diener des Herzogs, der sich nach dem Befinden des verwundeten Ritters erkundigte. Der Rest des Tages, der folgende Tag verging, Offterdingen erschien nicht. Das fing dem Alten an zu gefallen. Er wußte wohl, wieviel er dem jungen Manne zu danken hatte, er hatte erfahren, daß dieser sich den Auftrag vom Herzoge ausgebethen, daß er eben sowohl gewußt, wem er beyzuspringen eile, als der Herzog, zu wem er ihn schicke. Er rief sich manches Rühmliche zurück, was ihm seine Tochter und Herzog Friedrich von diesem Heinrich erzählt hatten, er dachte an die stolze Entfernung, in welcher der Meister sich, seit er am

Hofe täglich mit ihm zusammentraf, gegen ihn gehalten, an Frangepanis schnödes Benehmen, an Juttas, des frommen einzigen Kindes stillen Kummer, an ihre geduldige Entsagung. Noch ein Paar Tage kämpfte mehr eine falsche Schaam, als eigentlicher Widerwille gegen seinen bessern Entschluß an. Am vierten Tage endlich nach dem Gefechte sandte er einen seiner Leute zum Herrn von Offterdingen, und ließ ihn zu sich entbiethen. Freymüthig und herzlich ging er ihm entgegen, ergriff des jungen Mannes Hand, und stattete ihm seinen Dank mit aufrichtiger Wärme ab. Heinrich nahm diese späte Anerkennung höflich aber kalt auf, und wollte sich nach ein Paar gewechselten Worten wieder entfernen; aber der Greis hielt ihn zurück, indem er sagte: Verzeiht, Meister Offterdingen oder Herr von Emmerberg, wenn ihr euch lieber also nennen hört! Ich habe euch noch etwas zu sagen. Ihr habt mir in dem letzten Gefechte nicht bloß das Leben gerettet, ihr habt auch dieß Banner hier — er nahm es bey diesen Worten von der Wand, an welcher es befestigt war — bewahrt, und mit Ehren geführt. Seht, Ritter, ich bin alt und schwach, und jener Tag hat mich einsehen gelehrt, was ich vorhin nicht glauben wollte, daß ich nicht mehr dazu

tauge, es mit Kraft zu beschützen. Einen Sohn habe ich aber nicht, dem ich es übergeben, und der es an meiner Statt führen könnte. Nur durch meiner Tochter Hand kann ich mir einen solchen Stellvertreter erwerben. Wollt ihr nun —

Offterdingen ließ den Greis nicht vollenden. Schon bey den letzten Reden hatte eine entzückende Hoffnung ihn durchblitzt. Rauhenecks Mienen mehr als seine Worte, seit er das Banner ergriffen, hatten ihn mit ahnender Freude erfüllt. Ists möglich? Ists möglich? war alles, was er sagen konnte. Er ergriff des Greises Hand, drückte sie heftig an Brust und Lippen, aber zu reden vermochte er nicht. Die Überraschung nahm ihm die Sprache, aber das Entzücken, das sich in seinen Mienen spiegelte, die Thränen, die aus seinen Augen flossen, sprachen beredter als Worte. Seyd mein guter Sohn! sagte nun Rauheneck, indem er den jungen Mann väterlich in seine Arme schloß: Ich gebe euch mein einziges Kind. Sie ist fromm, gehorsam, und wird euer Glück machen, wie sie das meinige gemacht hat. Haltet sie gut, führet mein Banner mit Ehren, sorgt für mein Besitzthum, und laßt mich einst vergnügt in den Armen meiner Kinder sterben! Offterdingen lag noch immer im Übermasse seines

Glückes sprachlos an des Alten Brust. Der Übergang von solcher Hoffnungslosigkeit zu so viel Freude hatte seine Seele zu mächtig ergriffen. Als er sich endlich zu fassen und seiner Seligkeit Worte zu geben vermochte, um seinen Dank, wie er ihn fühlte, auszudrücken, da war der Anblick dieses Entzückens und das Bewußtseyn, zwey Menschen unaussprechlich glücklich gemacht zu haben, dem alten Manne der erste schöne Lohn für seine Selbstüberwindung; einen noch schönern durfte er mit Zuversicht in dem künftigen Glücke seiner Tochter an der Seite eines solchen Eydams erwarten.

Als sich beyde genugsam ihrer neuen Wonne erfreut, sagte endlich Ritter Conrad: Und nun, lieber Herr Sohn! geht mir auch gleich hinüber zum durchlauchtigsten Herrn, sagt ihm, was ich gethan, daß ich hoffe, nebst meiner Christen- und Vaterpflicht, auch seinen mir so theuren Willen erfüllt zu haben, und daß ich ihn bitten lasse, dieses Zeichen meines willigen Gehorsams als Sühne für so Manches anzunehmen, was früher nicht recht geschehen war.

Trunken vor Freude eilte Offterdingen zu seinem fürstlichen Gebiether zurück; aber dieser mußte des Sängers Glück, und was eigentlich vor-

gegangen war, aus dessen entzückten Blicken mehr als aus seinen verworrenen und abgerissenen Worten errathen. Doch freute er sich dessen herzlich, ließ den folgenden Tag, als seine Lehensmänner um ihn versammelt waren, die beyden Ritter rufen, verkündete allen mit sichtbarer Freude das Glück seines lieben Sängers und reichte Konrad gnädig die Hand, indem er freundlich zu ihm sagte: daß er jener alten Irrungen längst vergessen habe, und durch Rauhenecks Betragen hier in der Neustadt Alles gut gemacht sey. Am folgenden Tage aber konnte er, dem so manche schöne gerechte Freude die Heldenbrust schwellte, dem Verlangen nicht widerstehen, den Wiederschein dieses Glücks sich in einer ihm ganz ergebnen Seele spiegeln zu sehen. Ohnedieß war ja Heinrichs und Juttas Liebe das erste Band gewesen, das sich zwischen ihnen geknüpft, und des zärtlichen Paares Wahl mußte wenigstens als einst willkommner Vorwand noch immer Werth für Melisenden haben. So ritt er denn, nur von Wolfger und ein Paar Knechten begleitet, im stolzen Gefühle wiedererkämpfter Macht, über die Fläche hin, die Zeuginn seiner Tapferkeit gewesen war, dem Gebirge zu, wo er nun überall als Herr und alleiniger Gebiether schal-

ten konnte. Melisende empfing ihn mit lautem Entzücken, er schien ihr schöner, herrlicher als je. Alles was sie gelitten, gesorgt, gefürchtet, war in diesem Augenblicke vergessen und verschmerzt. Sie fühlte nichts als ihr Glück. Daß er gekommen war, sie an dem seinen Theil nehmen zu lassen, daß er ihr Nachricht von Offterdingens erfüllten Wünschen brachte, und sie unter süßem Gekose der Zeit erinnerte, wo sie ihn so bitter gehaßt, und eben jenes jetzt beglückten Paares Schicksal die erste Veranlassung zu ihrer Bekanntschaft wurde — das war ja doch, so sagte sie sich selbst, ein Beweis von seiner unverminderten Liebe zu ihr. Dieser erste selige Rausch verlor sich indessen bald; der Herzog wendete die Unterredung auf andere, seiner Liebe ganz fremde Gegenstände. Seine Stellung zum Kaiser, die Lage seiner Länder, die Hoffnungen, die er schöpfte, lauter Gedanken, die jetzt seine Seele gebietherisch erfüllten, verdrängten bald jene sanfteren Regungen, und Melisende mußte sich mit der Beruhigung begnügen, wenigstens seine Freundinn, die Vertraute seiner Entwürfe zu seyn.

Wenige Tage darauf kehrte der Herzog mit seiner Schwester, nach einer prüfungsvollen Abwesenheit von mehreren Monathen, in die von ihm erober-

te Hauptstadt, und in die Burg seiner Ahnen zurück. Er wünschte nun auch in seinem Hause, wie ringsumher im Lande, die alte Ordnung der Dinge wieder eintreten zu sehen; und dazu gehörte vorzüglich, daß ihm seine Mutter verzieh, und wieder, entweder am liebsten in seiner Hofburg oder mindestens auf dem Kahlenberger-Schlosse, in seiner Nähe wohnte. Es ward also beschlossen, daß Margarethe, welche ihr eigenes Herz trieb, die Mutter zu sehen, von der sie so viele Jahre getrennt hatte leben müssen, nach Judenburg zu der Herzoginn ziehen, und ihr den kindlichen Wunsch des Sohnes vortragen sollte. Offterdingen aber sollte sie begleiten, der Königinn auf dem Wege als Beschützer und Ritter dienen, und auf diese Weise auch die endlich errungene Braut früher sehen.

Während der Herzog nun mit Heinrich von Künring, Preußler und andern seiner ersten Lehensmänner an die Wiedereinrichtung seiner Städte und Länder schritt, zog die Königinn von einigen ihrer Frauen und einem kleinen gewaffnetem Gefolge, das unter Offterdingens Befehl gestellt war, begleitet, durch die Berge der Steyermark nach Judenburg zu, wohin schon früher Bothen geschickt worden waren, um die Herzoginn und Jutta von der glücklichen Wendung der Dinge zu be-

nachrichtigen. Der Frühling, der in den höhern Gebirgen immer später eintritt, hatte vor kurzem erst diese Gegenden mit allen seinen Reizen geschmückt. Nun rauschten die Laubwälder in frischem Grün auf den besonnten Höhen, nun hauchten die zarten Spitzen der Nadelbäume balsamische Düfte aus, und lieblich wechselte ihr helles Grün mit den dunkeln Schatten der alten Zweige, nun brauseten die Waldbäche, ihrer winterlichen Bande entledigt, mit freudigem Ungestüm durch die Thäler dahin, und tausend buntfarbige Blumen deckten die Wiesen von unten an, bis weit oben auf den Bergen, wo sie im Schatten der Wälder sich verloren. Margarethe blickte freundlich um sich, und aufwärts in den reinen tiefblauen Himmel. Ihrer wartete der Frühling nur dort, wo sie die geliebten Entrissenen wieder finden sollte; dennoch verfehlte der Anblick der wieder erwachten Natur, der allgemeinen Lust, ihre Wirkung nicht auf das Gemüth der Königinn, und sie fühlte sich heiterer als sonst, denn es waren ja auch des Bruders Hoffnungen wieder erwacht, und ein schönes Wiedersehen stand ihr nahe bevor. Aber durch Offterdingens Herz zog die Freude mit lautem Triumphe, und zu dem Entzücken, das ihn ergriff, wenn er an Jut-

ta und seine erfüllten Wünsche dachte, gesellte sich die süße Trunkenheit, welche der Frühling und die neugeborne Lust des Lebens über empfängliche Gemüther übt. Seine Seele zerrann in der allgemeinen Freude, er hätte jeden Blüthenbaum umarmen, jede Blume auf den Wiesen küssen, und mit den Vögeln sich durch die Zweige jagen mögen. Margarethe betrachtete ihn unbemerkt, wie der Ausdruck seines innern Glückes sich in den freudigen Zügen, in den glänzenden Blicken aussprach, und er oft, in sich versunken, die Lippen bewegte, und mit sich selbst zu sprechen schien. Als sie daher das nächste Mahl, um zu ruhen und ein leichtes Mahl zu nehmen, in einem lieblichen Thale Halt machten, das schönbegrünte Berge umgaben, auf denen Wiesen mit luftigen Wäldern wechselten, und in deren Büschen tausend brütende Vögel zwitscherten und sangen, da ließ die Königinn sich ihren Sitz unter einigen schattigen Eichbäumen nahe am Wege bereiten, und betrachtete den Sänger, der ebenfalls abgestiegen neben seinem Rosse stand, und die strahlenden Blicke über die schöne Gegend umher schweifen ließ. Meister Offterdingen! begann sie endlich: Es ist hier sehr schön, und ihr fühlt es gewiß eben so, und tiefer als wir Andere. Ihr könnt es aber

auch in wohlklingenden Worten sagen, und so bitte ich euch, laßt uns eine eurer schönen Weisen hören! Eine schnelle Röthe überflog Heinrichs Gesicht, er ahnete wohl, daß seine innere Bewegung ihn verrathen haben mochte, er wollte sich entschuldigen; aber die Königinn unterbrach ihn mit dem Befehle an Einen des Gefolges, dem Ritter seine Laute zu bringen. Offterdingen verneigte sich ehrerbiethig, sein Auge strahlte, seine Wange erglühte, wie er sich, die treue Vertraute so mancher geheimen Gedanken im Arm, der Königinn gegenüber an den Stamm eines schattenreichen Baumes stellte, den Saiten mit kunstvoller Hand einige Töne entlockte, und, indeß sein Blick rings herum schweifte, also begann:

Ey ihr frisch begrünten Höhen,
Bäum' in eurer Blüthenpracht,
Anger, die voll Blumen stehen,
Waldesgesang in Waldesnacht,
Bächlein, das so munter hüpfet
Durch des Thales erstes Grün,
Kaum des Frostes Band entschlüpfet,
Tanzt es murmelnd vor uns hin.

O wie schön seyd ihr zu nennen,
Von des Frühlings Glanz erhellt!
Und wer kennt' euch wohl erkennen,
Als der Winter euch entstellt,

Als nur Schnee hier war zu sehen,
Eis dem Quell zu steh'n geboth,
Und auf Wiesen und auf Höhen
Alles weiß war, alles todt?

Jetzt regt mächtig sich das Leben,
In der Erde dunkelm Schooß,
In der Lüfte lauem Wehen,
In des Felsens starrem Moos;
Aus ists mit des Winters Leide,
Neu erwacht steht die Natur,
Und in sel'gem Rausch der Freude
Jubelt jede Creatur.

Aber nicht allein das Leben,
Auch das Lieben ist erwacht,
Und das Herz ist freygegeben,
Aus des Kummers strenger Macht.
Wie das Bächlein durch die Auen
Darf es hin zur Liebsten zieh'n,
Darf der Hoffnung Grünen schauen,
Und der Wünsche fröhlich Blüh'n.

Mir auch gehet meine Sonne,
Bald nach langer Nacht hervor,
Und des Wiedersehens Wonne
Schwellt das trunkne Herz empor.
Minne! Minne! treue Minne!
Was sich aus des Glückes Schooß
Auch der Herzog selbst gewinne —
Mein ist doch das schönste Loos!

Halb lächelnd, halb wehmüthig hatte Margarethe dem Liede zugehört, das ein Glück besang, welches für sie längst untergegangen war, und sie dankte freundlich dem Sänger dafür. Er aber war ganz selig, denn er hatte dem innern Drange Worte geben, und seine Wonne andern mittheilen können. Noch mehrere solcher Lieder dichtete und sang er nun, von seiner fürstlichen Gönnerinn aufgemuntert, und versüßte ihr damit manche Beschwerlichkeit der Reise, bis sie endlich nach mehreren Tagen das Ziel derselben erreichte. Innig, freudig, aber auch schmerzlich war das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter in Judenburg. Sie waren so lange getrennt gewesen, sie hatten beyde in dieser Zeit so vieles verloren, so vieles erduldet! In Glück und Herrlichkeit hatten sie sich verlassen; verwitwet, einsam fanden sie sich wieder. Jutta und Heinrich verbargen mit zarter Rücksicht ihre nahmenlose Freude vor den trauernden Fürstinnen, so viel es sich thun ließ, und überließen sich nur in seligen Stunden ungestörter Einsamkeit der Wonne, womit ihre Vereinigung nach so langer Trennung sie um so lebendiger erfüllte, je unverhoffter sie ihnen gekommen war. In einer der spätern ruhigern Stunden, als der erste Freudentaumel vorüber war, be-

merkte Heinrich erst, daß Jutta das einzige Hoffräulein war, das die verwitwete Herzoginn um sich hatte, und er fragte nach Bertha von Haslau.

Die hat uns schon lange, schon damahls verlassen, war die Antwort, als wir von Wien hierherzogen.

„Hat sie sich vermählt?“

Das wird sie wohl niemahls, sie denkt in ein Kloster zu gehen. Jetzt aber lebt sie bey ihrem mütterlichen Großvater im schlesischen Gebirge.

„Bertha schien einst ein sehr lebensfrohes, munteres Mädchen, dem ich den Klosterberuf nicht angesehen hätte.“

Das hat sich alles geändert. — Ach, lieber Heinrich, auch über dieses Herz ist eine unglückliche hoffnungslose Liebe hingezogen.

„Und hat seinen Frühling erstarren gemacht, und die fröhlichen Keime versengt, und die Blüthen getödtet, nicht wahr?“

Ja wohl. Aber Berthas Liebe ist von ganz besonderer Art, und der, den sie anging, hatte nie auch nur die entfernteste Ahnung davon. Ihr jugendliches Herz ward, so wie es den kindischen Gefühlen entwachsen war, von der Wohlgestalt und von den Vorzügen eines Mannes lebhaft ge-

rührt, der damahls schon der Verlobte einer Andern war.

„Das ist schlimm.“

Es war damahls nicht so schlimm, als es sich jetzt später zeigte. Ulrich von Pottendorf —

Pottendorf? unterbrach Heinrich seine Braut; Der Gemahl jener schönen Melisende?

Derselbe. Bertha wußte, daß er diese liebe, daß er sie heirathen werde. Sie hatte es nie anders gedacht, und in ihrer Unschuld geglaubt, es würde sie nicht betrüben. Ich sah freylich weiter, und ahnete, wie es kommen würde; aber was hätte es genützt, Bertha den Wahn zu rauben, der sie das Unvermeidliche ruhig ertragen machte? Als er aber hernach freywerbend um seine stolze Braut in allem Schmucke seines Ranges, in allem Schimmer seiner schönen Gestalt vor der Herzoginn erschien, und diese Melisendens Hand in die des Unglücklichen legte, da hörte Niemand als ich den leisen schmerzlichen Schrey, mit dem die arme Bertha zu Boden stürzte. Die andern glaubten, sie habe sich kindisch mit dem Stuhle geschaukelt, an dem sie gestanden, und wir ließen sie gern in dem Glauben.

„Du, gute Jutta, warst wohl die Trösterinn der Betrübten?“

Mir allein vertraute die arme Kleine ihren Schmerz; aber auch damahls hätte sie sich noch beruhigt, denn der Mann, der ihr, seit sie ihn das erste Mahl gesehen, als der Inbegriff aller menschlichen oder wenigstens aller männlichen Vollkommenheiten erschienen war, war ja glücklich, und sie verlangte sonst nichts, als ihn, nebst ihrem Schutzengel und Nahmenspatron, wie einen Heiligen in ihrem Herzen verehren zu dürfen.

„So wie ich dich, meine Jutta, in jener schmerzlichen Zeit, als wir uns für ewig getrennt glaubten. O ich kenne diesen stillen Dienst einer ganz hingegebenen Seele wohl."

Und glaubst du, er sey mir fremd? erwiederte Jutta, und kosende Vorwürfe und zärtliche wehmüthige Erinnerungen unterbrachen eine Weile das Gespräch über Berthas Schicksal. Dann aber erzählte Jutta weiter, wie die Ahnung, und endlich die Gewißheit von Ulrichs unglücklicher Ehe, den stillen Frieden Berthas zuerst gestört, wie sie dann, als er sich von seiner treulosen Frau trennte, und gegen die Preußen zog, den Entschluß faßte, den Schleyer zu nehmen. Sie würde diesen Entschluß auch sicher damahls schon ausgeführt haben; aber eben als die Herzoginn mit ihrem Gefolge vom Kahlenberger-

Schlosse aufbrechen wollte, um nach Judenburg zu ziehen, erschien ein Bothe vom Großvater Berthas, dem Ritter von Kossenitz, der den Auftrag hatte, die Enkelinn mit Genehmigung der Frau Herzoginn zu ihm zu führen. Des Ritters Söhne lebten am Hofe zu Prag. Berthas Mutter war längst gestorben, und nun hatte er eine ältere Tochter, die seiner bisher gepflegt, ebenfalls durch den Tod verloren. Er bedurfte also seiner Enkelinn. Die Fürstinn fand die Bitte billig, und Bertha freute sich, einen nützlichen Zweck für ihre Thätigkeit zu finden, nach dessen Erfüllung es ihr immer noch frey stand, ihrem Klosterberufe zu folgen. Sie trennte sich also unter vielen Thränen von ihrer fürstlichen Beschützerinn und von Jutta, und lebte nun schon seit längerer Zeit bey dem Großvater, der sich unendlich glücklich fühlte, eine so liebende Pflegerinn zu haben. — So erzählte Jutta dem Geliebten, und beyde bedachten, wie schmerzlich die Nachricht von des Ritters Tode auf Bertha gewirkt, und wie sehr sie ihren Entschluß, der Welt zu entsagen, gestärkt haben werde.

Während die glücklichen Liebenden und die zwey verwitweten Fürstinnen in Judenburg einige Tage beysammen lebten, und bereits auf ihre Rückkehr nach Österreich dachten, erhielt der Herzog, dem das Glück nun von allen Seiten lächelte, die Nachricht, daß seine Gemahlinn sich unter dem Schutze ihres Oheims, des Patriarchen von Aquileja, aufmachen wollte, um zu ihrem Gemahle zurückzukehren. Ihr Weg ging über Grätz. So wenig der Herzog vergessen hatte, daß sie ihn in seiner größten Bedrängniß zu verlassen vermocht hatte, so bedachte er doch, daß sie seine Gemahlinn, und Herzoginn von Österreich war, und daß die Welt nicht wissen sollte, wie es eigentlich mit jener Entfernung beschaffen gewesen. Er schickte ihr daher einige seiner Ritter entgegen, die sie bis Grätz begleiten sollten, wo er sie zu warten ersuchen ließ, weil er selbst hinzukommen, und sie gebührend zu empfangen gesonnen sey.

Melisende vernahm dieß alles auf ihrem einsamen Schlosse, und es stürzte sie in neue Sorgen und Traurigkeit. Sie hatte viel auf diesen unzeitigen Trotz Agnesens, und ihre Entfernung gebaut, es war ihr nicht unbekannt geblieben, welche Bedingniß die Herzoginn damahls auf ihr Verweilen bey ihrem Gemahle gesetzt, und es hatte

einen Schimmer der Hoffnung in ihre Brust gesenkt, der während ihrer Verbannung nie ganz erloschen war, daß Friedrich die Gattinn ziehen lassen, und ihr die Freundinn nicht aufgeopfert hatte. Jene stolzen Erwartungen, die sie bey ihrer Flucht aus dem Kloster belebt, die einen blendenden Zauber über Friedrichs Liebe zu ihr verbreitet, wären wohl oft unterdrückt, nie aber ganz aufgegeben worden. Aus dem Graus und Schauer, womit der Tod ihres Gemahls sie ergriffen, hatte sich doch auch zuletzt der Gedanke losgerungen, daß wenigstens dieses Band nun gelöset sey, und keine Pflicht von ihrer Seite einer endlichen Vereinigung mit dem Geliebten im Wege stehen würde. Agnes war fern, der Herzog sichtbar mit ihr unzufrieden, seine Liebe für Melisenden noch immer warm, wenn auch nicht so glühend als damahls, wie sie noch mit so vielen Hindernissen zu kämpfen hatte. Es war natürlich, es lag in dem Wesen des männlichen Charakters, daß mit der Ruhe und Sicherheit des Besitzes auch größere Ruhe des Gefühls eintrat — so sagte sich Melisende selbst, suchte die ängstlichen Zweifel, die sich ihr aufdrangen, zu beschwichtigen, und entflammte ihre eigene Leidenschaft noch höher durch stolze Vorspiegelungen,

wie alles sich gestalten, und welches glänzende Ziel sie erreichen könnte.

Da kam die Nachricht von Agnesens Rückkehr und dem ehrenvollen Empfange, den ihr Gemahl ihr bereitet, und Melisende brachte wieder einige Tage in düsterm Schmerze zu, aus dem selbst Friedrichs Ankunft, der auf dem Wege nach Grätz auf Starhemberg einsprach, sie nicht völlig zu reißen vermochte. Er bemerkte ihre stille Trauer, er befragte sie unter freundlichem Gekose. Sie verbarg ihm — wohl ihre allzukühnen Hoffnungen auf seine Hand und Krone — aber nicht ihre Sorge, daß Agnesens Gegenwart und seine rechtmäßige Neigung für sie den Empfindungen, die er noch für seine Freundinn hege, immer größern Eintrag thun werde. Er lächelte, er suchte sie zu beruhigen, aber seine Worte vermochten nicht, diese Wirkung hervorzubringen; denn sie enthielten keine auch noch so leise Hindeutung auf das, was Melisende allein und heftig im Innersten ihres Herzens wünschte, nähmlich auf die Hoffnung, daß er seine Ehe mit Agnes trennen lassen, und Melisenden den Platz derselben auf seinem Throne wie in seinem Herzen anweisen würde.

Der Besuch dauerte nur kurze Zeit, denn

Friedrich eilte nach Grätz zu kommen, wo er die Herzoginn schon vermuthete. Sie war bereits eingetroffen. Die Bürgerschaft war ihr unter Glockengeläute entgegen gezogen, und hatte die Landesfürstinn sammt ihrem erlauchten Verwandten feyerlich eingehohlt. Eben so, nur noch viel feyerlicher und glänzender war der Empfang, den man dem Herzoge machte, als er zwey Tage nach ihr sich der Hauptstadt der Provinz näherte, die sich früher rebellisch gegen ihn benommen, die er durch die Kraft seines Armes bezwungen, und die nun Alles aufbiethen wollte, um ihre Vergehungen vergeben und vergessen zu machen. Es schien auch, als gedächte ihrer der Herzog nicht, so wenig er seiner Gemahlinn den geheimen Unmuth zeigte, der gegen sie in seiner Brust wohnte. Weder sie noch ihr Oheim, der kürzlich noch auf der Seite seiner Feinde gestanden, und seine schönen Länder verwüsten geholfen hatte, sollten durch einen Vorwurf oder ein unfreundliches Benehmen den Triumph genießen, daß sie im Stande gewesen wären, ihm wehe zu thun. Das Wiedersehen der fürstlichen Personen war daher höchst feyerlich, von Seite der Herzoginn warm und innig, von der des Patriarchen zuvorkommend freundlich, von der des Herzogs wohl auch freund-

lich und aufmerksam, dennoch lag eine geheime Kälte darin, welche Agnes nur zu wohl empfand, und mit reuigem Gefühle zu erklären wußte. Der Patriarch kehrte von Grätz in seine Staaten zurück, Agnes folgte ihrem Gemahle nach Wien, wo bald darauf auch die verwitwete Königinn mit ihrer Mutter und Jutta von Rauheneck, von dem glücklichen Offterdingen begleitet, aus Judenburg anlangten. Freudig und herzlich empfing Friedrich die geliebte Mutter in der Neustadt, wohin er ihr entgegen geritten war, und schämte sich nicht, sie des erkannten Fehlers wegen um Verzeihung zu bitten. Vergnügt begrüßte er Jutta und Offterdingen, und dann kehrten alle nach Wien zurück, wo Jutta's Vermählung aufs glänzendste in der Hofburg selbst von dem Herzoge gefeyert wurde.

Agnes hatte den Gemahl nach Neustadt begleitet, sie war Zeuginn seiner lebhaften Freude, seiner schönen Rührung beym Wiedersehen der Mutter und Schwester gewesen, und es fiel ihr schwer auf's Herz, daß ihr Empfang in Grätz sich ganz anders gestaltet hatte. Sie sah im Verlaufe der Zeit die herzliche Vertraulichkeit, mit der Friedrich seine Schwester behandelte, die bey ihm in Wien lebte, und sie empfand desto stär-

ker die Kälte, womit er ihr begegnete. Seine ehemahlige Liebe, ja selbst der Rest von herzlichem Wohlwollen, der noch für sie in seiner Brust gelebt hatte, war erstorben, sie war ihm nichts mehr, als die Herzoginn von Österreich, deren Würde er durch ein achtungsvolles Betragen ehrte.

Es war ihr ausgemacht, daß sein Verhältniß zur Frau von Pottendorf, die, wie ihre Späher ihr erzählten, noch auf der Burg Starhemberg lebte, und fleißig von ihm dort besucht wurde, die einzige Ursache seiner Untreue an ihr war, und wenn ihr zuweilen die Unterredung, die sie kurz vor ihrer Trennung vom Herzog mit dem Abte von heiligen Kreuz gehabt, und dessen Warnungen einfielen, so wußte ihre Eigenliebe sie mit der Widerlegung zu entkräften, daß ja seine Mutter ihn auch verlassen habe, und ihre Urtheilskraft war nicht scharf genug, um den Unterschied aufzufassen, der zwischen jenem und ihrem Verhältnisse Statt fand. Sie fühlte sich gekränkt, mißhandelt, sie überließ dem Unmuth, den sie deßwegen empfand, die Zügel ihres Betragens gegen den Gemahl, ja selbst gegen Margarethen, die vergeblich mit aller ihrer Klugheit und Sanftmuth hier zum Guten zu wirken, und den Riß zwischen zwey Herzen zu heilen strebte,

die sich mit jedem Tage mehr von einander entfernten.

Indessen gingen die übrigen Angelegenheiten des Herzogs und des Landes ihren ruhigen Gang zu einem immer bessern Zustande fort. Die Spuren der Verwüstungen verschwanden, eine gesegnete Ernte ließ den Landmann seines frühern Verlustes vergessen, in der Hauptstadt war wieder alles schmuck und glänzend geworden, und Niemand konnte nach ein Paar Monden ahnen, daß diese Stadt, die nur Lebensgenuß und Wohlhabenheit athmete, vor nicht langer Zeit die Schrecken einer Belagerung ausgehalten habe. Auch auswärts schienen die günstigsten Sterne zu leuchten. Bischof Rüdiger von Passau hatte der Pflicht der Dankbarkeit nicht vergessen, und beym Kaiser unablässig an seiner Versöhnung mit dem Herzoge von Österreich gearbeitet. Friedrich der Zweyte zeigte sich allmählich geneigter dazu; denn der drohende Stand seiner eigenen Angelegenheiten in Italien, die Widerspänstigkeit der lombardischen Städte, seine aufs neue ausgebrochenen Feindseligkeiten mit dem Papste Gregor dem Neunten machten ihm Friede und Einigkeit jenseits der Alpen, und die Ergebenheit der deutschen Fürsten wünschenswerth. Herzog Friedrich durfte also

auch hier die besten Hoffnungen nähren. Er sah der förmlichen Aufhebung der Acht, die er der Sache nach bereits durch seine Siege vernichtet, und sich wieder zum Herrn seiner Länder gemacht hatte, täglich entgegen, und nichts fehlte seinem steigenden Glücke, als der Glanz einer noch höhern, einer Königskrone, deren lockender Schimmer seiner kühnen Seele jetzt öfters in schmeichelnden Träumen erschien, und männliche Erben, um den Ruhm, die Macht und Herrlichkeit, die der Vater erworben, auch auf sie fortzupflanzen, und künftigen ungebornen Geschlechtern zu erhalten.

Margarethens Stellung am Hofe ihres Bruders hatte seit ihrer Zurückkunft durch manche kleine Umstände viel von ihrer vorigen Ruhe und Annehmlichkeit verloren. Agnes beneidete ihr den Einfluß, den sie auf des Bruders Gemüth hatte, und die Unzufriedenheit der beyden Gatten fing schon an, sich in offenbaren Zwistigkeiten und unangenehmen Auftritten kund zu geben. Übrigens wuchsen Herzog Friedrichs Entwürfe für die künftige Größe und den Glanz seines Hauses mit jedem Tage, mit jedem günstigen Ereigniß, das ihm eine Bürgschaft künftig noch günstigerer ward, und den Kreis des zu Erreichenden wunderbar vor seinen ehrgeitzigen Blicken erweiterte. Margare-

the zitterte vor diesen Planen, sie dachte an ähnliche, die den Gemahl, die Kinder und sie in den Abgrund des Verderbens gerissen hatten. Sie suchte dem Bruder zuzureden, abzurathen, aber sie fand ihn, zu ihrem Schmerze, in seinem wachsenden Glücke ihren sanften Einwirkungen viel unzugänglicher, als vorher in den Tagen seiner Bedrängniß.

Dieß alles, zusammen genommen mit dem düstern Grunde ihres kummervollen Herzens, das sich schon längst nach Einsamkeit und Stille sehnte, und nur den eigenen Wunsch dem Wohle ihres Bruders zum Opfer gebracht hatte, bestimmte sie allmählich, an einen Zufluchtsort zu denken, wo sie vom Geräusch des Hofes, von den Uneinigkeiten der nahen Verwandten, von den gefährlichen Entwürfen ihres Bruders fern, ihrem Schmerze und dem Andenken der theuren Entrissenen ungestört leben könnte. Je einsamer, je abgelegener solch ein Aufenthalt wäre, je lieber würde er ihr seyn, und sie fing an sich unter der Hand nach einem solchen Besitzthume umzusehen.

Weit mehr als ein halbes Jahr war seit der Nachricht von Pottendorfs Tode verflossen; aber der Herzog hatte sich noch nicht entschlossen, die bedeutenden Lehengüter, die ihm dadurch anheim gefallen waren, einem andern Lehensträger zu ertheilen, obgleich vielen darnach lüstete, und häufige Anfragen deßwegen an Heinrich von Künring, den Marschall von Österreich, ergangen waren. Es schien, als mißtöne diese Saite jedesmahl, so oft man sie berührte, und Künring wagte es nicht mehr, mit dem Herzoge darüber zu sprechen. Margarethe aber hatte jetzt öfter dieser Güter und unter andern des einsamen Krumau erwähnen, und dessen Lage beschreiben hören. Ein Gedanke erwachte in ihr, ob dieses Schloß in seiner Abgeschiedenheit nicht ein passender Aufenthalt für sie werden könnte. Sie erkundigte sich näher bey dem Marschalle, und brachte einmahl mit ihrem Bruder das Gespräch darauf.

Man hat mir, sagte sie endlich, so viel von der einsamen und zugleich schönen Lage dieses Schlosses erzählt, daß ich, wenn du es erlaubtest, einmahl mit dem Künring hinreisen möchte, um es zu sehen.

Du? nach Krumau? antwortete Friedrich erstaunt.

„Sie haben mir die Gegend so lieblich düster, so heimlich und still geschildert —“

Daß du Lust hättest, mich zu verlassen, und auf Krumau wohnen zu gehen? fiel ihr der Herzog schnell und unwillig ins Wort: Daran denke nicht! Ich lasse dich nicht von mir.

Bruder! sagte die Königinn, und reichte ihm herzlich die Hand: Daran denke ich auch nicht, und danke dir für dieses Wort, das mir deine Liebe beweiset. Es ist auch von jetzt nicht die Rede, ich möchte nur einmahl die Burg und die Gegend besehen.

Hinreisen magst du, dawider habe ich nichts. Vielleicht begleite ich dich einmahl selbst; denn dieß Krumau ist nicht ohne Reiz für mich. Aber fort? Nein, Schwester, fort darfst du nicht von mir, so lange ich lebe. Nach meinem Tode halte es, wie du willst.

„Wie du nur so sprechen kannst! Wer könnte an deinen Tod denken?“

Ich, ich selbst, Margarethe! Ich denke oft daran, und glaube ihn nicht fern.

Um Gotteswillen! Warum? rief sie erschrocken: Wie kannst du mich mit solchen Reden quälen?

Ist dir der Tod denn gar so etwas Trauriges?

„Der meinige wohl nicht, das weiß Gott — aber du“ — sie warf sich in Thränen ausbrechend an seine Brust.

Fasse dich, liebe Margarethe, fasse dich! Ich wünsche, daß du mich gelassen anhörtest.

Sie trocknete ihre Thränen, reichte ihm wehmüthig lächelnd die Hand, und sagte: Sprich!

Zuerst also muß ich dir sagen, daß ich ohne den geringsten Schauer an meinen Tod denke, und bereit bin zu gehen, wenn der Herr mich ruft. Ich glaube, daß das Christenpflicht ist; aber ich habe auch manche Ursachen zu glauben, daß dieser Zeitpunct nicht so weit entfernt ist.

„Aber welche Ursachen hast du denn? Fühlst du dich krank?“

Nicht im Mindesten.

„Du blühst in voller Manneskraft. Gott hat deine langen Bedrängnisse glorreich geendet, deine Feinde sind gedemüthigt, das Glück lacht dir von allen Seiten.“

Das ist wahr, dennoch kann ich die innere Stimme nicht schweigen machen, die mir so oft zuflüstert, und warnt und treibt, schnell zu thun, was gethan werden soll.

„Das ist nur deine natürliche Ungeduld, eine Folge deines lebhaften Temperamentes.“

Nein, Margarethe, es ist etwas anders. Warum beschleicht mich dieser Gedanke immer, wenn ich mich mit Entwürfen für die Zukunft beschäftige? Warum, so oft ich im Scherz dem Kukuk im Frühling zuhöre, oder in die Ringelblume blase, endigt jener seinen Gesang so bald, und bleiben hier so wenig Blumen stehen?

„Das ist Zufall, und, nimm mirs nicht übel, auch Aberglauben. Du solltest dich von solchen Sachen gar nicht irren lassen.“

Sie irren mich auch nicht, und du siehst ja wohl, daß ich meinen Pfad ganz ruhig verfolge. Aber es trifft gar mancherley zusammen. Unser Vater hatte mir von dem Astrologen Kaiser Friedrichs das Horoscop stellen lassen, als ich geboren ward. Ich wußte das nicht.

„Ich auch nicht, und ich war doch damahls schon auf der Welt.“

Ein Zufall ließ es mich vor einiger Zeit in einem verborgenen Fache seines Altarschrankes finden. Ich sah nun wohl, warum er es geheim gehalten, warum er mir nie davon gesagt. Es ist mir kein langes Leben darin prophezeyet, aber es steht darin, daß Österreich unter meinem Zepter blühen werde, wie nie vorher.

Margarethe senkte tiefsinnig das Haupt, und schwieg.

Glaube nicht, Margarethe, daß ich so schwach bin, mich von diesen Ahnungen und Vorhersagungen willenlos bestimmen zu lassen. Aber was schadet es, so ich Rücksicht darauf nehme, und rascher, kräftiger handle, als wohl ein Anderer thun würde? Trügen jene Wahrnehmungen, so habe ich höchstens mir unzeitige Mühe gemacht. Bewähren sie sich, so ist mein Tagewerk vollendet, wenn es Gott gefällt, mich zu rufen. Eines Fürsten Tagewerk aber ist wichtig, und mir bleibt noch Vieles zu thun.

„Es ist schon so Vieles geschehen, daß du, wie ich glaube, dich deiner Siege und deiner wieder befestigten Macht in Ruhe freuen könntest."

O nein, Margarethe, nein! Es ist noch Viel zu thun, es muß für die Zukunft gesorgt werden. Ich bin der letzte meines Stammes. In wessen Händen lasse ich das Land bey meinem Tode?

Margarethe seufzte, und schwieg.

Es ist unumgänglich nothwendig, daß ich Kinder, Söhne erhalte. Ich denke mich von Agnesen scheiden zu lassen.

Mein Gott! rief Margarethe erschrocken.

Ist dir der Gedanke gar so fremd? Wahrlich,

ich dächte, so Manches, was vorausgegangen, hätte dich darauf vorbereiten können.

„Bruder, Bruder! Ahne ich recht, so lauert hinter diesem Vorsatze ein verbrecherischer Wunsch.“

Wie meinst du?

„Du willst deine Hand frey machen. Ein anderes Band ist vor nicht langer Zeit durch den Tod gelöset worden, und die beyden Losgegebenen könnten dann —“

Ha! ich merke, worauf du zielst. Nein, Schwester, hier kannst du ganz ruhig seyn. Eines Vasallen Witwe wird nie den Thron der Fürsten von Österreich besteigen.

„Aber diese Melisende —“

Ist meine Freundinn, ein treues und sehr verständiges Weib. In jenen Tagen, wo Alles gegen mich aufstand, wo ich, von Böswilligen umgeben, kaum mehr wußte, wem ich trauen durfte, wo du nicht bey mir warst, und Agnes mir nichts zu geben hatte, als ängstliche Klagen, Thränen, Zittern, mitunter Vorwürfe über meine Strenge, wie es ihr ihre Creaturen vorgesagt, oder ihre Oheime geschrieben hatten; in jenen Tagen fand ich bey Melisenden die innigste Theilnahme, Trost, und nicht selten guten Rath. Glau-

be mir, sie ist zu klug, um solche Hoffnungen zu hegen, wie du meinst.

„Darauf möchte ich nicht schwören.“

Aber ich. Sollte es indessen seyn, so würde es mir sehr leid thun. Es wäre eine arge Täuschung, die ich schmerzlich zerstören müßte. Meine Absichten gehen ganz wo anders hin, und ich hege Plane, die ich nur dir vertrauen darf.

„Mich ehrt dein Zutrauen, ich werde es würdig zu bewahren wissen.“

So höre denn, was außer dir keine menschliche Seele in Österreich weiß, oder auch nur ahnet. Meine Länder sind groß, volkreich, fruchtbar, mächtig in jeder Beziehung. Neben mir in Osten und Norden wohnen Könige. Sie sind nicht gewaltiger, als ich, sie haben es noch nicht dahin gebracht, mich vor ihnen zittern zu machen. Warum soll also der goldene Reif nicht eben so gut mein Haupt, wie das ihrige zieren? Warum soll der Fürst von Österreich einen geringern Titel tragen, als die Könige von Ungarn und Böhmen? 9)

„Du strebst nach der Königskrone? O Bruder! Überlaß dich nicht zu kühnen Entwürfen.“

Was ist zu kühn? Der Starke darf seine Hand nach dem glänzenden Ziele ausstrecken, und

wer nicht immer weiter strebt, steht in Gefahr, bald zurück zu gehen. Ich will das Horoscop wahr machen. Ich will Österreich auf einen Gipfel des Ruhmes und Glanzes heben, auf dem es unter keinem Babenberger gestanden. Ich will mir eine andere Gemahlinn wählen, und das neue Königreich in seiner Herrlichkeit und wohlgegründeten Macht Söhnen überlassen, die mit kräftiger Hand fortsetzen, was ich begonnen habe, und schwerlich vollenden werde.

„Das sind wieder deine düstern Ahnungen."

Ich kann sie nicht verbannen, und darum handle ich rasch. Still und geheim ist Vieles vorbereitet. An Bischof Rüdiger habe ich mir einen treuen Freund gewonnen.

„Gott hat deine Menschlichkeit und Huld gesegnet."

Er arbeitet thätig und klug beym Kaiser und Papste für mich. Dieser wird, ich darf es sicher hoffen, in die Trennung einer Ehe willigen, welche allein allen meinen Planen für den Glanz und die Dauer meines Hauses im Wege steht. Der Kaiser denkt jetzt viel billiger gegen mich. Dazu hat deine milde Klugheit den ersten Grund gelegt, und ich werde nie vergessen, was ich dir hierin danke.

Margarethe drückte des Bruders Hand an ihr Herz.

Er fuhr fort: Des Kaisers Angelegenheiten in Italien stehen nicht gut, das weiß ich. Der Papst und die Welfische Partey suchen ihm Feinde zu erregen, wo sie können. Es sind auch an mich schon Ansinnen dieser Art gekommen. Ich habe jederzeit geantwortet, wie ein deutscher Fürst, der seinem obersten Lehnsherrn treu ist, und keine Menschenfurcht kennet, antworten muß. Der Kaiser weiß das wohl, und versteht es, die zu schätzen, die fest stehen bleiben, wo so Vieles wankt. Ich darf manches von ihm hoffen, und so siehst du, daß meine Plane nicht so kühn oder träumerisch sind, wie du zu glauben scheinst.

Margarethe saß eine Weile nachdenkend, dann sagte sie: Arme Agnes! Sie dauert mich herzlich.

Sie dauert dich? Und wer dauerte dich damahls, als sie in meiner größten Noth und Bedrängniß mich verließ, und sich unter den Schutz eines meiner bittersten Feinde begab?

„Ihre Urtheilskraft ist beschränkt, und sie läßt sich von Menschen leiten, die es nicht besser verstehen oder verstehen wollen.“

Ach, sage das nicht! Eine Frau muß in sol-

chen Fällen nur Rath von ihrem eigenen Herzen nehmen.

„Im Grunde liebt sie dich doch. Das weiß ich, das sieht man.“

Sie liebt mich, sagst du? Das heißt, sie liebt sich in mir. Sie liebt den hübschen jungen Mann, der ihren Augen gefällt, den Herzog von Österreich, der seinen Thron mit ihr theilt, den mächtigen Fürsten, um dessentwillen Glanz und Hoheit sie umgibt, und Alles sich vor ihr beugt. Sieh, Margarethe, du liebst mich. Du bist mir in die Neustadt gefolgt, ohne zu fragen, ob eine gewisse Person uns begleiten würde oder nicht. Du warst bereit, jedes Schicksal mit mir zu theilen, ja du hast deinen Widerwillen, deinen Abscheu, möchte ich sagen, vor der Zusammenkunft mit demjenigen überwunden, den du für die Veranlassung aller deiner Leiden ansehen mußtest, um meinen Wunsch zu erfüllen, und mir zu nützen. So soll ein Weib lieben, so liebst du, und hast mich auf ewig dadurch an dich gebunden. Er umschlang die theure Schwester bey diesen Worten, und beyde hielten sich schweigend eine Weile umarmt. Dann fuhr der Herzog fort: Laß uns von dieser Andechserinn abbrechen! Es rüttelt mir die Galle, wenn ich an sie denke.

„Ich verlange nicht, sie zu rechtfertigen. Ohne alle Entschuldigung ist sie doch nicht. Recht geliebt hast du sie nie, und das fühlt sich leicht. Auch ist es lange her, daß dir die Pottendorferinn gefallen. Das gräbt und wühlt denn gerade in schwachen Gemüthern immer weiter, und es fehlt, zumahl bey Fürsten, nie an dienstwilligen Geistern, die, um zu schmeicheln, oder einen Vortheil zu erringen, jene Vorstellungen bestärken, und geflissentlich die entstandene Zwietracht nähren."

Vielleicht hast du Recht, vielleicht hätte manches anders seyn sollen. Aber wenn sie auch ein Engel wäre, sie könnte meine Gemahlinn nun nicht mehr bleiben, weil sie mir keine Kinder bringt.

Das hast du also unwiderruflich beschlossen? erwiederte Margarethe mit einem Seufzer.

Fest und mit Bedacht, wie es dem Manne ziemt; zu beseufzen aber seh' ich hieran nichts.

„Du eilst hinan auf schwindelnde Höhen, du weisest das Altgewohnte, das längst Bestandene von dir, und willst, daß eine neue Ordnung der Dinge von dir beginne?"

Ja, das will ich, denn ich fühle mir die Lust und die Kraft dazu, fiel ihr Friedrich in die Re-

de, und ich habe auch schon in dieser Rücksicht Schritte gethan. Ich muß mich mit einem Fürstenhause zu verbinden suchen, das dem meinigen an Glanz und Macht nicht nachsteht, das es, wo möglich, daran noch übertrifft, und ein solches sind doch wahrlich die Herzoge von Meran und Grafen von Andechs nicht. In den königlichen Häusern von Ungarn und Böhmen ist keine Prinzessinn vorhanden, die ich wählen könnte, obwohl eine Königstochter eigentlich die schicklichste Braut des künftigen Königs wäre. Da habe ich nun meine Augen auf den Herzog von Bayern, meinen Grenznachbar, geworfen. Er hat eine liebliche Tochter, deren Gestalt und Wesen schon allein, abgesehen von ihrer Geburt, einen Mann beglücken könnte.

„Hast du sie denn gesehen?“

Zufällig vor zwey Jahren, auf einer Wallfahrt, die ich nach Altötting machte. Herzog Otto war da mit seiner Tochter. Damahls dachte ich an nichts, und die schlanke zarte Jungfrau mit ihren milden blauen Augen, so hübsch sie mich dünkte, war bald vergessen. Aber nun fiel mir jenes Zusammentreffen wieder ein. Elisabeth muß sich zu ihrem Vortheil in den zwey Jahren entwickelt haben. Ihr Vater ist ein mäch-

tiger Fürst, unsere Länder grenzen. — Du siehst also, daß diese Wahl auf jede Weise sehr passend und vortheilhaft ist, und — daß ich nicht abgewiesen zu werden fürchten darf, das wirst du doch auch glauben? schloß er lächelnd seine Rede.

Ich bin überzeugt davon, erwiederte Margarethe ruhig, aber ernst: Gott gebe, daß dieses Bündniß zum Glücke ausschlage, daß es dir gewähre, was die frühern nicht vermochten! Ich muß dir aber gestehen, daß es mir jetzt noch nicht möglich ist, mich dieser Plane recht zu erfreuen; es liegt etwas in der Tiefe meiner Brust, das mir immer zuflüstern will, es sey Unrecht, und werde keinen Segen bringen.

Margarethe! erwiederte Friedrich mit mißbilligendem Tone: Du sonst so klare, ich darf wohl sagen, staatskluge Frau! Du solltest dir doch von Vorurtheilen und Rücksichten, welche das gemeine Volk umstricken, den hellen Blick nicht trüben lassen! Kann, ja darf ein Fürst jenen Bedenklichkeiten Gehör geben, die das Betragen eines Unterthans mit Recht leiten müssen? Gewiß, Margarethe, du wirst selbst und bald anders von meinen Entwürfen denken.

Margarethe schüttelte den Kopf, und schwieg.

„Ich kann dir sagen, daß sie mich lebhaft und

fast beständig beschäftigen. Was wird Österreich dann werden können, wenn sein Herr sich neben Königen auf dem Reichstage niedersetzt? Wenn er seinen stolzen Nachbarn nicht mehr im Range weichen muß, und der gesicherte Friede mit dem Nachbar im Westen ihm freye Hand gibt, nicht allein diesen Ungarn und Böhmen siegreich, wie bisher, zu widerstehen, sondern wohl noch manches wohlgelegene Stück ihres Besitzthums abzureißen, und mit dem seinigen zu verbinden?"

O welche weitaussehenden Entwürfe!

„Es ist keiner zu weit, den zu erreichen es nur Muth und festen Willen braucht. Und diesen habe ich fürwahr, Schwester! Seit sich diese Gedanken in meinem Kopfe ausgebildet haben, verlassen sie mich nicht mehr, weder im Wachen noch im Schlafe, und ich träume jede Nacht von Königskronen und von der Zeit, wo mein Österreich über seine Nachbarländer den Zepter schwingen wird. Da muß ich dir doch einen seltsamen Traum erzählen, den ich vor einigen Tagen hatte, und der auch Beziehung auf den Anfang unsers Gesprächs hat."

Auf den Anfang unsers Gesprächs? Auf deine düstern Ahnungen? fragte Margarethe besorgt.

Ja, erwiederte Friedrich, und Margarethe unterdrückte einen Seufzer.

„Es war ein großes Fest hier in der Burg. Turnier, Bankett, Tanz, und ich weiß nicht, ob es bloß meine Vermählung mit Elisabeth oder auch zugleich mein Krönungsfest war. Genug, ich sah mich, mein Hofgesinde, meine Vasallen in höchster Pracht. Der Zug bewegte sich nach der Burgcapelle, wo ich die Hand der sehr lieblichen Braut empfangen sollte, die erröthend und recht hold im weißen mit Silber durchwirkten Gewande neben mir ging. Dann standen wir auf einmahl vor dem Altar, der, wie die ganze Kirche, hell erleuchtet war. Bischof Rüdiger von Passau sollte uns einsegnen. Aber seltsam verwandelte sich plötzlich meine Burgcapelle hier in Wien in ein düsteres hohes Gewölbe, das mir bekannt vorkam, ohne daß ich es zu nennen wußte. Der Bischof, die Hofleute, die Ritter waren nicht mehr da, ich stand im Harnisch und Helm vor dem Altar, und meine Hand hielt statt der Elisabethens, die meiner geliebten noch immer unvergeßlichen Gertrud von Braunschweig, die mir mit himmlischem Lächeln und in verklärtem Glanze gegenüber stand. Ich kann dir nicht sagen, welches wehmüthige Entzücken, welche schaurige

Lust mich ergriff, als die theure Gestalt, von der ich recht gut wußte, daß sie der Erde nicht mehr angehöre, mich so hell, so nahe anlächelte. Bist du's? Bist du's, meine Gertrud? rief ich, und wollte meine Arme um sie schlingen, aber sie erfaßten einen eiskalten Gegenstand, mit Entsetzen erwachte ich, und hatte wirklich die Marmorsäule, die neben meinem Lager steht, umfaßt."

Ein schauderhafter Traum! sagte die Königinn leise.

„Ich war eine Weile wie betäubt, nach und nach erhohlte ich mich, und fing an, mich deutlich auf die einzelnen Bilder meines Traumes zu besinnen, und da fiel es mir ein, daß jenes Gewölbe, worein sich meine Burgcapelle verwandelt hatte, kein anderes war, als das Capitelhaus in Heiligenkreuz, wo ich Gertruden das Denkmahl habe setzen lassen."

Und du denkst, deine Bayersche Heirath dennoch zu betreiben? Der Traum schreckt dich nicht ab?

„Ich müßte mich selbst belächeln, wenn er das könnte. Es hängt ja alles so natürlich zusammen, erklärt sich so natürlich. Gertrud war die einzige von drey Gemahlinnen, die ich innig und wahrhaft liebte. Wie oft habe ich nicht jetzt an sie ge-

dacht, wo ich im Begriffe stehe, einem holden jugendlichen Geschöpfe, das ihr an Anmuth und Unschuld gleicht, die Hand zu biethen! Es war also sehr natürlich, daß jene zwey Wesen in meinem Traum in Eins verschmolzen; daß ich aber das Capitelhaus von Heiligenkreuz zu sehen glaubte, war eine Erinnerung, die eben durch das theure Bild meiner Entschlafenen, die dort ruht, in mir hervorgerufen wurde. Laß dich also diesen Traum nicht schrecken, liebe Margarethe, setzte Friedrich hinzu, indem er ihr freundlich die Hand reichend aufstand, und hilf mir, wenn meine Braut kommt, sie recht liebevoll empfangen, und ihr das Leben bey mir angenehm machen."

Diesem Gespräche folgten bald mehrere desselben Inhalts. Der Vorsatz, sich von Agnes scheiden zu lassen, gestaltete sich immer fester in Friedrichs Seele, und bald fingen auch die Schritte, die er deßhalb that, zu verlautbaren an. Agnes erschrack tödtlich. Trotz allem, was vorgegangen war, was ihr die Augen über ihre wahre Stellung zu ihrem Gemahl längst hätte öffnen können, war ihr nie ein Gedanke daran gekommen, und die Achtung, womit er sie an seinem Hofe behandeln ließ und selbst behandelte, hatte sie vollkommen über den Grund derselben getäuscht.

Es gab nun sehr unangenehme Auftritte zwischen ihr und dem Herzoge, welche von ihrer Seite mit Heftigkeit, Thränen, gerechten und ungerechten Vorwürfen begleitet waren, von seiner Seite ihn zuerst zum Mitleid und zu schonendem Zureden bewegten, zuletzt seinen Zorn entflammten, auf jeden Fall aber ihn in seinem Entschlusse bestärkten. Margarethen war die ganze Sache schmerzlich und ängstlich zugleich. Sie versuchte es, bey beyden Theilen zum Guten zu sprechen, oder eine Änderung der Gesinnungen zu bewirken. Es war unmöglich. Friedrichs Gemüth hatte die Idee der gelöseten Heirath und seiner anderweitigen Verbindung mit leidenschaftlicher Heftigkeit aufgefaßt, weil sie seinem Ehrgeitze ein grenzenloses Feld eröffnete, und Agnes wandte sich mit offenbarem Widerwillen von der Schwägerinn ab, die sie ungerechter Weise eines ihr schädlichen Einflusses auf den Herzog beschuldigte. So gingen die Sachen denn ihren Gang fort, und äußere Umstände mußten sich noch damit vereinigen, um die heimlich genährte Gluth zur vollen Flamme anzufachen.

Papst Gregor war todt. Innocenz der Vierte bestieg den päpstlichen Thron, und ward — ein Fall, welchen die Geschichte dieses Stuhls öfters nach-

weiset—aus einem Gönner und Freunde des Kaisers sein unerbittlichster Feind. Die welfische Parthey erhob überall das Haupt in Italien und Deutschland, und dießseits wie jenseits der Alpen wurde von Bann und Absetzung des weltlichen Oberhauptes der Christenheit gesprochen. Diese erfolgte auch wirklich auf dem Concilium zu Lyon, und die deutschen Fürsten wurden aufgefordert, sich einen andern Kaiser zu wählen. Einige fügten sich diesem Begehren, andere nicht, und der Herzog von Österreich war unter diesen letztern, die standhaft an ihrer einmahl beschworenen Treue gegen ihren Kaiser hielten, obwohl dieser früher feindlich gegen ihn gehandelt hatte, und die Wahl jener abtrünnigen Fürsten auf des Herzogs Schwager, Raspo von Thüringen, gefallen war. Diese edelmüthige Standhaftigkeit wußte der Hohenstaufen an seinem Verwandten zu erkennen und zu schätzen, und bald darauf erschien eine eigene Gesandtschaft des Kaisers in Wien, die unter sehr ehrenvollen Umständen die Acht förmlich aufhob, den Herzog in den Besitz aller seiner Staaten einsetzte, der Reichsunmittelbarkeit von Wien ein schleuniges Ende machte, und Friedrich einlud, sich auf dem Reichstag, der im nächsten Frühjahre zu Verona gehalten werden sollte, einzufinden.

Trunken von stolzer Freude, und im ganzen Gefühle seiner fürstlichen Macht, überließ sich nun Herzog Friedrich den schmeichelndsten Träumen einer glänzenden Zukunft, und betrieb entschieden und öffentlich seine Scheidungsangelegenheit. Agnes erkannte, daß nichts mehr für sie zu hoffen war, sie verließ Wien und den Gemahl, und floh aufs neue zu ihrem Oheime, dem Patriarchen.

Margarethe sah das alles mit innerer Angst, die sie jedoch vor dem Bruder verbergen mußte, weil so viele gelungene Wünsche ihn mit dem stolzesten Bewußtseyn seiner Macht erfüllt, und gegen jeden Widerspruch unleidlich gemacht hatten. Aber noch ein Herz war in seiner Nähe, das zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankend dem Ausgange dieser Begebenheiten entgegen sah. Melisende hatte bald erfahren, daß Agnes den Gemahl verlassen habe, daß ihre Scheidung gewiß sey. Ihre alten Hoffnungen hoben sich wieder frischer und stolzer empor. Wenn Friedrichs Hand frey wurde, warum sollte sie nicht erwarten dürfen, daß er sie ihr reiche? War sie nicht aus demselben Hause, aus dem seine Mutter und zweyte Gemahlinn stammten? Hatte sie durch

ihre Aufopferungen, ihre Liebe, ihre Treue und die beyspiellose Geduld, mit der sie sich nun über ein Jahr ihre ungerechte Verbannung und traurige Einsamkeit hatte gefallen lassen, diese Wiedervergeltung nicht mehr als verdient? War ihr Friedrich nicht Hand und Thron als einen Ersatz für Alles das schuldig, was sie um seinetwillen aufgegeben, um seinetwillen verloren hatte? Warum sah sie ihn jetzt so selten, und mußte von dem, was doch hoffentlich um ihren Besitz geschah, durch Fremde, durch Diener unterrichtet werden? Wohl wußte sie, daß die Übernahme und neue Einrichtung der Provinzen, welche so lange unter fremden Druck geschmachtet, und selbst das Scheidungsgeschäft seine Muße in Anspruch nahmen. Aber hier und dort hätte sich doch ein freyer Tag finden lassen. Oder sollte es möglich seyn, was oft seit einiger Zeit ihr Herz wie mit Furienkrallen anfiel, daß er sich von Agnes scheiden lasse, um irgend eine andere Fürstentochter zu wählen, deren Verwandtschaft ihm wichtige Vortheile bringen könnte? Wenn dieser Gedanke sich in ihr erhob, dann war sie der Verzweiflung nahe, und nur ihr Stolz, ihre Überzeugung von Friedrichs Verpflichtungen gegen sie, hielten sie in solchen Augenblicken aufrecht.

Es wär ein geheimer Grund vorhanden, der nächst jenen wirklichen Abhaltungen, welche Melisende richtig von seinen Geschäften ableitete, den Herzog die Besuche auf Starhemberg, und das Zusammentreffen mit Melisenden scheuen machte. Margarethe hatte diesen Funken in seine Seele geworfen, als sie von den Hoffnungen und Ansprüchen seiner Freundinn auf seine Hand sprach, und dieser Funke hatte seitdem fortgeglimmt. Er war sich bewußt, daß Melisende durch sein Betragen gegen sie zu Hoffnungen berechtigt war, daß selbst die abschlägige Antwort, die er damahls Agnesen gab, als sie Melisendens Entfernung zur Bedingung ihres Bleibens bey ihm gemacht, diese in dem Glauben an seine Liebe zu ihr, und an den Vorzug, den er ihr vor seiner Gemahlinn einräumte, bestärken mußte. Er fühlte das, und es verstimmte ihn, wenn er an die Griechinn dachte, und diese Verstimmung machte ihn jedes Hinderniß willig ergreifen, das sich seinen Besuchen auf Starhemberg entgegensetzte. So kam es, daß erst mehrere Tage, und dann Wochen vergingen, ehe er einmahl und dann nur flüchtig auf der einsamen Burg erschien, und jedes Gespräch, welches zu Erklärungen führen konnte, vermied.

So heimlich auch Friedrich seine Unterhandlungen um die Königskrone am kaiserlichen Hofe, und um die Hand der bayerschen Prinzessinn an dem von München betreiben ließ, fingen doch nach und nach einige Gerüchte und Vermuthungen an, erst leise und insgeheim, bald aber häufiger und lauter sich zu verbreiten, und sie gelangten endlich auch zu Melisendens Ohren. Ihre erste Regung war Schrecken, die zweyte der Gedanke, es sey nicht möglich, und das ganze ein leeres Gerücht. Dennoch beunruhigte es sie den Tag über, und scheuchte des Nachts den Schlaf von ihren Kissen. Der Herzog blieb auch dießmahl gar zu lange fern, und ihre Qual wuchs mit jedem Tage, der ihre Unsicherheit verlängerte. Endlich erschien Wolfger, und Melisende beschloß, ihn mit der offenen Frage nach dem Grunde jener Gerüchte zu überraschen. Sie hatte nicht bedacht, daß der schlaue Diener, der um die meisten Geheimnisse seines Herrn wußte, für ähnliche Fälle seine Antworten, wie seine Mienen in Bereitschaft hatte. Wolfger lachte, wie sie ihm jene Frage stellte, er läugnete alles, aber er sagte auch gar nichts von dem, was Melisende mit ängstlicher Sehnsucht zu hören erwartet hatte, nähmlich, ob sie hoffen dürfe, an Agnesens Platz zu treten.

Das genügte ihr nicht, und als der Diener entlassen war, bildete sich der Vorsatz bestimmt in ihr aus, Friedrich selbst geradezu zu befragen, wenn er, wie Wolfger verheißen hatte, in den nächsten Tagen nach Starhemberg kommen würde.

Die nächsten Tage vergingen, der Herzog kam nicht, wohl aber bemerkte sie eine ungewöhnliche Bewegung unter dem Hofgesinde. Man hatte sich Wichtiges zu erzählen, man stand auf dem Hofe, in den Gängen des Schlosses beysammen, Neugier und Erstaunen sprach aus den Gesichtern; aber alles stiebte, wenn Melisende sich näherte, ehrerbiethig aus einander, und es schien, als scheue man sich, sie mit dem Inhalte jener Erzählungen bekannt zu machen. Melisende war auch viel zu stolz, um irgend Jemand aus diesen untergeordneten Regionen zu befragen, aber sie ließ den Castellan der Burg, den Ritter von Wopfingen, rufen, von dem sie etwas Näheres geziemend zu erfahren hoffte. Der Ritter erschien vor seiner Herrinn, wie er die Frau von Pottendorf seit ihrer Anwesenheit hier zu betrachten und zu behandeln gewohnt war. Sie stellte ihre Frage an ihn, er verneigte sich mit etwas verlegener Miene, er sprach in Umschweifen von unverbürgten Nachrichten, von möglichen Irrthümern,

von unwahrscheinlichen Voraussetzungen, Melisende hörte ihm mit Ungeduld und geheimen Zittern zu. Sie fühlte, daß es wie Schonung oder Mitleid aussah, was den biedern alten Mann bewog, so langsam zu Werke zu gehen, und ihre innere Angst verdoppelte sich. Endlich war das Gift, das sie zu zerstören bestimmt schien, ihr tropfenweise, und so mild wie möglich, eingeflößt. Sie hatte vernommen, daß Herzog Friedrich im Begriffe stehe, sich und seine Staaten zu neuem Glanze zu erheben, und den Herzogshut mit der Königskrone zu vertauschen, daß seine Heirath mit Agnes vom Papste aus förmlich getrennt sey, daß er aber auch bereits um die Hand der bayerschen Prinzessinn geworben haben sollte, und Herr Heinrich von Lichtenstein bestimmt sey, nach München zu gehen, um dieß Geschäft dort zu betreiben.

Melisende hatte den Schluß dieser Rede nicht mehr vernommen. Ein eiskalter Schauer hatte sich vom Wirbel des Hauptes durch alle ihre Glieder verbreitet. Todesblässe bedeckte ihre Züge, ihr Auge starrte gebrochen vor sich hin. Der Ritter erschrack über ihr Aussehen. Ihm war das Verhältniß, in welchem die schöne Frau, die seiner Obhuth anvertraut war, zu dem Herzoge

stand, stets in dem Lichte erschienen, worin die ganze Welt es sah, und mit den allermeisten Menschen hatte er die Ansicht getheilt, daß sich Friedrich nur darum von der Herzoginn scheiden lasse, um die griechische Fürstinn an ihren Platz zu setzen. Um so betroffener war er jetzt gewesen, als jene Nachrichten auf eine Art und aus Quellen nach Starhemberg kamen, die ihm an der Echtheit derselben beynahe keinen Zweifel erlaubten, und seine Verlegenheit vermehrte sich, als Melisende ihn geradezu befragte. Es war wirklich Mitleid gewesen, was ihn zu jenen weitläufigen Vorbereitungen vermocht hatte, und mit reger Theilnahme sah er den Zustand, in welchen trotz seines besten Willens sein Bericht sie versetzt hatte. Eben wollte er aus der Thüre eilen, um ihre Frauen zum Beystand der Ohnmächtigen herbey zu rufen, als sie sich mit sichtlicher Anstrengung aber wunderbarer Kraft erhob. — Bleibt! rief sie dem Ritter zu: Was wollt ihr?

„Es schien mir, ihr wäret nicht wohl, gnädige Frau“ —

Ein Schwindel, dem ich unterworfen bin, weiter nichts. Seyd bedankt für eure Auskunft! Lebt wohl! Sie entließ den Alten, der sich kopfschüttelnd entfernte.

Als er fort war, brach der Sturm in ihrer Seele los. Klagen, Thränen, Verwünschungen machten dem gepreßten Busen Luft, sie tobte im eigentlichsten Sinne, warf sich zur Erde nieder, zerraufte ihr Haar, zerschlug sich die Brust, und überließ sich allen Ausbrüchen einer schrankenlosen Leidenschaft. Doch hatten mitten in diesen wilden Bewegungen Klugheit und Stolz die Oberherrschaft über sie nie ganz verloren. Niemand durfte ahnen, was in ihr vorging, sorgfältig hatte sie die Thüren ihrer Gemächer verschlossen, und nur in völliger Einsamkeit durften Zorn und Schmerz in ihr wühlen, bis ihre Kräfte erschöpft waren. Eine Art Betäubung folgte hierauf, und als auch diese sich zu verlieren anfing, kehrte das klare Bewußtseyn ihrer Lage und dessen, was ihr zu thun oblag, in ihre gemarterte Seele wieder. Sie erhob sich von dem Lager, auf das sie gesunken war, ordnete den zerstörten Anzug, bemühte sich alle Spuren der Verzweiflung zu entfernen; dann erst durften ihre Hausgenossen sie erblicken, die, immer unterwürfig, sie jetzt mit einer Art von mitleidiger Scheu betrachteten, jedes Wort vermieden, das an die seltsamen Nachrichten erinnern konnte, und sich insgeheim über die Fassung und Gelassenheit dieser Frau verwunderten.

Eine schreckliche Nacht folgte diesem Tage. Lange schlaflose Stunden wechselten mit verworrenen wilden Träumen. Pottendorfs blutiger Schatten, und Frangepani's drohende Gestalt erschienen ihr, und die Worte des letzten, die ihr so oft schreckend nachgetönt hatten, drangen wieder laut durch den Tumult ihres Innern. Jetzt war die Strafe des Himmels da, sie war nicht ausgeblieben!

Spät am andern Tage hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie ihr Bette verlassen, und ihren Leuten die nöthigen Befehle ertheilen konnte. Sie mußte nach Wien, sie selbst mußte den Herzog befragen, nur aus seinem Munde konnte sie die Wahrheit hören. Herr von Wopfingen wurde abermahls zu ihr beschieden, und sie kündigte ihm an, daß er sie alsogleich nach Wien geleiten müsse. Der Ritter war betroffen, er wußte, daß dieser Schritt dem Herzoge nicht angenehm seyn würde, er wollte Vorstellungen machen. Melisende befahl, und man war auf Starhemberg gewohnt, ihr zu gehorchen. So wurden die Pferde gesattelt, und der Weg an einem milden Herbsttage angetreten.

Man erreichte die Stadt so spät, daß man für diese Nacht in einer Herberge abtreten mußte.

Am andern Morgen, so bald es die Schicklichkeit erlaubte, eilte Melisende, von dem Ritter begleitet, in die herzogliche Burg, flog die bekannten Treppen hinauf, und ließ Wolfgern rufen, um sie bey dem Herzoge zu melden. Der Diener empfing sie mit sichtlicher Bestürzung, er stotterte etwas von ungewöhnlicher Zeit, von Geschäften, es schien, als hätte er Lust, den Herzog zu verläugnen. Melisende ahnete das, es bestätigte ihr die Richtigkeit ihrer quälenden Vermuthungen. Ihr Zorn erwachte, ihre Stimme erhob sich gegen den Diener, der es wagen konnte, sie mit einer Lüge abfertigen zu wollen. Friedrich, der sich im anstossenden Zimmer befand, hörte den lauten Wortwechsel, er erkannte erstaunt Melisendens Stimme, und öffnete rasch die Thüre. Da stand sie vor ihm, und mit dem Anblick stand auch Alles, was bis jetzt vorgefallen seyn mußte, und was noch vorfallen sollte, vor seinem Geiste.

Ihr seyd es, Frau Melisende? fragte er mit einem Tone, der zwischen Vorwurf und Erstaunen schwankte: Welcher Zufall führt euch nach Wien?

Kein Zufall, erwiederte sie, indem sie rasch auf ihn zu, und vor ihm vorüber in das innere Zimmer schritt: Ich bin mit Absicht gekommen,

weil ich etwas Wichtiges mit Euch, gnädiger Herr, zu reden habe. — Sie waren nun im innern Gemache, Melisende schloß vorsichtig die Thüre, dann begann sie: Mein Erscheinen hier befremdet dich, Friedrich, ich sehe es, und schon dieß Befremden allein sollte mich von ferneren Fragen abschrecken. Aber ich muß es wissen, aus deinem eigenen Munde wissen, was ich glauben soll —

Und was wünschest du zu wissen? fragte er, indem er sie freundlich mit dem Arm umschlingend, zu einem Sitze führte, und neben ihr Platz nahm.

Sie blickte ihn an. Ach, er war so schön! Sein blaues Auge lächelte so unwiderstehlich, und bald sollte eine Königskrone auf diesen goldenen Locken strahlen. Mit Mühe rang sie nach Fassung, nach so viel Ruhe, als nöthig war, um ihr schweres Geschäft mit Besonnenheit zu vollbringen.

Es haben sich, begann sie, vielerley Gerüchte bis in meine Einsamkeit verbreitet, die alle mehr oder minder dich und dein Wohl zum Gegenstand haben. Da nun dieß für mich von der größten Wichtigkeit ist, da manche von diesen Nachrichten so unglaublich scheinen, litt mich die Unruhe nicht länger in Starhemberg, und obgleich ich deinen Befehl kannte, hoffte ich doch,

du würdest mir seine Übertretung um der Ursache willen verzeihen.

Es war also Vorwitz, was dich hierhergeführt? O, Evens Tochter! erwiederte der Herzog lächelnd.

Vorwitz? entgegnete sie mit tiefer Bedeutung, und einem schweren Seufzer, der ihre Brust hob: Ich glaube doch, Friedrich, daß das, was mich zu dir geführt, einen bessern Nahmen verdient.

Wir wollen darüber nicht streiten. Laß mich hören, was du wissen möchtest.

„Deine Angelegenheiten sollen glänzend am Hofe des Kaisers stehen, die Acht ist aufgehoben?“ — Das habe ich dir ja selbst erzählt, als ich das letzte Mahl in Starhemberg war.

„Ja wohl, aber nicht, was noch aufs genaueste damit zusammen hängt. Du wünschest Österreich zu einem Königreiche zu erheben, wie man sagt; der Kaiser soll sich geneigt finden lassen.“

Auch das ist wahr.

Das durfte ich nicht wissen? antwortete sie mit vorwerfendem Tone.

„O ja, warum nicht. Aber es ist nicht meine Sache, von noch unvollendeten Dingen zu sprechen. Damahls stand es noch sehr im weiten Fel-

de. Wolfger hätte dir schon vor acht Tagen mehr sagen können."

Er hat es nicht gethan. Vielleicht auf deinen Befehl —

„Das nun gewiß nicht. Aber der Bursche ist klug und vorsichtig geworden, seit er in wichtigern Geschäften gebraucht wird, und du mußt es ihm nicht übel nehmen, wenn er diese Vorsicht einmahl zu weit ausdehnt."

Ich danke dir. Es beruhigt und erfreut mich, was du sagst. Eine Königskrone also? O sie wird herrlich auf diesem Haupte glänzen, setzte sie hinzu, und betrachtete den Herzog mit düster brennenden Blicken.

Ich denke sie mit Kraft und Würde zu tragen, erwiederte er, und ich darf die Erfüllung dieses Wunsches in ziemlich naher Zeit hoffen. Die Schrift, welche darüber ausgefertigt werden soll, liegt, wie man mir meldet, bereits von der Hand des gelehrten a Vineis entworfen, in der geheimen Kanzelley des Kaisers. Das dachte der weise und mächtige Kanzler wohl nicht, als er im vorigen Winter hier schaltete, daß er für den Grafen von Babenberg, wie er mich damahls nannte, eine Königskrone würde zu schmieden bekommen! — Nun bist du also zufrieden, setzte er

hinzu, indem er kosend das schöne Weib an seine Brust drückte.

„Ich bin es vollkommen über diesen Punct. Aber —“

Du hast noch mehr im Hinterhalte? fragte er lächelnd.

„Der Scheidungsprozeß zwischen dir und der Herzoginn geht nach deinem und meinem Wunsche, sagte man mir, und du darfst der förmlichen Lösung dieses Bandes bald entgegensehn?“

Da hat man dir abermahls die Wahrheit gesagt. Agnes hat mich zum zweyten Mahle freywillig verlassen, und dadurch deutlich genug gezeigt, von welcher Art ihre Liebe für mich ist.

Wie kann man bey dir leben können, und dich verlassen! rief Melisende ausbrechend.

Liebe, treue Seele, erwiederte der Herzog, und schloß sie von neuem an seine Brust.

O Friedrich! rief Melisende jetzt unter strömenden Thränen: Du nennst mich treu, ich bin dir werth. — Was darf ich hoffen?

Alles, meine treue Freundinn, Alles, was Vernunft und Billigkeit mir erlauben.

Sie richtete sich plötzlich aus seinen Armen auf, und sah ihn forschend, glühend an. Wie soll ich diese Worte deuten? rief sie, ihn starr betrach-

tend. Man hat mir noch mehr gesagt. Man hat erzählt, fuhr sie mit bleichen bebenden Lippen und zitternder Stimme fort, du dächtest darauf, dir unter den deutschen Fürstentöchtern eine Theilnehmerinn deiner neuen Krone zu wählen, man nennt sogar das Haus. — Aber nein, es ist nicht möglich.

Und warum nicht? versetzte Friedrich gelassen, und entschlossen eine Täuschung zu endigen, die nicht länger dauern durfte: Ich muß daran denken, meinen Stamm zu erhalten, und mit mächtigen Nachbarstämmen zu verzweigen. Ja, Melisende, man hat dir auch hier Wahrheit gesprochen.

Ha! rief sie, und sprang auf: Du sagst es selbst? Es ist wahr! Falscher, treuloser, pflichtvergessener Mann! schrie sie mit furchtbarer Anstrengung, und stürzte in diesem Augenblicke leblos zu Friedrichs Füßen nieder.

Je freundlicher sein Benehmen in dieser entscheidenden Stunde, je länger es ihr möglich gewesen war, seinen Worten einen für sie günstigen Sinn unterzulegen, je schrecklicher war das Erwachen aus diesem schmeichelnden Traum, und der Wetterstrahl traf sie um so zerschmetternder,

als Liebe und Stolz noch bis zum letzten Augenblick ihre Hoffnung aufrecht erhalten hatten.

Friedrich trat erschrocken zurück. Dann beugte er sich zu ihr nieder, umfaßte sie, nannte sie mit freundlichen Nahmen, und suchte sie ins Leben zurückzurufen, ehe Jemand Zeuge dieses unangenehmen Auftritts werden konnte. Vergebens! Kalt, bleich, starr wie eine Todte, lag sie in seinem Arm. Er bemühte sich nun, die Bewußtlose aufzurichten, und auf einen Sitz zu bringen. Dann rief er seinem vertrauten Wolfger, es wurden Mittel angewendet, die Ohnmacht zu zerstreuen, die ihre Sinne gefangen hielt. Friedrich hielt sie dabey stets in seinen Armen, und stand mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleids über sie gebeugt, als sie endlich die Augen aufschlug. Sie trafen auf seine besorgten Blicke, und sie wandte sich schaudernd ab. — So war es das erste Mahl! sagte sie dumpf vor sich hin. So sah ich ihn schon einmahl! sie dachte an ihre Ohnmacht bey jenem Bankett, und nun! rief sie schmerzlich, versuchte sich aus seinem Arm zu winden, und sank von neuem zurück. Es gelang den Bemühungen der beyden um sie Beschäftigten dießmahl eher sie zu erwecken. Aber ihr Zustand, als sie erwachte, war schrecklich, denn er grenzte

an Wahnsinn. Der Herzog befahl Wolfgern, sich zu entfernen, er redete ihr liebreich zu, er stellte ihr vor, was Staatsrücksichten, Vernunft und Pflicht von ihm forderten. Sie hörte von dem Allen nichts, oder schien nichts zu hören. Mit starren Blicken, zusammengesunken, bleich, zitternd saß sie da, zuweilen schüttelte sie den Kopf, zuweilen zuckte ein krampfhaftes Lächeln um ihre Lippen. Endlich richtete sie sich etwas auf.—Nach Starhemberg! stieß sie leise und kaum verständlich hervor.—In diesem Zustande? antwortete Friedrich theilnehmend: Nein, ich lasse dich nicht fort.

Sie brach in ein höhnisches krampfhaftes Gelächter aus. O über das Mitleid! rief sie zuletzt: Zerfleische den Unglücklichen erst, dann schenk' ihm ein Almosen! Ich will fort! Ich muß fort!

Der Herzog wandte noch einiges ein. Sie verharrte auf ihrem Begehren mit einem Trotze und einem so seltsamen Wesen, daß Friedrichen vor ihr zu grauen anfing, und er endlich nachgab, aber ihrem Entschlusse den seinigen entgegensetzte: Du gehst, wenn du es nicht anders willst; aber Trivulzio und Wolfger gehen mit dir. Hoffe keine Änderung dieses Befehls zu bewirken! Ich will es, ich, der Herzog! Und nun, Melisende,

leb wohl! setzte er sanfter hinzu, indem er ihre Hand fassen wollte, die sie ihm ungestüm entriß: Gott geleite dich! Er gebe dir Fassung und Ruhe, um einzusehen, daß das, was ich beschlossen, eben so nothwendig als unabänderlich sey!

Dann rief er seinen Wolfger, und gab ihm in Melisendens Gegenwart, die kein Wort mehr sprach, die nöthigen Befehle. Bald darauf trat dieser mit dem Arzte, bey dessen Anblick Melisende schaudernd ihr Gesicht verhüllte, reisefertig ins Zimmer. Das Gefolge der Frau von Pottendorf war zur Abreise bereit. Der Herzog unterstützte sie, als sie aufstehen wollte, und es kaum vermochte; sie riß sich los, und winkte Wolfgern. Dieser und Trivulzio führten sie bis zu der Sänfte, welche man schnell für sie bereitet hatte. Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne irgend eine Erquickung oder Arzeney anzunehmen, die ihr Trivulzio auf dem Wege both, gelangte sie bis gegen Neustadt in einem Zustande, der dem Arzte die größten Besorgnisse einflößte. Als sie die Thürme von Neustadt erblickte, winkte sie diesem, der zunächst an ihrer Sänfte ritt. Dahin! sagte sie leise: Ich erreiche Starhemberg nicht. — Trivulzio erkannte die Richtigkeit dieses Ausspruchs. Der Zug lenkte sich nach Neustadt. Man erreichte mühsam

eine Herberge, und brachte die Unglückliche, die fast ohne Bewußtseyn war, auf ein Lager. Trivulzio fand ihren Zustand sehr bedenklich, er wachte die Nacht hindurch an ihrem Bette. Wilde Phantasien, in denen, durch des Arztes Anblick geweckt, sich jene pflichtwidrigen Scenen während Ulrichs Krankheit, ihre Schuld gegen diesen, sein blutiger Tod mit der schmerzlichen Gegenwart und Friedrichs Wankelmuth vermischten, erschöpften endlich die aufgeregte Natur. Gegen Morgen ließ der Sturm ihres Innern nach, eine Art Schlummer senkte sich auf sie, die Gluth des Fiebers nahm ab, und der Arzt konnte Wolfgern, als er kam, sich nach dem Befinden der Frau von Pottendorf zu erkundigen, mit dem beruhigenden Berichte zu dem Herzoge zurückkehren lassen, daß er hoffe, wenn kein neuer Zufall dazu träte, nicht allein für das Leben, sondern auch für die baldige Herstellung der Kranken bürgen zu können.

Anmerkungen.

1) Friedrich der Streitbare wurde von dem Kaiser wirklich geächtet, und seiner Länder verlustig erklärt. Die Klagepuncte gegen ihn sind, so wie sie hier vorkommen, nur noch viel stärker, in dem Briefe des Kaisers an die Reichsfürsten ausgesprochen, denen er den Vollzug der Acht auftrug. Auch des Kaisers Anwesenheit in Wien, das Erheben Wiens zu einer freyen Reichsstadt, die Wahlangelegenheit König Konrads, die Standhaftigkeit Herzog Friedrichs, sein Verharren in der Neustadt, und endlich die Wiedereroberung seiner Erblande und seiner Hauptstadt, sind ganz nach der Geschichte.

2) Diese Anfrage der Wiener, des Herzogs Antwort, so wie die meisten Umstände dieser Ächtung und ihre Folgen sind aus der Geschichte.

3) Der Johanniterhof, in der jetzigen Kärnthnerstraße, lag außerhalb des ungefähr bey der Singerstraße befindlichen Thores, so wie das Minoritenkloster auf der andern Seite der Stadt.

4) Was hier von Friedrich des Zweyten Hofhaltung, von den Seltenheiten und dem orientalischen Ansehen derselben gesagt wird, ist geschichtlich.

5) Friedrich der Zweyte, so wie einige seiner Söhne waren zierliche Dichter, und viele Große seines Hofes folgten hierin seinem Beyspiele; sogar dem ge-

lehrten Kanzler a Vineis wird manches Gedicht zugeschrieben.

6) Die Beschreibung dieses Tanzes ist geschichtlich, und so wie das Meiste, was von Kaiser Friedrich, seiner Hofhaltung, seiner Denkart in diesen Blättern vorkommt, aus dem vortrefflichen Werke des Herrn von Raumer: die Hohenstaufen, entnommen.

7) Alles, was das Verhältniß des Herzogs zum Kaiser, sein standhaftes Ausharren in der Neustadt, seinen Sieg auf dem Steinfelde, die Gefangennehmung der beyden Bischöfe, ihre Freylassung und die Eroberung seiner Hauptstadt betrifft, ist geschichtlich, so wie Herzog Leopolds Gunst gegen die Wiener, und die Auszeichnungen, die ihnen von ihm zu Theil wurden.

8) Über die Schilderung des Ordens der Bettelmönche, ihrer Ansichten und Lebensweise, siehe Raumers Geschichte der Hohenstaufen.

9) Friedrich der Streitbare hegte diesen Wunsch wirklich, der Kaiser schien nicht abgeneigt, und das Diplom darüber war schon ausgefertigt, nur nicht abgesandt.

Dav. Weiß sc. Vienna.

Friedrich der Streitbare.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Vierter Theil.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigsten Privilegio.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Friedrich der Streitbare.

Vierter Theil.

Die augenblickliche Gefahr, welche Melisendens Leben zu bedrohen schien, war, wie der gelehrte Italiener richtig erkannt hatte, vorüber; ihre Jugendkraft und seine Mittel hatten das Übel überwunden. Aber der Zustand, in welchen sie nun versank, mußte neue Besorgnisse erregen. Sie lag in dumpfem Hinbrüten, das einem schweren Schlummer glich, sie sprach kein Wort, sie wies jede Speise, jede Erhohlung zurück, und die Arzeneyen, welche Trivulzio ihr beynahe mit Gewalt einflößen ließ, und die er geschickt zu diesem Zwecke bereitet hatte, waren die einzige Nahrung, welche sie genoß. Doch durfte er sich ihrem Bette nicht nahen, denn wenn ihre Besinnung auf Augenblicke zurückkehrte, und der starre Blick des halbgebrochenen Auges den Doctor traf, sah man, wie Schauder und Entsetzen sie durchbebten, und sie sich von dem Gegenstande ihres Abscheues abwendete. Die Wirthinn, eine kluge Frau, die sammt ihren Töchtern der kran-

ken Dame mit liebevoller Sorgfalt pflegte, bemerkte dieß bald, und obgleich sie die Ursache dieser Abneigung nicht kannte, machte sie den Arzt aufmerksam darauf, indem sie ihn ersuchte, sich so viel wie möglich den Augen der Kranken zu entziehen. Das beleidigte den gelehrten Mann. Ohnehin riefen ihn, wie er sagte, seine Geschäfte und übrigen Kranken nach Wien zurück, Gefahr war hier keine, wenigstens keine augenblickliche, er ließ also der Wirthinn Vorschriften und einige seiner Arcana für alle möglichen Fälle zurück, dann befahl er sein Pferd zu satteln, und folgte am dritten Tage Wolfgern nach Wien.

Nach seiner Abreise schien sich die Kranke etwas mehr zu beruhigen; dennoch blieb ihr Zustand bedauernswürdig, und erfüllte die Hausleute und ihre Zofen, die man zu ihrer Pflege aus Starhemberg gehohlt hatte, mit Besorgnissen. Sie nahm fast keine Nahrung zu sich, sprach durchaus kein Wort, und hatte wohl nur selten ihr volles Bewußtseyn. In einem dieser Augenblicke, die allmählig öfter wiederkamen, wollte die Wirthinn sie mit der Nachricht erfreuen, daß schon zwey Mahl Bothen, von des Herzogs Durchlaucht gesendet, hier gewesen wären, um sich nach dem Befinden der Frau von Pottendorf

zu erkundigen. Bey Erwähnung dieser Bothschaften überflog plötzlich eine dunkle Röthe Melisendens bleiches Antlitz; aber es war nicht die Gluth der Freude, sondern des heftigsten Zornes. Ihre Augen funkelten, sie versuchte es, sich aufzurichten, sie stieß einen furchtbaren Ton aus, der Schrecken und Entsetzen ausdrückte, und sank dann in krampfhaften Zuckungen auf ihr Kissen zurück. Erschrocken sprangen ihr ihre Frauen bey, man wendete die Mittel an, welche der Arzt zurückgelassen, aber es verging lange Zeit, bis die heftige Erschütterung ausgebebt hatte, und wieder einige Ruhe und Besinnung bey der Kranken eintrat. Räthselhaft und unheimlich kam dieser Zustand der Wirthinn sowohl als den übrigen Personen, die um sie waren, vor, und obwohl sie sich den wahren Zusammenhang nicht zu erklären wußten, sah die Wirthinn doch bald ein, daß hier jede Erinnerung an den Herzog oder an die Personen seines Hofes vermieden werden mußte, und so wie sie damahls den Arzt zu entfernen für nöthig befunden, so nahm sie sich vor, jede Erwähnung dieser Art aufs strengste von der Kranken fern zu halten.

Die jugendliche Kraft erhob sich indeß langsam unter dem Drucke, den ein ungeheurer

Schmerz über sie ausübte. Die Zwischenräume der Besinnung traten öfter ein, und dauerten länger, das fast gebrochene Auge bekam seinen natürlichen Glanz wieder, die krampfhafte Verzerrung wich aus den schönen Zügen. Aber eine tödtliche Blässe, ein Ausdruck wilder Verzweiflung blieb darin, und kein Laut ging über die strenge verschlossenen Lippen, so daß die Wirthinn auf die Vermuthung gerieth, ein plötzlicher Schrecken, der diese Frau in den traurigen Zustand gestürzt, in welchen man sie in die Herberge gebracht, habe ihr auch die Sprache geraubt, und dieser Gedanke erfüllte sie mit dem innigsten Mitleid.

Ein paar Tage gingen auf diese Art vorüber, da richtete sich Melisende plötzlich im Bette auf, blickte starr, verwundert um sich, und man sah, daß sie erst in diesem Augenblicke deutlich erkannte, wo sie war, und was mit ihr vorgegangen. Jammernd rang sie die Hände, und ein Thränenstrom, der aus ihren Augen stürzte, lösete das pressende Band, welches die Verzweiflung um ihren Geist gelegt hatte. Sie weinte und schluchzte laut, warf sich auf ihre Kissen zurück, und zeigte unverhohlen einen tiefen Schmerz. Als sie sich ausgeweint hatte, gab sie durch Zeichen

zu verstehen, daß sie aufstehen und gekleidet werden wolle. Man brachte ihr das Gewand, das sie getragen, als sie hierher kam; es war ein bunter prächtiger Seidenstoff, von einem goldenen Gürtel gehalten. Sie stieß es mit Abscheu zurück, und ihre sehr verständlichen Zeichen belehrten die Zofen, daß Eine von ihnen nach Starhemberg eilen, und ihr Trauerkleider bringen sollte. Es geschah, und eher verließ sie ihr Lager nicht. Dann aber, in tiefes Schwarz gekleidet, das Haupt in einen schwarzen Schleyer gehüllt, wankte sie matt und zitternd, auf zwey Personen gestützt, zu dem dunkelsten Winkel der Stube, ließ sich dort in einen Lehnstuhl nieder, zog den Schleyer über die Augen, entfernte durch einen Wink die Bedienung, und blieb nun regungslos, in dem Stuhl zusammengesunken, ein Bild des tiefsten Jammers, mit ihren Gedanken allein.

Was konnten diese ihr biethen? Welche Bilder mußten sich jetzt vor ihr gestalten? Ihr ganzes Glück war zertrümmert, jede, auch die kleinste, Hoffnung zerstört. Die Zukunft lag wie eine öde weite Wildniß vor ihr, durch welche kein Pfad führte, und jeder Blick in die Vergangenheit traf auf ein verlornes Glück oder auf ein

verübtes Unrecht. Der, dem sie Alles aufgeopfert, hatte es vermocht, aller seiner Verpflichtungen zu vergessen, alle ihre Ansprüche zu zernichten, und alles, was sie für ihn erduldet, gewagt, gesündigt, für ein Schattenbild seines ehrgeizigen Strebens hinzuwerfen! Wenn diese Betrachtungen sie aufs peinlichste aufgeregt hatten, dann erhob sich das Unrecht, das sie an ihrem Gemahl verübt, in Riesengröße vor ihr. Alle seine Tugenden, alle Liebe, die er ihr bewiesen, tausend kleine Vorfälle, wo sein edles Gemüth sich in seiner Schönheit gezeigt, stiegen wie Geister aus dem Dunkel des Grabes empor, und schärften bis zur Verzweiflung das Gefühl ihrer Schuld. So zwischen Wehmuth und Zorn, zwischen Zerknirschung und Rachegefühl herumgeworfen, war ihre Seele der Schauplatz und die Beute der gewaltsamsten und widersprechendsten Empfindungen, und oft schien es ihr in solchen Augenblicken der höchsten Anspannung, als müßten nun die Bande zerreißen, welche ihren Geist an sein Bewußtseyn fesselten, und Wahnsinn oder Raserey sich ihrer bemächtigen. Dann schauderte sie wohl einen Augenblick vor diesem entsetzlichen Äußersten, und war doch im nächsten elend genug, um von Wahnsinn und Ver-

gessenheit des Wirklichen, eine Erleichterung ihrer Qualen zu hoffen.

In diesem Zustande gänzlicher Verzagtheit brachte sie wieder ein Paar Tage zu, aber sie fühlte mit jeder Stunde, die peinlich langsam verrann, daß sie auf diese Weise nicht leben mochte, nicht leben konnte. So sehr sie sonst sich vor dem Tode gefürchtet, so überwältigten die Leiden, die sie jetzt drückten, selbst ihre Liebe zum Leben, und es bildete sich allmählig der Entschluß in ihr aus, diese unerträgliche Last des Daseyns nicht länger zu schleppen. Sie bemerkte wohl, daß man sie als eine Wahnsinnige betrachtete, sie genau bewachte, und Alles von ihr entfernte, womit sie sich oder Andern Schaden zufügen könnte. Aber sie kannte den Spruch, daß des Todes Pforten Tag und Nacht offen stehen, und der nicht zu leiden braucht, der zu sterben versteht. Sie durfte sich ja nur noch die wenige Nahrung, die sie zu sich nahm, versagen, so konnte Niemand auf der Welt ihren Tod hindern.

Diesen Vorsatz führte sie nun aus, und vergebens wandten ihre Dienerinnen, so wie die Wirthinn des Hauses, Bitten, Vorstellungen, Versuchungen an, indem sie leckere Speisen vor sie hinstellten. Sie blieb unbewegt, so wie hart-

näckig stumm, und so hielt sie diesen Zustand bereits zwey Tage aus.

Am dritten, als sie wieder, ein Bild des finstersten Jammers, in ihrem Lehnsessel mehr lag als saß — denn ihre kaum erhohlten Kräfte sanken zusehends — öffnete sich ihre Thüre rasch, und sie vernahm einen kräftigen Mannestritt. Mit aller Heftigkeit, deren ihre Erschöpfung noch fähig war, fuhr sie empor. Wer konnte das seyn? Und eine dunkle Gluth flog über ihr Gesicht. Der erste Blick auf den Eintretenden überzeugte sie von ihrem Irrthum, und mit Widerwillen verhüllte sie ihr Gesicht, indem sie in den Stuhl zurücksank. Es war Emerich Frangepani.

Auch er erblickte mit Bestürzung die Veränderung, welche hier vorgegangen war. Zusammengesunken, abgezehrt und scheinbar kleiner lag die sonst hohe majestätische Gestalt in dem Armstuhl. Alles Leben schien aus den todtbleichen Zügen gewichen, die Augen blickten starr und trübe vor sich hin, und nur die Geberde des Unmuths, mit welcher sie sich von ihm abwandte, zeigte, daß noch Bewegung in dieser Todtengestalt war. Ein tiefes Mitleid ergriff den Geistlichen. Er hatte die Sünderinn, deren Seele er retten wollte, seit jenem ersten Besuche auf Star-

hemberg nicht mehr ganz aus den Augen verloren, aber keine schickliche oder wirksame Gelegenheit gefunden, sich ihr noch einmahl zu nähern. So hatte er indeß die Gegend pilgernd durchzogen, hatte durch seine Frömmigkeit, wie durch seine Wohlthaten, womit er, selbst arm, noch Ärmere erquickte, sich überall Achtung und Ehrfurcht erworben, und vor einigen Tagen erfahren, daß die Frau von Pottendorf ohne des Herzogs Erlaubniß nach Wien gekommen, von ihm aber sogleich zurückgeschickt worden sey. Er schloß daraus, daß ihre Stellung zum Herzoge noch ungünstiger geworden seyn müsse, er ging nach Starhemberg, um sie dort zu suchen, und erfuhr, daß sie krank in der Neustadt liege. Nun eilte er dahin, und wurde von der Wirthinn, die den heiligen Mann schon früher gekannt und verehrt hatte, mit kurzen Worten von dem schrecklichen Gemüthszustande der kranken Edelfrau, und von ihrem noch schrecklicheren Vorsatze unterrichtet. Er bath diese, ihn sogleich zu ihr zu führen, er fand sie, wie schon erzählt worden, und ließ sich durch den Widerwillen, den sie bey seinem Anblick zeigte, nicht abschrecken.

Ihm war es darum zu thun, die Unglückliche zu sprechen, er machte daher der Wirthinn ein

Zeichen, sich zu entfernen, und schritt auf Melisenden zu; diese blickte scheu von der Seite hin, was denn da geschehen würde, und als sie Frangepani näher kommen sah, hielt sie beyde Hände abwehrend vor, und gab mit den deutlichsten Geberden zu verstehen, daß sie nichts hören und sehen wolle.

Ihr weiset mich von euch, Frau von Pottendorf, begann er mit freundlichem Tone, und ich bin bloß gekommen, um euch zu sprechen, und euch, wenn ich es vermag, Hülfe oder Trost anzubiethen.

Unwillig schüttelte sie den Kopf, und wandte das Gesicht von ihm ab.

„Ihr seyd sehr krank, edle Frau, und ich muß aus allem, was ich höre, vermuthen, daß ihr auch sehr unglücklich seyd. Dennoch, glaubt mir, für wie unglücklich ihr euch immer halten mögt, es stünde doch in eurer Macht, mir eine große Wohlthat zu erweisen.“

Sie wandte den Kopf ein klein wenig, und ihr verwunderter Blick schien ihn zu fragen, was er damit meine?

„Euer Schicksal geht mir zu Herzen, wir sehen uns heute nicht das erste Mahl, wie ihr euch erinnern werdet.“ — Melisendens düsterer Blick wur-

de bey diesen Worten noch düsterer. — „Ich möchte euch helfen, ich möchte eueren kostbareren Theil, eure unsterbliche Seele, retten.“ — Sie erhob den Kopf, und blickte Emerich an, der mit bittend gefalteten Händen in flehender Stellung vor ihr stand, und sie mit so gutmüthigen Blicken ansah, daß sie es nicht vermochte, ihren Widerwillen so stark zu zeigen, wie sie anfänglich wollte. Sie machte, jedoch nicht unfreundlich, eine verneinende Bewegung, und wandte sich von neuem von ihm ab.

Frau Melisende! begann der Unermüdliche: Ich weiß, ihr habt schon seit zwey Tagen keine Speise zu euch genommen; das ist nicht recht und nicht gut, denn es wird eure Gesundheit untergraben.

Ein höhnischer Zug um Melisendens Lippen zeigte, wie wenig Werth die Gesundheit für Jenen habe, dem am Leben nichts liegt.

Ich glaube zu errathen, worauf ihr hinzielt, begann der Geistliche mit etwas strengerm Tone: Ihr verlangt weder eure Gesundheit noch euer Leben zu erhalten. Glaubt ihr aber nicht schon Sünde und Unrecht genug auf euch geladen zu haben, um euch auch noch des Selbstmords schuldig machen zu wollen? Frau Melisende! fuhr er mit erhöhter Stimme fort: Euer Lebensglück ist

dahin, ich weiß es, eure Gesundheit ist erschüttert, eure Ruhe ist verloren; wollt ihr eure Seele auch noch in den allgemeinen Ruin nachwerfen?

Melisende fuhr empor, und starrte den Geistlichen an.

Ja, eure Seele, fuhr er ruhig fort, denn wenn ihr durch freywilligen Entschluß euerm Leben ein Ende macht, so seyd ihr der ewigen Verdammniß verfallen, und jene Qualen, die jetzt eure Brust zerreißen, hören nicht mit diesem Leben auf, sie folgen euch auch nach dem Tode, und dauern durch eine unglückselige Ewigkeit ohne Aufhören, ohne Nachlaß fort.

Melisende schauderte, aber sie schüttelte ungläubig den Kopf.

Was ist das Feuer, das nicht erlischt, und der Wurm, der nie stirbt, anders, als die Qualen der schuldbewußten Seele, die vom Anschauen Gottes auf ewig ausgeschlossen, nichts vor Augen hat, als das Andenken an ihre Vergehungen, und eine fruchtlose Reue, deren Stacheln nie nachlassen, und doch keine Besserung bewirken? Ach, edle Frau, nahm er nach einer kleinen Pause das Wort wieder: Ihr habt kein Er-

barmen mit euch, ihr wollt euer zeitliches und ewiges Elend, und das schmerzt mich tief!

Melisende sah ihn verwundert an.

Ja, es schmerzt mich, denn ihr dauert mich innig. Ihr habt ein starkes Gemüth und einen durchdringenden Verstand, ihr seyd jung, wohlgebildet, aus edlem Hause. Soll denn das Alles die Beute des höllischen Feindes werden? Ach, habt Mitleid mit euch selbst, habt Mitleid mit mir! fuhr er dringender fort: Gebt euern schrecklichen Vorsatz auf! Seht, ich bitte euch auf den Knieen darum. Er kniete bey diesen Worten vor ihr nieder.

Melisende sprang überrascht auf. Frangepani! rief sie: Was wollt ihr?

Es war das erste Wort, das seit sechs Tagen über ihre Lippen ging. Er wußte das, und es freute ihn innerlich, doch äußerte er keine Verwunderung darüber, sondern antwortete nur mit bittend erhobenen Händen: Euer ewiges Heil will ich, Frau Melisende, euern Frieden auf dieser Welt, eure Seligkeit in der andern. O wollet sie selbst! Vereitelt nicht die Wirkung des Blutes des Erlösers an euch, das ja auch für euch geflossen ist! Kehrt zurück von euerm unseligen Wege, nehmt euer Kreuz geduldig auf euch,

tragt, was Gott euch auferlegt, auf daß ihr einst durch die enge Pforte eingehen möget in die himmlischen Freuden!

Meliſende blickte den Knieenden betroffen, zweifelhaft an. Seine bittende Stellung, die flehend erhobenen Hände, der Ausdruck von Güte und Innigkeit, der ſeine ſonſt unangenehmen Züge verſchönerte, die hellen Thränen, welche in ſeinen Augen ſchwollen, am meiſten ſeine Worte erſchütterten ihre Seele. Sie antwortete nicht, aber ſie blieb ſtehen, betrachtete ihn, und der wilde Ausdruck von Zorn und Abſcheu, der ihre Züge im Anfange verfinſtert hatte, wich allmählig einem mildern Schmerz. Jetzt überwältigte ſie dieſer, und indem ſie beyde Hände vors Geſicht ſchlug, rief ſie mit zerreißendem Tone: Ach, ich bin unausſprechlich elend!

Das weiß ich, du armes Geſchöpf! erwiederte Frangepani, indem er aufſtand: Und darum bin ich hier, um dir zu helfen.

Mir iſt nicht zu helfen! rief ſie ſo wie vorher.

Doch! doch! entgegnete Frangepani beruhigend: Gottes Barmherzigkeit und Macht iſt unendlich. Er kann Waſſerquellen aus harten Felſen rufen; warum ſollte er euer Herz nicht erweichen können?

Mein Herz? rief sie heftig: O es ist zermalmt, zerschmettert!

Und dennoch ist es dem einzigen Strahle, welcher Licht in diese finstere Nacht bringen könnte, verschlossen?

Sie sah ihn staunend und unwillig an. Ja, Frau Melisende! fuhr er fort: Dieser Strahl des ewigen Lichts heißt: Erkenntniß eures Unrechts, Reue und Ergebung.

Sie wandte sich unmuthig um.

„Schon einmahl habe ich darüber mit euch gesprochen. Wißt ihr noch? Damahls rührte Gott das erste Mahl durch ein großes Unglück, das euch erschüttern sollte, an euer Herz, um den heilsamen Quell der Reue und Bußthränen daraus hervorzulocken. Der Felsen ward wohl erschüttert, das entging mir nicht; aber die Quelle kam nicht hervor, denn schmeichlerische Hoffnungen und sündige Triebe hielten sie zurück. Jetzt aber ist das Werk der Zernichtung vollbracht, eure Hoffnungen sind zertrümmert, eure Neigungen mit Füßen getreten, eure Ehre ist verloren, eure Gewissensruhe verscherzt, ihr habt nichts, gar nichts mehr auf der Welt.

O ihr sprecht wahr, fürchterlich wahr! rief sie.

Nun, Melisende, so wendet euch dahin, wo

allein noch euch Aussicht auf Ruhe und Erhohlung bleibt! Wendet euch nach dem Ewigen, wenn das Irdische euch verläßt, das Irdische, das ohnedieß, eine Stütze von trügerischem Rohr, zerbricht, wenn man seine Hülfe am nöthigsten hätte, und die Hand noch verletzt, welche sich in der Angst darauf stützt! Zuerst also erlaubt, euch Speise zu bringen, gebt euren sündhaften Entschluß auf, durch Hungertod euer trauriges Daseyn zu enden; dann geht in euch, durchforscht euer früheres Leben, bedenkt, wie ihr an eurem Gatten gehandelt, wie ihr vor der Welt erschienen seyd! Erkennt euer Unrecht, erwägt, ob nicht alles, was ihr bisher geduldet, nur eine nothwendige Folge eurer Verirrungen war? und dann demüthigt euch vor Gott, der ja nur züchtigt, weil er liebt! Werft euch in den Schooß der ewigen Barmherzigkeit, die den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bessere und lebe! Kehrt, wie der verlorne Sohn, in die Arme des Vaters zurück, der ein Freudenfest dafür anstellen wird, daß ihr todt waret, und nun wieder lebt!

Melisende war während dieser Reden wieder erschöpft in ihren Armstuhl zurückgesunken. Die widerstreitendsten Empfindungen, wie sie nach

und nach durch Frangepanis Worte in ihr geweckt wurden, erschütterten ihr Gemüth. Ihr sonst so stolzer, ungebeugter Sinn, durch Leiden aller Art herabgebracht, war keines längern Widerstandes fähig, und das gebrochene Herz strebte mit ängstlicher Hast, den einzigen Rettungsfaden zu ergreifen, der sich ihm zum Ausgang aus diesem Labyrinthe zeigte. Jetzt brachen ihre Thränen ungestüm hervor. Frangepani sah sie gern fließen, und sanfte Tröstungen, beruhigende Worte, die salbungsvoll seinen Lippen entströmten, nährten die mildere Empfindung, die sich jetzt in dem Innern der Unglücklichen zu verbreiten schien.

Als ihre Thränen allmählig sanfter flossen, richtete sie sich wieder auf, erhob den Blick zu dem Geistlichen, aus dessen Zügen die seligste Ruhe, und zugleich das innigste Mitleid sprach, und sagte: Aber woher, hochwürdiger Herr, kommt euch diese Theilnahme an meinem Schicksale? Warum habt ihr gerade mich erwählt?

Weil ihr eine unsterbliche Seele habt, für welche des Erlösers Blut geflossen ist, und weil ich euern Zustand kannte. Glaubt nicht, fügte er ruhig aber fest hinzu, daß ich für die geringste Magd weniger zu thun bereit wäre, als was ich

für die griechische Fürstinn that. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person, und die Seele allein ist es, die in den Augen seiner Diener Werth haben kann.

Sie schlug die Augen nieder, Frangepanis ruhige Antwort hatte sie beschämt; aber sie hatte, — so weit war schon der Anfang ihrer Besserung gediehen — sie hatte ihre Achtung und ihr Zutrauen zu dem Geistlichen nicht vermindert. Jetzt blickte sie wieder empor. Wollt ihr wohl so gut seyn, sagte sie sanft, und mir etwas Speise bringen lassen, und auch ein Stückchen Brot?

Eine schnelle Röthe der Freude flog über des Geistlichen blasse Züge. Mein Gott! rief er aus: Ihr wollt essen? Ihr wollt meine Bitte erfüllen? O Gott und allen seinen Heiligen sey Dank! Und auch euch! setzte er hinzu, indem er schnell aus der Thüre nach Brot und etwas warmer Brühe rief. O ihr wißt nicht, welche Freude ihr mir macht.

Die Wirthinn trat sogleich mit etwas leichter Speise herein, und erstaunte über die Veränderung, welche sie in den Zügen und Blicken der Kranken bemerkte, noch mehr aber, als diese ihr mit freundlichem Worte für ihren Dienst dankte,

und sie pries ihren Einfall glücklich, den frommen Geistlichen hierher gebracht zu haben.

Von diesem Tage an erhohlten sich Melisendens körperliche Kräfte, und auch ihr Geist erhob sich aus seiner dumpfen Verzweiflung. Zwar fühlte sie sich noch unaussprechlich unglücklich; aber der Gedanke, daß sie die Strafe ihrer Vergehungen trage, und daß sie nichts Besseres thun könne, als sich geduldig zu ergeben, brachte allmählig, wie es Emerich gesagt hatte, einiges Licht in die Nacht ihres Geistes, und einen Schimmer von Hoffnung, wohl nicht auf den entferntesten Theil dessen, was sie besessen und verloren, aber auf die Möglichkeit, daß es, nach schweren Kämpfen und vielen Schmerzen, doch auch wieder ruhiger in ihrer Brust werden könnte.

Frangepani verließ das angefangene Werk ihrer Sinnesänderung nun nicht mehr. Er suchte in einem Kloster in der Neustadt Aufnahme und Wohnung für sich, er diente den Geistlichen dieses Hauses mit großer Bereitwilligkeit, wozu sie ihn brauchen wollten, und besuchte daneben seine neue Schutzbefohlene, so oft es seine Zeit erlaubte; denn sein Ruf hatte sich bald ringsum verbreitet, und viele Unglückliche, viele Hülfs- oder Rathsbedürftige suchten den frommen Mann

auf. Er ging herum in den Hütten der Armen, und klopfte auch zuweilen an die Palläste der Großen, an die Häuser der Wohlhabenden. Hier erflehte er die Gaben, die er jenen brachte, und ließ sich bey diesen keine abschlägige oder schnöde Antwort verdrießen, so wie ihn dort kein Elend, kein Schmutz zurückschreckte. So erweiterte sich täglich sein heilbringender Wirkungskreis, und er genoß die schöne Beruhigung, daß die Wahl seines mühevollen Standes ihm ein Feld der Thätigkeit und des segensreichen Einflusses geöffnet habe, welches ihm alle Reichthümer und alles Ansehen seines vorigen nicht gewährt haben würden.

Der Zustand, in welchem Friedrich Melisenden hatte abreisen gesehen, hatte ihn in lebhafte Unruhe versetzt, er konnte sich's nicht läugnen, daß ihre stolzen Hoffnungen nicht ganz ohne Berechtigung von seiner Seite entstanden waren, und er fürchtete nun die Folgen jener grausamen Enttäuschung. Es war ihm daher eine große Beruhigung gewesen, als Wolfger und später Trivulzio ihm versicherten, daß für ihr Leben nichts zu sorgen, und nicht einmahl ein bedeutendes

Krankheitsübel vorhanden sey. Als aber die später entsendeten Bothen ihm erzählten, daß ihre Hausleute, die ihrer pflegten, fürchteten, sie habe den Gebrauch der Sprache, vielleicht sogar das klare Bewußtseyn verloren, als sie meldeten, jede Erwähnung des Herzogs erfülle sie mit solchem Entsetzen, daß man es nicht wagen dürfe, ihn vor ihr zu nennen, und als ein Paar Tage darauf die Nachricht kam, es habe sich ihrer eine finstere Verzweiflung bemächtigt, in der sie entschlossen schiene, ihrem Leben durch Hunger ein Ende zu machen, da steigerten Vorwürfe des Gewissens und Mitleid mit der Unglücklichen auf's neue seine Angst. Er schwankte zwischen dem Widerwillen, mit dem er sich ihr jetzt genähert haben würde, und zwischen dem Gedanken, ob es doch nicht seine Pflicht sey, hinüber nach der Neustadt zu reiten, und Alles aufzubiethen, um den unseligen Entschluß des Selbstmords zu hindern, und nur unvollständig gelang es selbst Margarethen, die sonst so viel Einfluß auf sein Gemüth hatte, ihn jetzt zu beruhigen.

Wie eine Bothschaft vom Himmel klang ihm daher abermahls nach ein Paar Tagen die Kunde, daß ein fremder Geistlicher sich beynahe mit Gewalt zu Melisenden gedrängt, ihren Abscheu nicht

geachtet, und sie endlich dahin gebracht habe, von ihrem verzweiflungsvollen Entschlusse abzustehen. Jede spätere Erkundigung, die aber nie Melisenden unmittelbar gemeldet wurde, sondern entweder an den Geistlichen oder die Hauswirthinn gelangte, und von dieser beantwortet wurde, vermehrte Friedrichs Beruhigung, und hob eine Last des Vorwurfs nach der andern von seiner Seele. Er hörte endlich, daß sie wieder spreche und lebe, wie Andere, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Kleidung, Nahrung und Beschäftigung sich tief unter ihren Stand stelle, und in ihrer ganzen Lebensart einen Sinn der Reue und Buße auszudrücken scheine. Es dünkte ihm seltsam, wenn er Melisendens frühere Denkweise mit dem Stande einer Büßenden vereinbaren sollte; aber die Gefahr, welche ihrem Leben, ihrer Seligkeit gedroht, war vorüber, die Vorwürfe seines Gewissens hatten Ruhe und Zeit, wieder einzuschlafen, und in eben dem Maße erhoben sich seine stolzen Plane. Bothen gingen nach Italien zum Kaiser, und andere kamen von dort nach Wien, um das Geschäft der Erhebung Österreichs zu einem Königreiche eifrig zu betreiben. Eben so eifrig gingen des Herzogs Anstalten und Einrichtungen im Innern seines Landes ihren

Gang, deren Zweck es war, jede Spur der Unordnung oder Verwüstung, welche der vorige Krieg und die fremden Schaaren angerichtet, von dem blühenden Antlitz der schönen Provinzen verschwinden zu machen, und zugleich sollten sie des Herzogs Ansehen und Gewalt über seine Lehensleute und die nicht unbedeutenden Stadtgemeinen stärker befestigen, damit nicht sobald wieder eine Erschütterung, wie die vorige, ihnen drohen konnte. Das frische Andenken an die Drangsale, die der Adel und die Städte ausgestanden, an den schlechten Erfolg, den ihr Widerstand gegen den rechtmäßigen Herrn gehabt, und an die bewundernswürdige Kraft, womit dieser sich nicht bloß im Unglück behauptet, sondern schnell wieder alles Verlorne zurückgewonnen, kam ihm hierbey sehr zu statten, indem es von jedem Versuche abschreckte, etwas gegen den deutlich ausgesprochenen Willen des gefürchteten Herrn zu unternehmen. Der Herzog sah seine Macht auf diese Art mit jedem Tage wachsen, und mit jeder solchen Erkenntniß wuchs sein Verlangen, noch mehr zu erhalten, so wie sein Muth, um alles zu wagen, was gewagt werden mußte.

Auch das Freywerbungsgeschäft am Münchner-Hofe hatte erwünschten Fortgang. Herzog

Otto fühlte sich geschmeichelt, seine Tochter auf den Herzogsstuhl von Österreich erhoben zu sehen, der sich vielleicht bald in einen königlichen Thron verwandeln konnte. Prinzessinn Elisabeth gedachte sogleich jenes Zusammentreffens am Gnadenorte zu Altötting. Sie hatte den schönen fürstlichen Jüngling nicht vergessen, sein Bild war ihr öfters erschienen; aber der Gatte einer Andern, der Fürst, gegen den ihr Vater feindlich ausgezogen war, konnte ihr niemahls als ein erwünschter Bräutigam erscheinen. Nun hatte sich das Blatt so wunderbar gewendet, die Hand des herrlichen Mannes war gesetzmäßig frey, er both sie ihr, und mit stillem Entzücken rief sie sich diese wunderbare Fügung und Friedrichs Bild zurück, und erkannte dankbar die Gunst des Himmels, welche ihr ein bey Fürstentöchtern so seltenes Glück bereitet, in dem Manne, mit dem der Wille ihres Vaters und der Vortheil ihres Landes sie verband, auch ein Vorbild männlicher Vollkommenheit und Schönheit lieben zu können.

Herr Heinrich von Lichtenstein leitete diese Angelegenheit klug und gewandt in München, und bald konnte er dem Herzog erwünschte Kunde schicken. Wohl hatte diesen sein stolzes Selbstgefühl auch nie den geringsten Zweifel an die

glückliche Beendigung dieser Angelegenheit hegen lassen, aber so jeden seiner Wünsche überflügelnd, indem Lichtenstein ihn durch vertraute Bothen versichern ließ, daß die gewählte Braut höchst liebenswürdig, und bereits in zarter Neigung gegen den fürstlichen Bräutigam entglüht sey, hatte er es sich nicht gedacht. So viele günstige Ereignisse, solches Gelingen jeder Unternehmung schwellte sichtbar seinen Stolz, seine kühne Zuversicht. Der, welcher so Vieles bloß durch seine Kraft und seine persönlichen Gaben erreicht hatte, durfte mehr, durfte Alles hoffen. Jeder Schatten von Zweifel, von Sorge verschwand, mit ihnen verlor sich das Andenken an Pottendorf, und die scharfen Stacheln, welche diese Erinnerung früher zuweilen in seine Brust gedrückt hatte, mit ihnen verlor sich auch Melisendens Bild aus seinem Herzen. Er wußte sie in der Neustadt genesen, ruhig. Der Gedanke, sie je wieder zu sehen, widerte ihm jetzt, nach Allem, was zwischen ihnen vorgefallen; er vermied Alles gern, was ihn an sie und jene trübe, vielbewegte Zeit seiner innern und äußern Kämpfe erinnern konnte. Doch hatte er ihr mit fürstlicher Großmuth Starhemberg nicht bloß als Wohnort, sondern als unbestrittenes Eigenthum anbiethen las-

sen. Ihre Antwort hatte ihn überrascht, beleidigt; sie hatte dafür gedankt, und ihm zugleich alle die kleinen aber kostbaren Geschenke zurückgesandt, die sie in jenen Tagen ihres Rausches von ihm empfangen, und bisher als Heiligthümer bewahrt hatte.

In den wunderschönen Herbsttagen, wie sie in Österreich mit vorzüglichen Reizen prangen, und oft in ihrer milden Wärme und dauernden Heiterkeit die Tage des wechselvollen Frühlings übertreffen, zog eine glänzende Schaar prächtig gewaffneter reisiger Männer die Straße nach Oberösterreich hinauf. Es war Herzog Friedrich, der, von Heinrich von Künring, seinem treuen Marschall, von Heinrich von Lichtenstein, seinem klugen Freywerber, von Offterdingen, Rauheneck, dem Abt von Heiligenkreuz und vielen andern Großen und angesehenen Herren seines Hofes, und von einer noch größern Zahl reisiger Knechte, die das Gepäck des Herzogs und der Ritter führten, begleitet, nach Wels ritt, wohin bereits auch Herzog Otto von Bayern sich mit seiner Tochter, jener Prinzessinn Elisabeth, begeben hatte, um die Verlobung mit dem Her-

zoge daselbst zu feyern, welcher dann im nächsten Frühling die Vermählung in Wien selbst folgen sollte. Überall in den Städten und Dörfern, durch welche die Straße führte, auf der der Herzog dahin zog, eilte, was sich rühren konnte, heraus, um den glänzenden Aufzug zu sehen, staunte über die Pracht, mit welcher ihr Herzog sich ihnen zeigte, pries die junge Bayerfürstinn glücklich, die einem so schönen, tapfern und mächtigen Gemahle zu Theil werden sollte, und wünschte nur mit frommen Gebethen, daß diese vierte Vermählung dem Herzog und dem Lande, in blühenden Kindern, in kräftigen Söhnen das Glück endlich schenken möchte, was es vergeblich schon so lange Jahre und in drey verschiedenen Verbindungen erwartet hatte.

Der Zug eilte vorüber, die Straße wurde einsam, nur hier und da zeigte sich ein einzelner Wanderer, der in der Richtung von Wien nach Linz, oder umgekehrt, wandelte. Der Mittag war längst vorüber, der Herzog mußte mit seinem Gefolge die Abtey Mölk, die sein Urahn, Leopold der Heilige, gestiftet, bereits erreicht haben, wo für diesen Abend das Nachtlager bestimmt und bereitet war—da zeigte sich unweit des Städtchens St. Pölten wieder eine kleine berittene Schaar,

die aber im Vergleiche mit jenem großen, glänzenden Haufen, der am Morgen hier vorübergezogen war, in gar keinen Betracht kommen konnte, und wirklich auch nur von Wenigen, die nach vollendeter Tagesarbeit müßig vor ihren Hausthüren saßen, beachtet wurde. Es war ein bejahrter Ritter, ihm zur Seite ein Frauenzimmer in Trauergewand; ein zweytes, dessen Kleidung und Haltung sie als eine Dienerinn der ersten bezeichnete, ritt hinter ihr, und wenige bewaffnete Knechte schlossen den Zug. Die Dame war bleich wie der Tod, dennoch sah man, so viel die schwarzen Schleyer, welche ihr Stirn und Kinn umhüllten, zu erkennen erlaubten, daß sie einst eine vollendete Schönheit, und auch ihr Wuchs königlich und stolz gewesen seyn mußte. Jetzt saß sie zusammen gesunken auf ihrem Thiere, blickte starr vor sich nieder, und mußte oft von dem alten Ritter ermahnt werden, auf ihren Weg und die Führung des Pferdes zu achten. Ihr schien alles gleichgültig, auch blickte sie den Ritter statt aller Antwort bloß trübe an, nahm dann wohl den Zügel achtsamer in die Hände, und es ging wieder eine Strecke leidlich, bis der innere Kummer aufs neue die Herrschaft über ihr ganzes Wesen zu erhalten anfing.

Jetzt war die Sonne völlig hinter der Bergkette hinabgesunken, welche sich linker Hand von der Straße erhob, und sich dort und vorwärts an die höhern Alpen der Steyermark und Oberösterreichs anschloß. Dämmerung und Stille senkten sich über das Land, das weit und freundlich vor den Reisenden lag, und zu der Stille des Abends gesellte sich der Ausdruck sanfter Wehmuth, und ein leichter Schleyer stärkern Thaues, wie ihn der sinkende Herbst über die Gegenden zu verbreiten pflegt. Der Sommer mit seinen Freuden und seiner Thätigkeit war vorüber, auf den Feldern war es stille geworden, in den Dörfern, durch die der Weg führte, erglänzte jetzt schon lange vor dem Avemarie-Läuten hier und da ein Licht aus den winterlich geschlossenen Stuben. Die Wälder auf den Anhöhen hatten ihr grünes Gewand mit falbem Gelb und Roth vertauscht, der abendliche Himmel blickte sichtbarer durch die halbentblätterten Äste. Wo der Weg durch kleine Gebüsche oder an Bäumen vorbeyführte, rieselte das welke Laub vor jedem leisen Lufthauche herunter, und bestreute die Straße, daß die Hufe der Pferde darin rauschten. Die Sänger der Wälder waren verstummt, nur einsame Meisen riefen hier und da in den Büschen.

Ein Theil der Felder stand abgeerndtet und leer, auf einigen sproßte eben die Hoffnung der Zukunft in hellgrünen Spitzen hervor. Alles deutete auf Vollendung, auf Ruhe, und die Erwartung allein wies auf eine ferne Zeit hin, wo es wieder so schön, so belebt werden sollte, als es vor Kurzem gewesen. Ungemein wohl stimmte diese wehmüthig-düstere Umgebung zu den Gefühlen der trauernden Frau, die Niemand anders als Melisende war. Sie blickte hin auf die zarte, keimende Saat, blickte vorwärts auf die Mauern von St. Pölten und den Thurm des Claren-Klosters, dessen Spitze im letzten Schimmer des Abends glänzte, während Dämmerung und Schatten die übrigen Gebäude der Stadt zu verhüllen begannen. Seht, Herr von Wopfingen! begann sie jetzt, und ihre schwergedrückte Brust schien sich durch einen tiefen Seufzer zu erleichtern: Seht, hier wächst doch etwas frisches Grün. Es ist die Wintersaat. Wenn der Schnee die Erde mit ihrem Leichentuche wird bedeckt haben, wartet sie im Grabe gleichsam auf ein freudiges Auferstehen. Auch mir wird Gott der Herr eine fröhliche Urstund, so hoffe ich zu seiner Barmherzigkeit, verleihen. Aber nicht bloß jenseits des Grabes, sondern noch auf dieser

Welt! Wenn mich der heilige Schleyer deckt, wenn ich, der Welt und allen ihren Freuden abgestorben, nur meiner Reue lebe, wenn meine Bußzähren den Rest der Sünde allmählich von mir zu waschen streben, dann — nicht wahr, guter Ritter? — dann darf ich hier auf Erden noch auf Ruhe und die Seligkeit des innern Friedens hoffen?

Das dürft ihr gewiß, edle Frau! antwortete der Alte gerührt: Pater Chrysostomus hat es euch ja mehr als einmahl also verheißen. Mich wundert es, daß wir ihn noch nicht getroffen haben. Er versprach uns entgegen zu kommen.

„Er hat es auf sich genommen, die Äbtissinn auf meine frühere Ankunft vorzubereiten. O, er ist so gut, so dienstfertig! Was danke ich ihm nicht Alles! Ihr habt Recht, er sollte doch schon hier seyn. Wenn nur sein Gesuch keine Schwierigkeit findet, wenn man mich nur aufnimmt! Die guten Klosterfrauen waren nicht vorbereitet, mich sobald zu empfangen. Sie erwarteten mich erst zu Ende dieses Monaths."

Ich habe auch nicht begriffen, Frau Melisende, was euch bewogen haben mag, euern schon seit längerer Zeit gefaßten Entschluß so plötzlich zu verändern, und ich war sehr erstaunt, als ihr

mir vor drey Tagen den Bothen sandtet, der mich gleich auf den folgenden Morgen nach der Neustadt beschied, um dort die Anstalten zu eurer Abreise schleunigst zu treffen.

Es war eine Unruhe plötzlich in mir entstanden, entgegnete Melisende etwas verlegen, die mir nicht zu warten, nicht länger zu zögern erlaubte. Verzeiht, daß ich euch so drängen ließ, verehrter Herr, und glaubt gewiß, daß das Andenken an eure Güte, mit der ihr meine Bitte gewähren, und mich armes, von der ganzen Welt verlassenes Weib, auf meinem letzten Gange geleiten wolltet, niemahls aus meinem dankbaren Herzen verschwinden wird.

Es ist nicht darum, erwiederte der Alte gutmüthig, daß ich dieß gesagt habe, und es sollte kein Vorwurf, noch eine Klage seyn. Mein Gott! ich that es ja herzlich gern, und hatte es euch schon früher auf jeden Fall zugesagt, denn ich freute mich eures Entschlusses.

Ihr freutet euch? fragte Melisende etwas verwundert.

Freylich, antwortete Wopfingen treuherzig: Wußte ich euch doch nun geborgen, und aus den Stricken des Teufels erlöset. Glaubt mir, schon wie ihr bey mir auf Starhemberg lebtet, dachte

ich oft in meinem Sinn: Wenn das nur ein gutes Ende nimmt! Denn wahrlich, ihr dauertet mich. — So jung, so wohlgestaltet, aus so edlem Hause, und dennoch —

Vollendet, edler Herr! fiel Melisende hastig ein: Vollendet, was ihr sagen wolltet, und dennoch eine Buhldirne! — Nicht wahr?

Das habe ich nicht sagen wollen, versetzte der Alte treuherzig: Daß ihr aber auf unrechten Wegen wandeltet, das mußte doch jedem Christenmenschen einleuchten. Nun, ihr habt sie verlassen, Gott und dem guten Pater sey Dank dafür! Gelt? es war doch eigentlich sein erster Besuch, wie er damahls noch im Winter nach Starhemberg kam, was euer Herz zuerst erschütterte?

„Wohl hatten seine Reden, besonders die Nachricht, welche er mir brachte, große Wirkung auf mich gemacht. Zur Erkenntniß kam ich doch damahls nicht. O es mußte ein schwererer Schlag geschehen, ein Schlag, der mein Herz zerschmetterte, um es der Reue und Besserung zugänglich zu machen! Ritter! fuhr sie nach einer kleinen Pause fort: Ich war eine gottvergeßne Person, und nur ein so überaus barmherziger Gott konnte die Langmuth haben, mich auf meinen strafbaren Irrwegen durch seinen heiligen Diener aufsuchen zu lassen.“

Diesem Geistlichen seyd ihr großen Dank schuldig.

„Er hat meine Seele wieder geboren, er ist mir mehr als Vater und Mutter, denen ich bloß das leibliche Leben danke. Wißt ihr noch, wie er in jener entsetzlichen Sturmnacht zu uns auf Starhemberg kam, was er ausgestanden, um mich zu retten! Doch irre ich nicht, so glaube ich ihn dort über die Brücke kommen zu sehen?“

Sie hatte nicht geirrt. Auf seinem kleinen ungarischen Pferde, dem treuen Gefährten so mancher mühevollen Wanderung, kam ihnen Emerich entgegen, und brachte ihnen einen herzlichen Gruß von der Frau Oberinn des Klosters. Sie erwartet nebst dem ganzen Convent eure Ankunft voll Freuden, sagte er, nur ersucht sie euch, da heute schon die Pforte geschlossen ist, diese Nacht außerhalb desselben, etwa im Meierhofe, zu verziehen, wo alle Anstalten getroffen seyn werden, um euch —

Im Meierhofe? fiel Melisende entsetzt und rasch ein, und alle jene Scenen, die dort vorgefallen, die Listen, die Betrügereyen, die Bestechungen, die sie sich erlaubt, um einen verbrecherischen Zweck zu erreichen, standen plötzlich vor ihrer Seele. O nur nicht in den Meierhof!

rief sie: Die schlechteste Herberge würde ich vorziehen.

Das wird nicht nöthig seyn, nahm der Herr von Wopfingen das Wort: Ich bin hier bekannt in St. Pölten, und will euch ein anständiges Quartier und gutes Nachtlager verschaffen. Folgt mir nur! — Somit setzte er sich an die Spitze des Zuges, und lenkte seinen Weg gegen die Stadt zu, Emerich aber nahm dessen Platz an Melisendens Seite ein, und sagte mit strengem Tone; Wann werdet ihr einmahl aufhören, Winkelzüge zu machen, und mit Lug und Trug selbst gegen denjenigen vorzugehen, vor dem euer ganzes Herz, um eures eigenen Seelenheils willen, offen liegen sollte, wie ein aufgeschlagenes Buch?

Wie so? fragte Melisende betroffen.

Also war es wirklich nur der Wunsch, sobald als möglich in die Gemeinschaft der frommen Schwestern zu kommen, was euch bewog, eure Reise um mehr als vierzehn Tage vor der anberaumten Zeit anzutreten? fragte er mit strengem Tone.

Melisende senkte den Kopf, ohne zu antworten, die einbrechende Dunkelheit entzog dem Blicke Emerichs, der fest und forschend auf ihr

lag, das Erröthen der Scham, welches ihre Wangen färbte.

„Ihr antwortet nicht? Ich bin dessen froh, denn es beweiset, daß ihr in Lug und Trug doch nicht so verhärtet seyd, um mir geradezu eine Unwahrheit ins Gesicht zu sagen. — Heute ist der Herzog, wie man mir in der Stadt erzählt hat, nahm er nach einer kleinen Pause das Wort, mit einem zahlreichen Gefolge vornehmer Herren und reisiger Knechte hier durch nach Mölk gezogen von dannen er weiter bis Wels geht, um seine Verlobung mit der bayerschen Prinzessinn zu halten. Das habt ihr gewußt, aber mir verschwiegen.“

Melisende beugte den Kopf noch tiefer auf den ihres Pferdes, und Emerich hörte sie weinen.

Ihr weint? fragte er streng: Worüber weint ihr? Über eure Hinterlist oder über eures Buhlen Treulosigkeit?

Könnt ihr mirs so grausam verdenken, nahm sie endlich unter heftigem Schluchzen das Wort, wenn der Gedanke von dem, was heute geschehen, und welche Reise, zu welchem Ziele angetreten werden sollte, mich bewog, eine Zufluchtsstätte, welche mir ohnedieß bald offen stand, auf der Stelle zu suchen? Wenn es mich drängte und trieb, die Pforten der Welt hinter mir geschlos-

sen, und mich von Allem abgesondert zu wissen, was meine Seele mit Qual an ihren vorigen Zustand erinnerte?

Das hätte ich euch vielleicht nicht verdacht, antwortete der Geistliche mit gelassenerem Tone, wenn ihr es mir also, und aufrichtig bekannt hättet. Aber daß ihr das nicht gethan habt, daß ihr Vorwände, künstliche Erfindungen gebraucht, um euren beschleunigten Beschluß zu beschönigen, das macht euch strafbar, und ich sehe mit Trauer, daß eure Seele nichts weniger als rein von diesen garstigen Schlacken des Welt- und Hoflebens ist.

Melisende fuhr fort zu weinen. Er betrachtete sie eine Weile, ohne zu sprechen, dann sagte er: Und wenn es euch denn ganz und gar nicht möglich schien, länger in dieser Welt zu leben, weil ein Gewisser, der doch durch euern Entschluß, den Schleyer zu nehmen, so wie durch sein Betragen gegen euch, hinreichend und auf ewig von euch geschieden war, seine Hand einer Andern reichte — warum konnten wir nicht gestern oder morgen, oder übermorgen aufbrechen? Warum gerade heute, mit ihm zugleich?

Melisende seufzte.

Weil es auffallend seyn sollte, weil ihr einen Triumph eurer Eitelkeit, eurer gekränkten

Eigenliebe darin suchtet. Den Stachel wolltet ihr dem Treubrüchigen noch ans Herz werfen, er sollte erfahren, daß ihr an demselben Tage eure Flucht aus der Welt antratet, an welchem er seine Reise zur Braut antrat. Die müßigen Menschen sollten darüber reden, und ihr auf diese Art noch der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit in dem Augenblicke werden, wo ihr hinter der Klosterpforte ihren Beobachtungen entschwandet? Ist es nicht so? O Eitelkeit aller Eitelkeiten!

O mein Gott! seufzte Melisende: Ihr seyd unerbittlich streng.

Ich wäre unerbittlich? entgegnete Emerich mit sanftem Vorwurf: Ich glaube doch, ihr hättet Proben davon, daß ich große Fehler entschuldigen kann, wo ich Reue und Vorsatz zur Besserung sehe. Aber, wo ich Eitelkeit oder Falschheit spüre, setzte er streng hinzu, da suche ich sie in allen Falten des Herzens auf, und treibe sie ans Licht der Erkenntniß.

„War es denn nicht ein Beweis meiner Bußfertigkeit, meiner Selbstverläugnung, daß ich gerade dieses Kloster wählte — wo mir doch andere offen standen — welches der Schauplatz meiner Vergehungen war, wo jeder Gegenstand, jeder Blick meiner Mitschwestern mich an meine Schuld

mahnen wird, wo endlich die strenge Muhme meines beleidigten Gemahls Äbtissinn ist?"

Die Muhme eures Gemahls?

„Nun ja, ihr seyd ja selbst so gut gewesen, damahls mit ihr wegen meiner Aufnahme in ihr Kloster zu sprechen. Ihr habt mir noch erzählt, wie zuerst der höchste Unwille gegen mich, und dann eine Art von Triumph sich in ihren Worten gezeigt."

Ja wohl! ja wohl! Nun ihr werdet euer Schicksal schon erfahren, antwortete Emerich, und brach das Gespräch ab, denn nun hatten sie das Stadtthor erreicht, wo der alte Ritter ihrer harrte, um sie in das Haus zu führen, in welchem er ihnen für diese Nacht Aufnahme verschafft hatte.

Melisende bath ihre Begleiter, sie zu entschuldigen, weil sie sich von der Reise zu ermüdet fühlte; sie zog sich in das ihr angewiesene Gemach zurück, und ließ hier ihren Thränen freyen Lauf. Sie flossen dem schweren Schritte, der ihr morgen bevorstand, wenn sie im Kloster, und vor der beleidigten und erbitterten Verwandten erscheinen mußte; sie flossen — und wohl die meisten — demjenigen, der sie so kalt von seinem Herzen gestossen, der jetzt in die Arme der fremden Braut eilte; sie flossen endlich aus Reue über

diese Schwäche, die sie verdammen mußte, und deren sie doch nicht Herr werden konnte. Unter diesen Thränen und in heißen Gebethen um Vergebung und um Kraft verfloß der größte Theil der Nacht. Am Morgen war sie schnell gekleidet, und unter bangen Herzensschlägen bereit, dem Geistlichen ins Kloster zu folgen. Aber mit jedem Schritte, der sie den ernsten, dunkeln Mauern näherte, vermehrte sich ihre Angst, ja ihr Widerwille, und nur die Vorstellungen Emerichs, daß eben dieser überwundene Widerwille, die ausgestandene Angst, das beste Opfer sey, welches sie für so manchen hier begangenen Fehltritt der Gerechtigkeit Gottes darbringen könnte, gab ihr die Kraft, den schweren Gang zu vollenden. Jetzt waren sie im Kloster. Emerich beurlaubte sich in der Zelle der Pförtnerinn von ihr. Das erschütterte sie tief. Seine Gegenwart, sein Zuspruch hatten sie bisher gehoben, getröstet, gestärkt. Nun sollte sie auch ihn verlieren, und unbekannten, erzürnten Mächten schutzlos anheim fallen. Ihre ganze Kraft verließ sie bey dem Gedanken. Sie sank vor Emerich auf die Knie, und beschwor ihn, sie nicht ganz zu verlassen. Sie flehte ihn an, sich ihrer zu erbarmen, sie bereute beynahe ihren Entschluß, alle Heftigkeit ihres

Gemüths erwachte, und gab sich kund in ungestümen leidenschaftlichen Äußerungen.

Emerich ließ diesen Sturm vorüberrauschen, dann hob er sie vom Boden auf, redete ihr ernst aber liebreich zu, und verhieß ihr mit einem Tone, der, wenn sie ruhig genug gewesen wäre, ihr hätte zeigen können, daß der Geistliche mehr wußte als er sagen wollte, sie würde es so schlimm im Kloster nicht haben, und ihre ängstlichen Vorstellungen seyen übertrieben, grund- und lieblos. Übrigens versprach er ihr, sogleich nach Passau zu eilen, um ihr die Erlaubniß zu erwirken, ihr Probejahr abzukürzen, was sie so sehnlich wünschte um ihre Gelübde bald abzulegen. Dann wollte er wiederkommen, sie überhaupt öfters besuchen, und sich stets in Kenntniß ihres Schicksals halten. So trennte er sich endlich von ihr, nachdem er sie noch einmahl zu ihrem schweren Beruf eingesegnet hatte. Sie aber sank auf einen Sitz, und es brauchte lange Zeit, bis sie fähig war, sich zu sammeln, aufzustehen, und der Pförtnerinn, welche indessen von der Meldung der Angekommenen zurückgekehrt war, zu folgen.

Noch war ihr Schritt schwankend, wie sie durch die nur zu wohl bekannten Gänge schritt,

und die Orte alle wieder sah, die sie vor so manchen Jahren in so ganz andern Verhältnissen bewohnt, mit so ganz andern Empfindungen betrachtet hatte. Das Schicksal der armen Novize, welche sie damahls rücksichtslos betrogen und einem vielleicht entsetzlichen Schicksal preisgegeben hatte, fiel ihr schwer aufs Herz. Gern hätte sie die vor ihr hinwandelnde Nonne nach jener Schwester Veronika gefragt. — Sie wagte es nicht. Sie zitterte vor dem, was sie hören würde, sie fühlte noch einmahl die ganze Größe ihrer Schuld, sie sah das fromme, gottergebene Wesen vor sich, das in Demuth und Gehorsam den Zweck seines Daseyns und den Frieden seiner Seele fand. Was mochte mit ihr geschehen seyn? Lebte sie noch? und unter welchen Umständen?

In quälenden Gedanken dieser Art war sie mit der Pförtnerinn bis in den Kreuzgang gekommen, der in das sogenannte Kapitelhaus führte, den Ort, wo die Versammlungen des Convents gehalten, die Beschlüsse für die Ordnung und Leitung des Hauses gefaßt, und sonst noch ähnliche Angelegenheiten betrieben wurden. Hier, das wußte Melisende, erwartete die Oberinn sie an der Spitze einiger ihrer Chorfrauen. Jetzt stand sie an der Schwelle, jetzt sollte sie die we-

nigen Stufen hinabsteigen — sie zitterte, und vermochte es kaum. Die Pförtnerinn unterstützte sie. Sie war in den halbdämmernden Raum getreten, den ein spitzbogiges Gewölbe deckte und mehrere Säulen unterstützten. Am äußersten Ende, unfern des kleinen Altars, der dort in der halbrunden Vertiefung stand, und hinter welchem einige schmale hohe Fenster, die einzigen in dem ziemlich großen Saale, durch bunte Scheiben ein spärliches Licht verbreiteten, standen die Nonnen, ihre künftigen Mitschwestern. Wie Melisende die Stufen herabtrat, bewegte jener Zug sich ihr entgegen, die Äbtissinn voran. — Melisende schaute hin. — Das war nicht die volle starke Gestalt ihrer Muhme, das war eine feine, schlanke, noch jugendliche Person, deren blasses Gesicht angenehm aus den enganliegenden schneeweißen Binden blickte. Melisende faßte sich ein Herz, sie schritt auf die Unbekannte zu, die ihr freundlich entgegenkam — sie blickte sie an und stürzte mit dem Schrey: Veronika! vor Schrecken betäubt zu der Oberinn Füßen.

Als sich ihre verworrenen Gedanken wieder ordneten, vernahm sie Veronika's Stimme, die sanft und freundlich sagte: Steht auf, edle Frau, und gebet keiner unzeitigen Furcht Raum! Es

freuet mich, euch bey uns zu sehen, obwohl ich die traurigen Ereignisse beklagen muß, welche euch hierher geführt.

So haßt ihr mich nicht? So könnt ihr der Verbrecherinn verzeihen, die sich so ungeheuer an euch versündigt hat? stammelte Melisende, indem sie sich, von der Pförtnerinn und einer andern Nonne unterstützt, mühsam erhob, und todtenbleich mit gesenktem Haupte und zitternd mit gefalteten Händen vor derjenigen stand, in der sie eine schwerbeleidigte Feindinn vermuthen mußte.

Was geschehen ist, antwortete die Äbtissinn sanft, ist nicht ohne Gottes Zulassung geschehen. Er bedient sich unsrer eignen Schwächen, er bedient sich fremder Leidenschaften und Begierden, um uns zu bessern und zu ihm zu führen. So, Frau von Pottendorf, hat die Zeit und meine Erfahrung mich das betrachten gelehrt, was damahls zwischen uns vorgefallen ist; so bitte ich auch euch, es anzusehen. Und daß es mir nicht schlimm ergangen, daß Gott mich über mein Verdienst gesegnet hat, beweiset euch der Platz, auf den sein Wille und die gute Meinung meiner Mitschwestern mich Unwürdige gestellt.

Während dieser Rede hatte Melisende Zeit

gehabt, sich allmählig zu fassen. Sie blickte in Veronika's blasses aber freundliches Antlitz. Die Ruhe eines gottergebenen Gemüthes lag wie ein Frühlingsmorgen über diesen angenehmen Zügen, und selbst der würdevolle Anzug, der ihren Rang unter den Schwestern bezeichnete, und das glänzende Kreuz auf der Brust, erhöhte das Gefühl geheimer Scheu, mit dem Melisende sie betrachtete, und das selbst vor der Äbtissinn gütigem Benehmen nicht wich.

Am andern Morgen schon ward die Einkleidung vorgenommen. Zum letztenmahle erschien Melisende in weltlichen Kleidern, und wie der Gebrauch und ihr eigener Sinn es wünschte, in fürstlicher Pracht. Zum letztenmahle hatten ihre sie geleitenden Zofen kostbare Perlen und Edelsteine durch ihre zierlich geflochtenen Haare geschlungen, und ein Barett von himmelblauem Sammt, mit wallenden Federn, darauf gesetzt; zum letztenmahle umfloß ein weißer Seidenstoff, reich mit Silber eingewirkt, den majestätischen Wuchs, und ein Oberkleid, von der Farbe des Kopfputzes, himmelblau und mit reichen goldnen Zügen durchwirkt, wallte in schweren Falten zu ihren Füßen nieder. Es war derselbe Anzug, den sie an jenem festlichen Tage getragen, an

welchem ihr Unglück begonnen hatte, bey Friedrichs Wehrhaftmachung. Deutungsvoll hatte sie ihn für diesen Tag bestimmt, und beschlossen, ihn, so wie sich selbst, dem Himmel zu opfern, denn der Schmuck der geistlichen Braut gehörte dem Kloster. Ein Paar Klosterfrauen traten in die ihr angewiesene Zelle, um sie abzuhohlen, denn der Canonicus, welchen der Bischof von Passau als seinen Stellvertreter zu der Ceremonie abgeordnet hatte, stand schon in seinem kirchlichen Anzug am Hochaltar. Sie erstaunten, eine Königinn zu erblicken, wo sie eine ängstliche Novize zu finden erwartet hatten. Melisendens majestätische Gestalt, ihre Schönheit, welche der lange Gram nicht hatte zerstören können, und die Pracht ihres Anzugs überraschten die guten Schwestern. Ehrerbiethiger als sie gewollt hatten, geleiteten sie die griechische Fürstentochter hinüber in den Chor, wo bereits die Äbtissinn an der Spitze ihres ganzen Convents ihrer harrte. Auch Veronika war heute in großem aber frommem Staat. Ein längerer Schleyer von zarterem Gewebe schloß das jugendliche Gesicht ein und wallte über die schmalen Schultern, ein Gewand von feinem, beynahe seidenähnlichem Stoffe umgab die schlanke Gestalt, eine stattliche

Schleppe folgte ihren Tritten, und ein Kreuz von schimmernden Edelsteinen schmückte heute statt des einfachen goldnen ihre Brust. Aber schöner und würdiger als alle diese irdischen Zierrathen erglänzte in den zarten Zügen, in dem Aufblick der frommen Augen der Ausdruck himmlischer Freude über die den Fallstricken der Welt und der Leidenschaften entronnene Seele der neugewonnenen Schwester. So wie Veronika über Melisendens prächtigen Anblick einen Moment erstaunte, so fühlte diese die Macht des reinen Bewußtseyns und der gottgeweihten Unschuld, welche sich in Veronika's Zügen wie in einer Verklärung aussprach. Unwillkührlich sank sie zu ihren Füßen und es drängte sie ein inneres Gefühl, ihrer ehemahligen Schuld eingedenk, sich derselben öffentlich anzuklagen. Die Äbtissinn eilte ihr zuvorzukommen, aber Melisende bath mit eben so demüthigen als eindringenden Worten, ihr diese Beruhigung nicht zu versagen, ehe sie das sehnlich gewünschte heilige Kleid empfing, daß es Veronika endlich gestattete, und nun legte Melisende ein lautes Bekenntniß ihres damahligen Vergehens vor den versammelten Schwestern ab, klagte sich ihres gewissenlosen Verfahrens gegen Veronika ohne Schonung an, und bath zuletzt

mit Thränen unverstellter Reue nicht nur die Äbtissinn, sondern den ganzen Convent um Verzeihung ihrer schweren Schuld.

Der Anblick der königlich geschmückten Frau, die hier mit aller ihrer irdischen Hoheit im Staube dalag, ihre Vergehungen demüthig bekannte, und die von ihr beleidigte Vorgesetzte mit wahrer Reue und Thränen um Verzeihung bath, bewegte alle Anwesenden. Veronika konnte sich des Weinens nicht enthalten, tief gerührt trat sie zu der Knieenden, reichte ihr freundlich die Hand, versicherte sie, daß sie längst Alles vergessen habe, und dieß hiermit vor dem ganzen Convent feyerlich versichere, so wie sie hoffe, Gott werde ihr und Melisenden und jedem armen fehlbaren Menschen gnädig verzeihen.

Jetzt erhob sich Melisende, und zum ersten Mahle nach langer Zeit strahlte ein freudiger Ausdruck aus ihrem dunkeln Auge. Ganz erfüllt mit der ernsten Ceremonie, zu welcher sie hier war, eilte sie nun, mit Hülfe der Schwestern sich des irdischen Staates zu entkleiden, und eine derselben trug den Schleyer, der Melisendens Haupt umhüllen sollte, zum Altar hinaus, damit der Stellvertreter des Bischofs ihn weihe. Dieß geschah unter frommen Gebethen. Indessen

hatte Meliſende ihre prächtigen Gewande und das Federbarett eilig abgeſtreift, der Schmuck wurde aus ihren Haaren gezogen, die Flechten gelöſet, die reichen dunkeln Locken ſanken unter der Scheere, man umhüllte ihre Geſtalt mit dem Kloſtergewand, das ſie begierig ergriff, und ſich nicht ſchnell genug damit anthun zu können ſchien. Dann brachte man den geweihten Schleyer, ſie knieete vor Veronika nieder, und Beyde ergriff die Erinnerung, wie vor Jahren, unweit der Stelle, wo ſie ſich jetzt befanden, Veronika in jener Nacht des Truges und der Verwirrung Meliſenden ebenfalls in die Ordenstracht gekleidet, und als ſie ſie angezogen ſah, mit frommem Herzen gewünſcht hatte, ſie möchte dieſe Kleider behalten und des Friedens theilhaft werden können, der aus ihnen über das Gemüth der Novize gekommen war. Nun geſchah mit heiligem Ernſte, was damahls frevelnder Trug von Meliſendens Seite war, und dieſe Erinnerung erhöhte das Gefühl ihrer Reue und den Wunſch, mit dem abgelegten Kleiderprunk auch allen Fallſtricken gefährlicher Leidenſchaften auf immer entgangen zu ſeyn.

Es begann nun ein neuer Lebenslauf für Meliſenden, aber ſie ſchien auch ein neuer Menſch

zu seyn. Mit heißem Eifer trat sie ihre oft beschwerlichen Pflichten und Arbeiten an, gönnte sich keine Ruhe, selbst die nicht, die ihr nach den Regeln des Hauses erlaubt war, versagte sich die kleinen und seltenen Freuden, welche ihre Mitschwestern erheitern durften, und verdoppelte die Anstrengungen und schweren Übungen, welche Jeder theils befohlen, theils nach eigenem Antrieb auferlegt waren. So wie immer, handelte sie auch jetzt mit heftigem und leidenschaftlichem Gefühle, das seinen Gegenstand gewechselt zu haben, und statt des mit strafbarer Empfindung geliebten Mannes den Himmel erfassen zu wollen schien. Dennoch gelang dieß nicht. Verrätherisch erwachten Erinnerungen und Bilder in ihrer Brust, ihre Gedanken schweiften aus dem Umkreis der engen Zelle hinaus, und mit Schrecken ward sie dann gewahr, wie unendlich weit sich, ohne es zu ahnen, ihr Geist oft von dem Inhalte ihres Gebethes oder ihrer Betrachtung entfernt hatte. Dann fühlte sie die brennendste Reue, dann verdoppelte sie ihre Büßungen und Casteyungen, und wünschte nur mit heftiger Sehnsucht die Rückkehr des frommen Pater Chrysostomus, der ihr die Dispens des Bischofs vom Probejahre, und die Erlaubniß,

die unwiderruflichen Gelübde abzulegen, bringen sollte, um zwischen ihr und der Welt und allem, was diese enthielt, eine unübersteigliche Scheidewand aufzuführen, hinter der sie allein sich sicher glaubte.

Während dieser Zeit hatte sie auch von einigen der älteren Chorfrauen Auskunft über das eingezogen, was mit Veronika damahls geschehen war, als sie dieselbe in jener verbrecherischen Nacht in der Kirche bey der Todtenwache eingeschlossen zurückgelassen hatte. Die Unglückliche hatte mit bangem Herzklopfen Melisendens Wiederkehr und die Rückgabe ihrer Schlüssel erwartet, und schon hundertmahl bereut, sie ihr übergeben, und die ihr auferlegte Pflicht versäumt zu haben. Als aber die Zeit, welche ungefähr nothwendig war, um den Weg zum Meierhofe hin und her zu machen, längst verstrichen war, da befiel die Novize zuerst der ängstliche Gedanke, ob der Fremden auf dem schauerlichen Wege nicht vielleicht ein Unfall zugestoßen sey, und erhöhte ihre vorige Bangigkeit und die Furcht vor Entdeckung. Denn an den Schlägen der Klosteruhr konnte sie berechnen, daß nun bald die Zeit der Ablösung seyn, und eine andere Nonne an ihre Stelle treten werde. Und Melisende war noch nicht zu-

rück! — Sie stand daher auf, durchschritt unter bangem Schauer die lange dunkle Kirche, und wollte durch die Thüre, aus welcher Melisende sich entfernt hatte, ihr nachfolgen, um sie zu suchen, und zu sehen, was ihr vielleicht widerfahren war. Sie fand sie zu ihrem Schrecken verschlossen. Von verdoppelter Angst getrieben, eilte sie nun zum Hochaltare hinauf, zu der Thüre des Chors, durch welche Melisende eingetreten war und auch die Klosterfrau, die sie ablöste, kommen mußte. Auch diese war verschlossen. — Das hatte also Melisende mit Vorbedacht gethan! Und was war ihre Absicht? was war geschehen? Diese Vorstellungen folgten mit Schnelligkeit sich in Veronika's Geist, ein Blitz erhellte das Gewebe von Lug und Trug, mit dem man sie umsponnen und ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte. Die Folgen dieser That erschienen im furchtbarsten Lichte vor ihr, ihre Besinnung erlag so vielen auf sie einstürmenden Schrecken, sie verlor das Bewußtseyn, und sank ohnmächtig auf den Stufen des Altars nieder.

Die ablösende Chorfrau kam an die Thüre des Chors, und war erstaunt, sie verschlossen zu finden. Sie schrieb das der bekannten Ängstlichkeit der Novize zu; sie pochte, sie rief, es regte sich

Niemand in der Kirche. Der Gedanke, daß das junge Mädchen eingeschlafen seyn mochte, erschien nicht unwahrscheinlich. Die besonnene Frau verließ also diese Thüre, und schritt den Kreuzgang hinab zu dem untern Eingang. Auch dieser war verschlossen. Kein Pochen, kein Rütteln rief die Novize herbey. Das befremdete die Chorfrau sehr, und sie eilte nun ins Kloster zurück, um es zu melden, und die Hauptschlüssel zu fordern. Die Novizenmeisterinn und ein Paar Laienschwestern begleiteten sie, man schloß auf, und fand Veronika leblos und erstarrt, einer zweyten Leiche gleich, unweit des Sarges am Boden liegen. Man trug sie zurück, der Vorfall brachte das ganze Haus in Bewegung, die Äbtissinn eilte herbey, mehr als eine Stunde verging, ehe man das Mädchen zum Leben erwecken konnte, und als sie zu sich kam, als sie sich im Kreise ihrer Mitschwestern, von ihrer Liebe und Sorgfalt umgeben sah, da fiel das Bewußtseyn ihrer Schuld mit neuer Schwere auf ihr Herz. Sie wollte sprechen, sie wollte sich anklagen, aber sie vermochte es nicht. Einzelne Laute des Schmerzes waren alles, was sie hervorbringen konnte. Die Novizenmeisterinn, viele der ältern Nonnen, die von jeher dem frommen Kinde gut gewesen wa-

ren, suchten sie zu beruhigen. Diese Bemühungen schienen Veronika's Angst und Unruhe zu verdoppeln. Endlich gewann sie so viel über sich, um mit höchster Anstrengung die Worte: Thorschlüssel! — Melisende! — hervorzustoßen, dann umfing neue Nacht ihre Sinne. Eine Spur von Licht schien sich zu zeigen, die Oberinn sandte sogleich nach Melisendens Gemächern, sie waren verschlossen, und als man sie öffnete, leer. Eine der Nonnen eilte in die Kirche hinab, wo Veronika die Thorschlüssel bey sich gehabt; sie fanden sich, trotz des sorgfältigsten Suchens, nicht. Nun fing erst die rechte Unruhe und Verwirrung im Kloster an. Nachforschungen wurden angestellt, es wurde in den Meierhof gesandt, die Wahrheit halb entdeckt, halb errathen. Am andern Morgen wurde Melisenden nachgesetzt, die Oberinn glaubte das der Ehre des Klosters und ihrer Familie, besonders dem Neffen, schuldig zu seyn, der seine Frau ihrer Obhuth anvertraut. Über die Meierleute erging ein strenges Gericht. Veronika entzog eine schwere Krankheit, die Folge der ausgestandenen Erschütterungen, der strengen Strafe, die sie ohne Zweifel getroffen, und der sie sich, im Gefühle ihres Vergehens, willig unterworfen haben würde. Es vergingen Wochen, ehe

ihre wiederkehrende Besinnung und Kraft ihr erlaubte, der Novizenmeisterinn, die sie wie eine Mutter verehrte, den ganzen Zusammenhang der unglücklichen Begebenheiten zu erklären. Indessen hatte man im Kloster bereits erfahren, wo Frau von Pottendorf sich aufhielt, und dieß erklärte hinreichend alles, was in ihrem Benehmen noch hätte zweifelhaft seyn können. Als Veronika sich ganz genesen fühlte, war es ihr Erstes, sich der Äbtissinn zu Füßen zu werfen, ihre Schuld ausführlich zu bekennen, und sich eine recht genügende Strafe auszubitten.

Der Unwille der Äbtissinn hatte sich längst gegen einen andern Gegenstand gekehrt; sie sah in Veronika nur ein gemißbrauchtes Werkzeug, sie zürnte ihr nicht mehr, aber sie unterwarf sie doch, der Klosterzucht wegen, und weil die Arme selbst darum flehte, einer ziemlich strengen Buße. Veronika übte sie mit Freuden, sie sah darin das Mittel, ihr Gewissen zu beruhigen, sie that alles mit Geduld, Freudigkeit und Liebe, und erwarb sich eben durch die Art, wie sie ihren großen Fehl abbüßte, die Achtung und das Wohlwollen des ganzen Klosters. Bald darauf kam die Zeit, ihre Gelübde abzulegen; sie trat in die Reihe der Chorfrauen, und erbaute Alle

durch ihren Wandel und ihre innige Frömmigkeit, so wie ihre Klugheit und stille Gewalt über sich selbst ihr auch bald unmerkliche Gewalt über Andere gab. Nun stieg sie schnell, und für ihre Jugend mit seltenem Erfolge von Stufe zu Stufe in den Würden des Klosters, und als vor wenigen Wochen die Oberinn das Zeitliche gesegnet hatte, fielen die Stimmen des Convents bey der Wahl eines neuen Oberhaupts beynahe einstimmig auf Veronika. Frangepani fand zu seiner Verwunderung, als er das zweyte Mahl im Kloster erschien, um Melisendens nahe Ankunft zu melden, diese Veränderung; denn er hatte kurz vorher noch mit Pottendorfs Muhme verhandelt, und in dieser eben so viel Erstaunen, als eine heimliche nicht ganz lobenswürdige Schadenfreude erregt, daß sie nun die Sünderinn, welche sich an ihr, an ihrem Neffen, und der Ehre des Klosters so unverzeihlich vergangen, in ihre Macht bekommen sollte. Diese Regung war dem Geistlichen nicht entgangen, aber er war noch betroffener, diejenige jetzt als Haupt der Schwesterschaft zu finden, die, wie er aus Melisendens Geständnisse erfahren hatte, von dieser aufs tödtlichste beleidigt worden war. Veronika's Betragen, ihre ganze Art zu seyn, endlich ihre Äuße-

rungen entfernten bald seine Sorge, und es freute ihn, das Loos der Zerknirschten und Gedrückten von dieser Seite erleichtert zu wissen. Doch wollte er ihr das nicht selbst ankündigen, und so erfuhr Melisende diese wichtige Veränderung erst durch Veronika's Anblick.

Aber sie erfuhr auch die Würde und Trefflichkeit von Veronika's Gesinnung immer mehr, so wie sie länger unter ihrem Einflusse stand. Ohne eine Zärtlichkeit zu heucheln, die sie für Melisenden nicht empfand, wendete sie doch alle Sorgfalt einer Mutter, und alle Aufmerksamkeit einer verständigen Vorgesetzten auf die ihrem Schutze Übergebene. Sie bemerkte bald die übermäßige Strenge, deren sich Melisende befliß, und erkannte aus allem, was sie sah, daß diese Abtödtungen ihrer Gesundheit Gefahr drohten. Da ihr alle frühern Verbindungen und Gesinnungen der neuen Novize bekannt waren, schien es ihr nicht unglaublich, daß sich hinter diesen harten und unerbittlichen Casteyungen nicht bloß reuige Gesinnungen, sondern wohl ein düsterer Vorsatz verbergen könnte. Sie ließ sie daher rufen, redete ihr liebreich und mit schwesterlicher Güte zu, und da der Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprach, und Melisende fortfuhr, durch Wachen,

Fasten, selbst auferlegte Qualen und überstrenge Arbeiten in ihre Gesundheit zu stürmen, verboth sie ihr dieß Übermaß unter geistlichem Gehorsam. Melisende versuchte Vorstellungen gegen der Äbtissinn Geboth, und diese verwies sie auf Pater Chrysostomus Ankunft, den man von Passau jeden Tag im Kloster zurück erwartete. Melisende mußte sich ergeben, aber der Unmuth, mit dem sie es that, und der Widerwille, welcher sich in ihrer Brust gegen ihre Vorgesetzte regte, die ihr den Weg des Heils verschließen, oder doch durch unzeitige Milde erschweren wollte, hätte sie überzeugen können, wie weit sie noch von jener Gottergebenheit und Selbstverläugnung entfernt war, die ihr allein wahren Frieden zusichern konnte.

Die Verlobungs-Feyerlichkeiten gingen während denselben Tagen, in welchen Melisende der Welt auf ewig Lebewohl gesagt hatte, in Wels mit königlichem Glanze vor sich. Herzog Friedrich hatte die junge liebliche Braut ganz nach seiner Erwartung gefunden, die ihrige war durch die ungemeine Pracht, womit der Bräutigam vor ihr erschien, durch seine ritterliche Gewandtheit bey den Rennen und Stechen, durch die zarte

Aufmerksamkeit und die Liebenswürdigkeit seines Betragens weit übertroffen. Auch der alte Herzog war ganz durch ihn gewonnen, und manches, was Friedrich früher durch Unterhandlungen nicht erhalten hatte, wurde jetzt der einnehmenden Persönlichkeit des künftigen Schwiegersohnes gewährt. Er fühlte das recht wohl, es vermehrte das stolze Bewußtseyn seiner Macht über Andere, die ihm nicht bloß Geburt und Erbrecht, die ihm auch sein eigenes Selbst gab, es erweiterte seine Wünsche und Forderungen, und fachte neue Flammen des Ehrgeitzes in seiner Brust an.

Mitten in diesen glänzenden glücklichen Tagen gelangte durch einen Rittersmann, der, etwas verspätet, von Wien erst jetzt heraufzog, um noch an den letzten Festen und Herrlichkeiten Theil zu nehmen, die Nachricht von Melisendens Einkleidung nach Wels. Der Herzog saß eben an der Tafel neben der holden Braut, und flüsterte in zärtlichem Gekose mit ihr, als jene Neuigkeit erzählt, und von allen, welche die neue Klosterfrau früher kannten, mit Erstaunen gehört wurde. Auch Friedrich vernahm sie, und sein Gewissen schlug ihn mitten in seiner Herrlichkeit; er hörte, daß die Einkleidung vor wenig Tagen vorgegangen, ja, daß die Frau von

Pottendorf genau an demselben Tage, an welchem er die Brautfahrt angetreten, nach St. Pölten gelangt war, und er konnte sich Alles recht wohl deuten. Er war nicht sogleich im Stande, dieses verwirrenden Eindrucks Herr zu werden. Unrecht hatte er einmahl gegen sie gehabt, nicht allein als er ihre zu kühnen Erwartungen auf seine Hand nicht erfüllt, sondern hauptsächlich damahls, als er sich ihr, der Gemahlinn eines andern würdigen Mannes, mit unrechtmäßiger Leidenschaft genähert. Nun hatte sie sich in der Blüthe der Jahre, wohl noch mit glühender Liebe im Herzen, selbst ins Kloster begraben — und war er denn versichert, daß das ewige Heil ihrer Seele nicht bey einem Schritte gefährdet war, zu dem kein frommer Beruf, zu dem Verzweiflung und Trotz sie getrieben? Das verstimmte ihn mächtig, seine Begleiter verstanden sehr wohl die Veränderung zu deuten, welche sich in seinen Zügen aussprach; die Braut bemerkte sie auch, ohne sie deuten zu können, aber es beunruhigte sie, und die rücksichtslose Heiterkeit des Mahls war für Beyde gestört.

Lange hielt diese Verstimmung nicht an, und wie eine leichte Wolke am schönen Sommertage über das Antlitz der Sonne läuft, für einen Au-

genblick tiefe Schatten verbreitet, aber gleich wieder den lebhaften Strahlen weicht, so verflog schnell aus Friedrichs fröhlich aufgeregtem Gemüthe die trübe Erinnerung. Seine verdoppelte Zärtlichkeit verlöschte bey der holden Braut jeden aufsteigenden Zweifel, und es schien, als ob die kleine Störung den Genuß der nachfolgenden Freuden erhöhen sollte. Es waren noch einige festliche Tage, Kämpfe zu Fuß und zu Roß, eine Mummerey und andere Ergötzlichkeiten vorausbestimmt, womit Herzog Otto von Bayern und Friedrich von Österreich sich gegenseitig zu ehren und zu überbiethen gesonnen waren. Rücksichtslos überließ sich das beglückte Brautpaar allen diesen Herrlichkeiten, und die düstere Erschütterung, welche vor einigen Tagen mahnend an ihre Seelen gerührt hatte, war bereits vergessen, als eine wichtigere und dauerndere plötzlich dazwischen trat. Ein eiliger Bothe aus Wien, den Bernhard von Preußl an den Marschall von Künring gesendet hatte, brachte die Nachricht von dem wirklichen Einfalle der Mongolen in Ungarn, den man schon seit langem gefürchtet, und diese Furcht allzu voreilig aufgegeben hatte, als ihr verheerender Strom eine andere Richtung gegen Pohlen und Schlesien genommen.

Nun war ein unzählbares Heer (Geschichtschreiber gaben es später auf 500000 Mann an), an der ungarischen Grenze erschienen, hatte die Verhaue, welche der König gegen diese Gefahr hatte anlegen lassen, durch die Überzahl thätiger Hände aller Orten zerstört, den Palatin des Reiches, der sich an der Grenze ihrem Eindringen widersetzt, in einer blutigen Schlacht überwunden, und nichts konnte ihre weitern Fortschritte über das unglückliche Land, das ihnen offen stand, hemmen. Das war die Nachricht, welche den Herzog aus dem Arme der Liebe und Freude aufschreckte, und ihn zwang, alsogleich aufzubrechen, und nach Wien zu eilen. War gleich Bela nicht bloß ein gefürchteter Nachbar, sondern auch ein persönlicher Feind des Herzogs, so mußte bey der Gefahr, welche Österreich und der gesammten Christenheit durch diese Barbaren drohte, jede andere Rücksicht schweigen. Dieß erkannte Friedrich hell und gebiethend, und sein Entschluß war gefaßt, nicht bloß seine Länder zu schirmen, sondern, wenn es der Drang der Umstände forderte, auch Bela mit allen Kräften, die ihm zu Gebothe standen, zu unterstützen. Er sprach mit Herzog Otto darüber, beurlaubte sich von der lieblichen Braut, die ihn mit Thränen

und Segenswünschen entließ, und trat, von allen seinen Rittern begleitet, den Rückweg nach Wien an.

Auf dem Wege theilte der Herzog dem Marschall von Künring seine Ansicht und den Vorsatz mit, dem Könige seine Hülfe anzubiethen. Ich hege nur eine Besorgniß, fuhr er fort, ob Bela mich auch gern in seinem Reiche erscheinen sehen, ob sein altes Mißtrauen nicht erwachen wird?

„Unstreitig wird er jener alten Zeit gedenken, aber auch eurer Tapferkeit, eurer Macht. Woher soll ihm Hülfe kommen, wenn nicht von euch? Der Kaiser, an den er sich gewendet in seiner Noth, hat zu viel mit seinen Italischen Fehden und dem Papste zu thun, um sich Deutschlands und seiner benachbarten Fürsten anzunehmen. Der König von Böhmen hat schöne Versprechungen gemacht, und ist mit seinen Schaaren an seinen Marken stehen geblieben."

Dem kann ich es nicht verdenken, wenn er sich nicht weiter wagt. Er hat diese furchtbaren Mongolen in seinen Ländern gesehen. Sie haben Schlesien und Mähren zur Wüste gemacht, und nur die Tapferkeit des Jaroslaw von Sternberg hat Ollmütz gerettet, und zuerst gezeigt, daß es möglich sey, diese unüberwundenen Horden zu

besiegen. Darum möchte ich hin nach Ofen, ich möchte Bela meinen Muth und meine Vorstellung von der Art, wie diese Heiden allein zu überwinden sind, mittheilen, ihn bereden, alles Frühere zu vergessen, und jetzt gemeinschaftlich in der gemeinschaftlichen Gefahr zu wirken. Aber ich sorge, er nimmt es nicht gut auf, und ich vermehre seine alte Angst vor den Mongolen mit der vor mir.

„Das sorge ich nicht. Geht immer, gnädiger Herr! Ihr wißt nicht, welchen Nahmen euch eure Standhaftigkeit im Unglücke, und eure Großmuth nach euren Siegen gemacht. Ich bin überzeugt, Bela weiß dieß so gut, als es der Kaiser, der Böhmenkönig und die ganze Welt weiß, und er wird dem gemäß handeln."

Künring hatte nicht geirrt. Der Herzog war kaum in Wien und in seiner Burg angelangt, als ihm die Nachricht entgegenkam, die Königinn von Ungarn sey unter dem Geleite des Bischofs von Waizen und mehrerer vornehmen Geistlichen mit ihrem kleinen Sohne Stephan und allen Schätzen des Königs auf dem Wege nach Österreich, um sich in des Herzogs Schutz und Obhuth zu begeben. Lächelnd sah Künring seinen Herrn an, dessen Gesicht eine freudige Röthe

überflog; dann befahl er sogleich frische Pferde stattlich aufzuschmücken, und eilte, von Künring und andern seiner vornehmsten Großen in glänzendem Staate begleitet, auf den Weg nach Preßburg, um seine erhabenen Gäste geziemend zu empfangen. Maria, die Königinn, nahm mit großer Zufriedenheit dieß anstandsvolle Entgegenkommen auf, es beruhigte sie ungemein, denn ihr Gemüth war nicht ohne Besorgnisse über ihre Aufnahme in Wien gewesen. Nun trat sie dem Herzoge zwar tiefbekümmert über die Lage ihres Gemahls und ihres Reiches, aber mit froher Zuversicht entgegen, und mahnte ihn sogleich daran, wie sie schon einmahl vor langen Jahren, als er, der Herzog, noch ein Knabe gewesen, sammt ihrem Gemahle in Österreich bey seinem erlauchten Vater Schutz gesucht, und gefunden. Friedrichs Betragen gegen die Königinn und ihre Begleiter verscheuchte bald jeden Schatten von Besorgniß; er ließ sich von Marien und dem mitgekommenen Bischofe den eigentlichen Stand der Dinge in Ungarn schildern, er vernahm, daß man ihn mit Vergnügen dort erwarten würde, als Helfer und Retter, und er ließ sich nur so viel Zeit, um die Königinn geziemend in seine Burg zu führen, und sie Margarethen zu empfehlen. Dann

brach er mit einer Anzahl Ritter und dem kleinen Heere, das er in der Eile zusammenraffen konnte, schnell auf, um sobald als möglich nach Ungarn zu gelangen.

Die Schlacht gegen die Mongolen bey Liegnitz in Schlesien war vorüber. Herzog Heinrich von Breslau war im Kampfe als Streiter für die Christenheit, für die Menschheit gegen Heidenthum und Barbarey gefallen, mit ihm die Blüthe des schlesischen Adels; vier und dreyßig Rothkirche, drey Wrbna, eine große Anzahl deutscher Ritter lagen todt auf dem Schlachtfelde. [1]) Zum Andenken dieses unglücklichen und doch rühmlichen Kampfes wurde das Kloster Wahlstatt gestiftet, das in unsern Tagen einer ebenfalls denkwürdigen Schlacht seinen Nahmen gab. So wie bey Liegnitz, fanden die wilden Horden, welche Pohlen ungehindert überschwemmt hatten, auch bey Breslau und Schweidnitz tapfern Widerstand. Sie erkannten, daß hier keine so leichten Siege für sie zu erkämpfen waren, und wandten sich, indem sie ihr Heer theilten, und in zwey gesonderten Haufen sich über Mähren und Ungarn ergossen.

In Mähren und Schlesien war der verwüstende Strom schon vorübergerauscht, und auch jene Theile von Pohlen, die an Schlesien grenzten, fingen an, sich nach der Entfernung der barbarischen Haufen zu erhohlen. Der Landmann kehrte zu der verlaßnen Hütte, zum zertretnen Felde zurück, er wagte es, jene auszubessern, dieß zu bestellen, und es verschwanden allmählig die Spuren jener Gräuel und Verwüstungen vom Angesicht jener Länder.

Eine der ersten Sorgen der Menschen in jener Zeit war auf ihre Gotteshäuser gerichtet. Diese wieder in würdigen Stand zu setzen, für die Abhaltung des Gottesdienstes, für die Unterkunft der Geistlichen Anstalten zu treffen, schien ihnen wichtiger und nöthiger, als wie Jeder sein Haus ausschmücke, und sich es in demselben bequem mache. Aus diesen Ursachen war wohl ein großer Theil der Wohnungen in Städten, Dörfern und in den Burgen kaum zur Noth hergestellt, als die Wallfahrtskirche zu Maria Czenstochow schon wieder in anständigem Schmucke prangte, die Geistlichen an den Altären Messe lasen und der Sorge für die Seelen oblagen, und Pilgrimme von nahen und fernen Orten herbeykamen, um wie sonst Trost und Hülfe bey der

Gnadenmutter zu suchen, oder für schon erhaltene ihre Gelübde abzuzahlen.

Da trat an einem heitern Wintermorgen, als die Sonne ihre Strahlen recht erfreulich durch die bunten Scheiben der hohen Fenster gerade auf den Hochaltar und den Priester warf, der dort das Meßopfer verrichtete, ein Pilger mit Hut und Stab in die untere Kirchthüre, sank, so wie er den heiligen Boden betreten, auf seine Knie, beugte das Antlitz in den Staub, und blieb eine Weile so liegen; dann richtete er sich auf, streckte die Hände, im inbrünstigen Gebethe gefaltet, zum Himmel empor, und zeigte in seiner ganzen Haltung eine große aber freudige Bewegung.

Es war ein Mann von hohem Wuchse, bleichem aber edlem Angesichte, das jetzt nur ein schneller Purpur der Freude röthete, und das eine tiefe Narbe, welche sich über die Stirne bis fast an das eine Auge zog, bezeichnete. So wie er am Eingange kniete, blieb er auch und hörte die Messe; dann erhob er sich und schritt die Kirche hinauf, die er nie gesehen zu haben schien, betrachtete aufmerksam die schönen Altäre, die frommen Bilder und Opfergaben, und verrichtete noch hier und da vor einem der Heiligen sei-

ne Andacht. Es waren mehrere Wallfahrter und Leute aus der Nachbarschaft zugleich mit ihm in der Kirche; Einige knieten in den Beichtstühlen und legten ihre Bekenntnisse ab, Andere gingen, so wie er herum, und betrachteten sich die Heiligthümer. Ein bejahrter Priester, der unter der Sakristeythüre stand, bemerkte den Pilger mit der Narbe. Seine Haltung, seine ganze Persönlichkeit schien dem Geistlichen einen Mann von Bedeutung anzukündigen; er näherte sich ihm, grüßte und fragte ihn in der Landessprache, ob er zum erstenmahle hier sey?

Der Pilger bejahte es in gebrochnem Pohlnisch; der Mönch erboth sich, ihm die Merkwürdigkeiten zu weisen, ging mit ihm, und hatte bey den einzelnen Altären und Bildern viel zu erzählen, wie wunderbar dieß oder jenes den Verwüstungen der Heiden entgangen, wie es von frommen Nachbarn gerettet, und wieder gebracht worden, wie manches die Kirche dem erneuten Eifer der Gläubigen nach ihrer Wiederherstellung danke. Unter diesen Gesprächen und Betrachtungen waren sie beynahe um die ganze Kirche herum bis zu einem der Seitenaltäre gekommen, wo der Pilger plötzlich betroffen stehen blieb. Sein Auge fiel auf ein Grabmahl, das

ganz neu und mit großer Zierlichkeit erbaut war. Er erkannte das Wappen des Hauses von Pottendorf, er las die Inschrift, die auf Latein und Pohlnisch in einer frommen Anrufung Gott um die Ruhe von Ritter Ulrichs abgeschiedner Seele und eine fröhliche Urstund anflehte, und den Wanderer aufforderte, für den Verstorbenen zu bethen. Abermahls röthete eine gähe Freude des Pilgers Gesicht, aber Betroffenheit und Erstaunen mahlten sich am sichtlichsten in demselben, und er wandte sich, nachdem er sich gefaßt, an den Geistlichen mit der Frage: Wer denn dieß Grabmahl hier habe errichten lassen?

Ein Schlesisches Fräulein, antwortete der Geistliche, für einen ihrer Verwandten, der im Kampfe gegen die heidnischen Preußen gefallen ist, und der deßhalb der geweihten Begräbnißstätte entbehrt. Da hat sie ihm nun hier ein Grabmahl erbauen lassen, und hat auch Seelenmessen dazu gestiftet, und unsre armen Heiligen gut bedacht.

Ein Schlesisches Fräulein? wiederholte jetzt der Pilger, der von dem, was der Geistliche noch sagte, wenig gehört hatte—und eine Verwandte des Ritters Ulrich, sagt ihr?

Ja, Herr! antwortete der Geistliche: — Es

wird jetzt wohl übers Jahr seyn, daß sie herüber kam aus der Gegend von Ratibor, wo sie lebt, und Bauverständige mitbrachte, und sich Risse vorlegen ließ —

Ich kenne diesen Ritter Ulrich sehr gut, unterbrach der Pilger, der stets mit seinen Gedanken beschäftigt schien, den Geistlichen: Er hat keine Verwandte, wenigstens in Schlesien durchaus nicht.

Wie mögt ihr doch so streiten! Warum sollte denn das Fräulein sich so bemüht, und einen so kostspieligen Bau geführt haben, wenn der Verstorbene ihr nicht recht nahe gestanden hätte?

Er ist aber nicht gestorben, antwortete der Pilger.

Nicht gestorben? entgegnete der Geistliche, und starrte voll Erstaunen den Fremden an: So ist zuletzt Alles eine Lüge?

Nicht Alles, hochwürdiger Herr! Es ist wahr, daß Ulrich von Pottendorf mit vielen andern Herren aus Deutschland, Böhmen und der Schweitz gegen die heidnischen Preußen gezogen ist; es ist wahr, daß er dort in einem sehr unglücklichen Gefechte zusammengehauen wurde, unter den Todten auf dem Schlachtfelde liegen blieb, und dadurch in die Gefangenschaft der Preußen gerieth.

Daher mag es auch kommen, daß ihn seine Freunde für todt hielten. Er lebt aber; er hat Unsägliches unter diesen Heiden ausgestanden, aber Gott und die heilige Jungfrau, der er sich verlobt hat, haben ihn erhalten, und ihm wieder zur Freyheit geholfen.

Nun, Gott sey Dank dafür! rief der alte Geistliche mit herzlicher Freude: Es ist mir allemahl lieb zu hören, daß ein Christenmensch nicht das Opfer dieser Heiden geworden ist. Und unser Fräulein von Kossenitz wird sich auch herzlich freuen, wenn sie es vernimmt. Ach, sie hat dem vermeinten Verstorbenen viel tausend Thränen nachgeweint.

Fräulein von Kossenitz? fragte der Pilger wieder verwundert: Ich kenne keine Person dieses Nahmens.

Ihr? Ihr? Ach, großer Gott! rief der Geistliche jetzt auf einmahl: Da fällt mirs ja wie Schuppen von den Augen — ihr seyd selbst dieser Ritter Ulrich!

Ihr habt es errathen, hochwürdiger Herr! und eben darum —

Dem wir ein Grab errichtet — für den wir Messen gelesen haben! fiel der Geistliche lachend ein: Das ist doch gar zu seltsam.

Laßt es euch nicht reuen, ehrwürdiger Vater, erwiederte Pottendorf: Die Messen, welche ihr für den Verstorbenen gelesen, sind dem Lebenden zu Guten gekommen. Ihr habt für mich gebethet, und Gott euch erhört. Doch nun werdet ihr mir doch glauben, wenn ich euch sage, daß dieß Fräulein von Kossenitz keine Verwandte meines Hauses ist, daß ich sie nicht kenne, ihren Nahmen nie gehört habe. Indessen wer sie auch sey, sie hat mich tief verpflichtet, und zu ihrem ewigen Schuldner gemacht; denn ihre Fürbitte war es gewiß, die mich in der harten Gefangenschaft der Preußen, bey dem Schmerz meiner schweren Wunden wunderbar erhalten und gestärkt hat, und so bin ich ihr auch meine Genesung und meine endliche Befreyung schuldig.

„Und wie wurdet ihr denn befreyt?“

Meine Gefangenschaft war sehr hart, wie ihr denken könnt, und die Behandlung noch härter. Oft glaubte ich, ja, ich darf wohl sagen, oft hoffte ich, meine schweren Wunden, die gar nicht gepflegt wurden, würden bald das Ende meines Lebens, und somit auch das Ende meiner Qualen herbeyführen. Indeß Gottes Wille war anders, als der meine; ich genas langsam, aber zusehends, und sobald ich glaubte, meinen Kräf-

ten vertrauen zu können, sann ich auf Mittel zur Flucht, denn bey meinen barbarischen Herren, die mich und meine Mitgefangenen nicht viel anders als ihr Vieh achteten, glaubte ich mich an keine Gesetze des Krieges und der Ehre gebunden.

„Das versteht sich, es sind ja Heiden, und schon darum keiner Rücksicht werth.“

Ich wußte, daß eine kleine christliche Burg in der Nähe war, in welcher einige deutsche Ritter mit einer Anzahl von Knechten zur Grenzhuth gegen die Preußen lagen. Dorthin richtete ich meine Hoffnungen und meine Absicht. Ich flehte Gott um seinen Beystand an, und wandte mich an die heilige Jungfrau um ihre Fürbitte. Ich gelobte, zu ihrer Kirche hier in Czenstochow zu pilgern, und wenn es mir gelänge, wieder nach Hause und zu meinen Besitzungen zu gelangen, das Gotteshaus dankbar und ansehnlich zu bedenken. Seht, hochwürdiger Herr, Gott und die Gnadenmutter, die ich noch nie vergebens in meinen Nöthen angefleht, haben mich auch hier nicht verlassen. Ich hatte viel zu wagen, und Unsägliches auszustehen, aber endlich gelangte ich doch an mein Ziel. Ich erreichte die kleine Feste, ich gab mich dem Ritter von Salza, der sie be-

fehligt, dem Bruder des Heermeisters, zu erkennen —

„Der wird erstaunt seyn, wie ich es war.“

Er hatte mich für längst begraben gehalten, er glaubte seinen Augen kaum; aber als er endlich nicht mehr zweifeln konnte, da nahm er mich aufs liebreichste auf, ließ meiner wie ein Bruder des andern aufs beste pflegen, und wahrlich, meine damahls noch nicht ganz geheilten Wunden, und was ich bey der Flucht ausgestanden, machten mir Ruhe und Erhohlung nothwendig. Nun bin ich aber, Gott und den guten deutschen Herren sey es gedankt, vollkommen hergestellt, und nun habe ich mich, von ihnen mit allem reichlich versehen, was zur Fortsetzung meiner Reise nothwendig war, sogleich auf den Weg nach diesem Wallfahrtsorte gemacht, um wenigstens Einen Theil meiner Verpflichtungen mit Dank abzutragen.

Der Geistliche lobte des Ritters frommen Sinn, und lud ihn ein, ein Paar Tage in dem Kloster, zu dem er gehörte, zu verweilen, wo seine Mitbrüder sich sehr freuen würden, die Geschichte seiner Gefahren und seiner Rettung zu vernehmen. Aber Ulrichs Wunsch stand nach dem Vaterlande, und er eilte, nach Hause zu gelan-

gen, um sich seinem Lehensherren je eher je lieber vorzustellen; denn er besorgte mit Recht, der Herzog möchte über seine Güter verfügen, oder vielleicht schon verfügt haben. Dennoch, so angelegen er seine Rückkehr betrieb, konnte er doch dem Verlangen nicht widerstehen, sich genauer um das Fräulein von Kossenitz, ihren Aufenthalt, die Lage des Orts u. s. w. zu erkundigen; denn, wenn dieser anders nicht zu weit entlegen war, stand der Vorsatz fest in seiner Seele, hinzuziehen, und dem gütigen Wesen, das ihm so viele Treue und Liebe erwiesen, als es sich überzeugt hielt, er könne es ihm nie vergelten, seinen Dank abzustatten.

Der Geistliche berichtete alles, was er von diesem Fräulein, ihrem Großvater und der Burg, worauf Beyde lebten, in Erfahrung hatte bringen können. Ulrich vermochte zwar nicht deutlicher in diesem räthselhaften Verhältnisse zu sehen; das aber erfuhr er, und es freute ihn sehr, aus der Beschreibung der Lage ihres Wohnorts, daß er, trotz der Eile, mit der er seine Reise fortzusetzen wünschte, denselben ohne großen Umweg und Zeitverlust aufsuchen, und seine unbekannte Wohlthäterinn kennen lernen konnte. Er legte also, als er die Kirche verließ, sein Pilgergewand

ab, in welchem er zu Fuß, wie es sein Gelübde gefordert, den weiten Weg hieher gemacht, that wieder seine ritterlichen Waffen an, welche zwey Knechte, die ihn begleiteten, auf ihren Pferden führten, und trat dann seine weitere Reise in das Schlesische Gebirge an.

Auf der Burg des alten Ritters von Kossenitz ging es still wie in einem Kloster zu. Von einer ehemahls zahlreichen Familie hatte der Greis jetzt Niemand um sich als seine Enkelinn. Kränklich, und folglich oft mürrisch, war sein Sinn und die Einrichtung in seinem Hause nicht geeignet, um öfters Besuche anzulocken, die hier Unterhaltung oder fröhliche Genüsse suchten; dessen ungeachtet aber ward herzliche Gastfreyheit im Schlosse geübt, kein Pilger, kein armer Wanderer, kein reisender Ritter abgewiesen, jeder seinem Stande gemäß bewirthet, und jene, wenn es ihre Umstände heischten, oft mit einem guten Zehrpfennig oder andern nützlichen Gaben entlassen. Bertha sorgte für das Alles, aber sie sorgte auch dafür, daß ihr Großvater so wenig als möglich beunruhigt, und in der festen Ordnung, die sein Hausarzt, der Burgcaplan, ihm vorgeschrieben, gestört würde;

denn diese Ordnung und Ruhe allein fristete des Greises Leben. Die heftigen Erschütterungen, welche der Mongolen Einfall in dem ganzen Lande bewirkt, hatten sich nur in ihren letzten Bewegungen bis in diese Gebirge fortgepflanzt, keiner dieser asiatischen Unholde war in diese Gegenden gedrungen. Schrecken und Furcht war alles, was die friedlichen Bewohner derselben gelitten hatten, und auch diese verloren sich allmählig nach dem Siege bey Ollmütz. Nun war es wieder ganz still auf Kossenitz geworden, und der Winter, der allen geselligen Verkehr hemmte, oder doch erschwerte, vermehrte noch die gewöhnliche Einsamkeit, die ohnedieß hier herrschte. Berthas Leben floß in der größten Einförmigkeit, und nach einer streng geregelten Ordnung hin, welche durch ihres Großvaters kränklichen Zustand, durch seine Laune und lange Gewöhnung den Hausgenossen vorgeschrieben worden war, und pünctlich beobachtet wurde. Bertha hatte sich bald damit befreundet, sie fand sie allmählich wohlthuend, und ihr stilles Leid durch diesen regelmäßigen Tact des Lebens gleichsam in Schlummer eingewiegt. An Übung ihrer Thätigkeit und Selbstüberwindung fehlte es bey dem kranken und oft wunderlichen Greise auch nicht, und sie gewährte ihr den Ge-

nuß eines befriedigenden Bewußtseyns. Sie hatte Pflichten, und keine leichten, zu erfüllen; sie nützte, und ihr Nützen wurde dankbar, sowohl von dem Großvater als dem Hausgesinde, erkannt. Derjenige, dessen Besitz sie einst über das Loos der Sterblichkeit erhoben haben würde, wenn er ihr, und nicht einer Andern, leider Unwürdigen, bestimmt gewesen wäre; dessen Unglück ihre Ruhe gestört hatte, war nun ebenfalls allem irdischen Wechsel und Jammer entrückt, und konnte in den Auen des Friedens genau erkennen, wer es hiernieden am treuesten mit ihm gemeint. Daß seine durch den Martertod für den Glauben verklärte Seele sich unmittelbar zum Himmel geschwungen, war ihr mehr als wahrscheinlich; sollten aber noch irdische Schwächen und Fehle, von denen ja auch der Gerechte nicht frey ist, dem reinen Geiste ankleben, und noch des läuternden Feuers der Buße bedurft haben, so konnte sie ja hoffen, daß die Gebethe und Meßopfer, welche sie gestiftet, und die Bitten, welche sie täglich für ihn dem Himmel darbrachte, ihn bald aus seinem qualvollen Zustande befreyen, zum Anschauen Gottes und zur ewigen Seligkeit führen würden.

So saß sie an einem trüben Winter-Nachmittage in ihrer Stube am Erkerfenster, das die Aussicht über das Thal unter dem Schloßberge gewährte. Es war die Zeit, wo der Großvater nach der Mahlzeit zu ruhen pflegte, und Bertha benützte diese Muße zu Gebeth, zu Betrachtungen, oft auch zu Ergießungen ihrer Empfindungen, die sie auf ihrer Harfe in Töne kleidete. Um sie war Alles stille, nur das Feuer knisterte zuweilen im mächtigen Ofen, und draußen vor dem Fenster regten sich die leichten Schneeflocken, die gedrängt, aber still, durch die dämmernde Luft herabsanken, und sich auf die verhüllte Erde legten. Manche Gedanken, manche Erinnerungen gingen durch ihre Seele, sie griff in die Saiten, und sang dazu:

Wie oft hört' ich den Lenz erheben,
Mit seinen Blumen, seiner Luft,
Mit seinem neuerwachten Leben,
Das fröhlich schwellt des Menschen Brust!
Wie Vöglein in den Zweigen singen,
Der freye Bach durch's Grüne rauscht,
Auf Triften die Schallmey'n erklingen,
Und Alles Lieb' um Liebe tauscht!

Ja köstlich sind des Frühlings Spenden,
Doch ach wie flüchtig ihre Spur!
Kaum blüht der May an allen Enden,
So sengt des Sommers Gluth die Flur;
Und von viel tausend Hoffnungsblüthen,
Die oft ein einz'ger Baum genährt,
Was bleibt von früher Stürme Wüthen,
Vom Biß der Würmer unversehrt?

Nein, dieses Wechseln, dieses Schwanken,
Es sagt dem stillen Sinn nicht zu;
Der sehnet sich nach festern Schranken,
Und lobet sich des Winters Ruh.
Da ist kein Hoffen mehr, kein Zagen
Kein Spähen nach der Wolken Zug,
Und ohne Wunsch, wie ohne Klagen
Liegt Alles unterm Leichentuch.

Das sinket leis' und lind hernieder
Aus trüber Luft auf's starre Land,
Und hüllt der müden Erde Glieder
In reiner Unschuld Prachtgewand.
Und die darunter schlafend liegen,
Sie sind von Schmach und Banden frey,
Sie kann kein falsches Herz mehr trügen,
Sie schmerzt nicht mehr verrath'ne Treu.

Sie wohnen jetzt in sel'gen Auen,
In unzugänglich reinem Licht,
Sie können auf uns niederschauen,
Und wissen wohl, was uns gebricht;
Sie wissen, wer es redlich meinet,
Wer weder Trug noch Wanken kennt,
Sie wissen, wann der Tag erscheinet,
Der dort vereint, was hier getrennt.

Als sie geendet, trat der Diener mit der Ampel in der Hand ins Zimmer, um ihr zu melden, daß der Großvater sie unten im Tafelsaale erwarte. Sie folgte ihm durch die düstern Gänge, und fand den Greis da, wo er sich am liebsten aufhielt, im Lehnstuhle nahe an dem ungeheuern Ofen saß, der mit bunten, in den Thon gebrannten Heiligenbildern prangte, und ein ganzes Legendenbuch war, an dem man sich in den langen Winterabenden erfreuen und erbauen konnte. Vor ihm stand ein großer Tisch aus schwerem Eichenholz, eine Wachsfackel brannte darauf in dem massiven Silberleuchter, und vermochte nur sparsam das weite, hohe Gemach zu erhellen, dessen Decke mit schöngeschnitztem aber dunkelm Holze getäfelt war, und dessen von der Zeit gebräunte Wände, zwischen zierlichen Pfeilern und künstlichen Schnörkeln, Waffen, Bilder, Hirsch-

geweihe, erbeutete Fahnen und andere Erinnerungen an die kräftigern Heldenjahre des Ritters schmückten. Bertha wünschte dem Großvater guten Abend, schürte das Feuer lebhafter an, legte ihm die Kissen zurecht, befahl dem Diener Einiges, und nachdem sie für Alles versorgend gewaltet, nahm sie das mächtige Chronikenbuch, auf Pergament geschrieben und mit schönen Schildereyen bey den Anfangsbuchstaben der Capitel verziert, das von den Thaten des Böhmenherzoges Crok, seiner Tochter Libussa und andern ähnlichen Geschichten handelte, und fing an, ihm vorzulesen, wie es jeden Tag um dieselbe Zeit Gebrauch war. Aber der Greis war bey der milden Wärme, die sich um ihn verbreitete, über den oft gehörten Sagen, aufs neue eingeschlafen. Bertha hielt inne — Alles schwieg, und sie konnte deutlich des Holzwurmes Nagen im Getäfel vernehmen. Da dünkte es sie, das Horn des Wächters auf der Zinne zu hören. Es wunderte sie, es war spät, finster, der Schnee lange und dicht gefallen, und wahrscheinlich alle Pfade zum Schlosse verschneyt. Vermuthlich war es ein armer Wanderer, der hier Schutz suchte. An einen Gast höhern Standes dachte sie nicht; solche hatte der Burgwart Befehl sogleich zum Ritter

selbst zu führen, und zu ihrem Erstaunen hörte sie bald darauf rasche Mannestritte auf dem Gange, der zur Tafelhalle führte. Die Flügelthüre öffnete sich, der Burgwart erschien, und ließ einen hochgewachsenen, in blanken Stahl gekleideten Ritter eintreten, der sich ein Paar Schritte näherte, höflich verneigte, und um Vergunst bath, diese Nacht hier im Schlosse verweilen zu dürfen, weil ihm das Schneegestöber nicht erlaube, weiter zu reisen. Es war dämmerig im Zimmer, und daher in der Entfernung, in welcher der Fremde stand, nicht möglich, seine Züge zu unterscheiden, obwohl er das Visier aufgeschlagen hatte; aber der Ton seiner Stimme drang mit unbegreiflichem Zauber an Berthas Herz, und weckte schmerzlich theure Erinnerungen. Der alte Ritter war indessen aufgewacht, er sah den Gast stehen, hörte seine Bitte, und gab ihm freundlich Antwort, indem er ihn ersuchte, näher zu treten, die Waffen abzulegen, und sichs am warmen Ofen bequem zu machen. Der Fremde folgte der Aufforderung, Bertha erhob sich, um ihn zu bewillkommnen; der Schein der Kerze fiel hell auf seine Gestalt. Schöne aber ungemein bleiche Züge schauten aus dem Helm hervor, ein Paar freundliche Augen schienen sich forschend auf sie zu rich-

ten; da schlug sie mit einem Schrey des Entsetzens beyde Hände vors Gesicht, und sank auf ihren Stuhl zurück. Sie hatte den Todtgeglaubten erkannt, und in der ersten Bestürzung nichts anders gedacht, als seinen Geist zu sehen. Der Großvater, über ihren Schrey erschrocken, fragte besorgt, was geschehen sey?

Verzeiht, nahm der Fremde das Wort, wenn mein Eintritt hier unwillkommen seyn sollte. Ich komme aus der Gefangenschaft der Preußen, bin ein Lehensmann des Herzogs von Österreich, und mein Nahme ist Ulrich von Pottendorf.

Pottendorf? wiederhohlte der Greis: Doch nicht jener Pottendorf, der, wie wir hörten, in der Schlacht an der Weichsel gefallen ist?

Derselbe, erwiederte dieser: Meine Wunden waren tief und schwer, ich blieb für todt unter den Leichen liegen.

Und welcher glückliche Zufall erhielt euch am Leben?

Die Feinde wollten mir die Rüstung ausziehen, die ihnen einigen Werth zu haben schien. Sie spürten Leben an mir, und da sie vermuthen konnten, daß sie keinen gemeinen Reisigen vor sich hatten, beschlossen sie, meiner zu schonen, in der Hoffnung, ein gutes Lösegeld zu erhalten;

und nun erzählte er mit kurzen Worten seine letzten Gefahren und Abentheuer, wie er sie dem Geistlichen in der Kirche erzählt hatte.

Bertha hatte während dieser Reden ihre Fassung allmählig wieder gewonnen. Es war kein Geist, es war Ulrich selbst, und sie durfte sich dem entzückenden Gedanken überlassen, daß er lebe, daß sie ihn vor sich sah! Jetzt ließ sie die Hände sinken, und während der Ritter ihrem Großvater weiter von seiner Gefangenschaft und Befreyung erzählte, erhob sie den Blick, versenkte sich im Betrachten dieser geliebten Züge, dieser theuern Gestalt, und sog mit inniger Seligkeit den Laut seiner Stimme in sich. Jetzt bemerkte sie auch über dem Einen Auge unter dem Helm die Spur einer tiefen Narbe; sie sah die Veränderung, welche Zeit, ausgestandene Beschwerden, vielleicht auch geheimer Kummer an dieser Gestalt hervorgebracht hatten. Dennoch war er schön, ja er schien Bertha mit diesem Zeichen seines Muthes, den er im Kampfe für den Glauben erprobt hatte, jetzt schöner als selbst damahls, wie er vor ihren Augen um seine Braut warb, und zuerst der bittere Pfeil in ihre Brust gedrungen war.

Der alte Ritter ersuchte nun seinen Gast noch-

mahls, sichs bequem zu machen, die Rüstung abzulegen, und hieß Bertha, nach der Sitte jener Zeit, ihm dabey zu helfen. Er ist ja ein Streiter Gottes, setzte er hinzu, als Bertha erröthend zögerte, und der Ritter eine abwehrende Bewegung machte — und jede Frau oder Jungfrau muß es sich zur Ehre rechnen, ihm die Waffen abzunehmen, die er für unsern heiligen Glauben geführt. Bertha trat ermuthigt und mit leuchtenden Augen zu Ulrich, und er mußte es gestatten, daß sie ihm half das Schwert ablegen, die Riemen und Schnallen des Panzers lösen, und die Waffenstücke bey Seite legen. Ihre Hände zitterten wohl, indem sie es that, aber sie war dennoch überselig. Jetzt löste er sich die Spangen des Helms, nahm diesen vom Haupte, und Bertha ergriff ihn, um ihn bey Seite zu tragen; aber nun erschien die breite tiefe Narbe, welche noch roth und frisch quer über die Stirne lief, und an dem einen Auge endete. Mein Gott! rief sie, indem sie die Gefahr bedachte, die diesem Leben gedroht, hielt den Helm in zitternder Hand, und starrte mit dem Ausdruck der Angst und Theilnahme auf die Narbe. Er wendete sich bey diesem Ausruf zu ihr, sein Auge begegnete dem ihrigen, sie vermochte nicht,

seinen Blick auszuhalten; erröthend schlug sie den ihrigen nieder, und er hatte in ihrem Herzen gelesen. Sie faßte sich indessen schnell wieder, machte sich geschäftig daran, den Helm auf die übrigen Waffenstücke zu legen, und Ulrichs Blicke folgten ihr.—Das war also ohne Zweifel des Ritters Enkelinn, diejenige, der er so vielen Dank schuldig war! Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich seiner Seele. Was war es, das ihn, den Unbekannten, ihr so werth gemacht hatte? Und es war ein sehr jugendliches, liebliches Kind, das in jeder Bewegung, wie sie dort auf dem Stuhle die Waffen zurecht legte, anmuthig erschien. Er betrachtete sie genauer, jetzt schienen ihm ihre Züge bekannt, er hatte sie schon sonst gesehen. Plötzlich rief er aus: Nein! Ich täusche mich nicht. Ich finde hier eine Landsmänninn wieder. Das ist Fräulein Bertha von Haslau!

Ihr kennt meine Enkelinn? fragte der Alte: Das freut mich.

Wohl kenne ich sie, antwortete Ulrich, und das Fräulein erinnert sich meiner vielleicht auch noch vom Hofe der verwitweten Frau Herzoginn von Österreich.

Bertha sah erröthend zur Erde. Sie gedachte jenes Schreyes und Falles in dem Augenblicke

seiner Werbung. Wir hatten alle Ursache, erwiederte sie leise und verlegen, euch für todt zu halten. Darum erschrack ich, wie ich euch sah.

Wie wenig dacht' ich doch, nahm Ulrich das Wort, indem er mit überwallender Freude Bertha's Hand ergriff, euch hier in den Schlesischen Bergen zu finden! Wahrlich, ihr wißt nicht, Fräulein, wie glücklich mich dieses Wiedersehen macht!

Bertha sah empor, sie bemerkte den Ausdruck einer sehr regen Freude in Ulrichs Blicken, und da sie sich erinnerte, wie wenig er ihrer in Wien geachtet hatte, so fiel ihr mit Einem Mahle ein, er könnte in Czenstochow gewesen seyn, und das Denkmahl ihrer heimlichen thörichten Neigung gesehen haben. Hocherröthend, erschrocken zog sie ihre Hand aus der des Ritters, stammelte einige Worte, die wie eine Entschuldigung klangen, und eilte aus dem Zimmer.

Der Großvater sah ihr erstaunt nach. Ein seltsames Ding, dieß Mädchen! sagte er kopfschüttelnd: Ganz anders, als sonst die Dirnen ihres Alters und Standes. Was ihr nur wieder eingefallen seyn mag?

Ich will hoffen, daß mein Betragen sie nicht

beleidigt hat, sagte Ulrich besorgt: Das wäre mir wahrlich schmerzend.

„O nicht doch, Herr von Pottendorf! Sie hat sich gewiß eben so erfreut, euch zu sehen, als ihr, sie hier zu finden. Ich weiß ja, wie hoch ihr in ihrer Meinung steht, wie sie stets von euch gesprochen, und wie viele Thränen sie vergossen, als die Kunde von eurem Tode sich hier verbreitete.“

Das Fräulein war damahls schon hier bey euch?

„Sie war eben unlängst hergekommen. Ich hatte sie mir von der Frau Herzoginn ausgebethen.“ Er erzählte nun, was der Leser weiß, und fügte noch Vieles zum Lobe seiner Enkelinn bey, mit wie sicherer Hand sie, trotz ihrer Jugend, gleich nach ihrer Ankunft die Zügel des Hausregiments ergriffen, wie besonnen und doch sanft sie zu walten verstehe, wie sie seines Alters, seiner Kränklichkeit so liebevoll pflege, sich durch keine Beschwerde ermüdet oder ungeduldig zeige, und wie sie sich von dem ganzen Hausgesinde lieben und fürchten zu machen wisse. Wahrlich, schloß er seine warme und ausführliche Lobrede, das Mädchen könnte ein wahrer Schatz für einen braven Mann werden. Aber sie will nicht, ihr Sinn steht nach dem Kloster.

Nach dem Kloster? fragte Ulrich betroffen:

Nach dem Kloster! wiederholte er nachdenkend, und ein wehmüthiges Gefühl ließ ihn den wahren Grund dieses Wunsches errathen.

Sie wäre schon längst eingekleidet, nahm der Großvater das Wort wieder, aber sie versagt sich diesen Wunsch aus Liebe zu mir. Das gute Kind! Sie will mich nicht verlassen, so lange ich lebe. Nun ich denke immer, Herr Ritter, ich werde sie wohl nicht lange mehr aufhalten. Dann mag sie ihrem frommen Berufe folgen. Indessen lebt sie hier schon fast wie eine Nonne. Sie ist am liebsten ganz allein, schließt sich in ihr Kämmerlein ein, und vertreibt sich dort die Zeit mit Bethen, Harfenspiel und kunstreicher Arbeit. Seit sie hier ist, und das ist weit über ein Jahr, hat sie den Umkreis des Hauses noch nicht verlassen, als zwey Mahl, um eine Wallfahrt zur Gnadenmutter nach Czenstochow zu machen.

Ulrich horchte bey diesem Nahmen hoch auf, und richtete einen aufmerksamen Blick auf den Alten. Aber dieser schien nichts zu wissen oder nichts sagen zu wollen. Von dem Monument war keine Rede, auch wurde ihr Gespräch bald unterbrochen, indem zwey Diener eintraten, wovon der erste Wein in einem prächtigen silbern- und vergoldeten Pokal, der mit Edelsteinen verziert

war, und der zweyte auf einem silbernen Kredenzbrette zwey kleine Tummler, aus kostbaren Steinarten künstlich geschnitzt, brachte, und auf den Tisch vor die beyden Herren setzte. Seht, da schickt uns meine Bertha schon etwas zur Erhohlung, sagte der Greis: Ey! ey! das geschieht wohl euch zu Ehren, Herr Landsmann! Da hat das Mädchen das schönste, was sie in ihren Schränken aufbewahrt hat, für euch aufgesetzt. Der Alte schenkte fröhlich ein. Pottendorf fühlte sich durch Alles, was er seit seinem Eintritt in dieß Zimmer gehört und erfahren, seltsam angeregt. Aber er konnte sich diesen Gedanken nicht überlassen; denn der Greis, der viel Gefallen an seinem Gaste zu finden, und manches Ungemach, das ihn sonst quälte, über seiner Unterredung vergessen zu haben schien, vertiefte sich bald mit ihm in ein angelegentliches Gespräch über die Begebenheiten der letzten Zeit und Ulrichs eigene Schicksale, so daß Bertha's Erscheinung, und was zwischen Ulrich und ihr vorgefallen war, für einige Zeit aus seinem Sinne schwand.

Die arme Bertha saß indeß in ihrer Kammer und vergoß heiße Thränen. Sie hatte ihn wiedergesehen, denjenigen, der ihr ganzes Leben

und alle ihre Gedanken und Empfindungen beherrschte. Er lebte, er war allen Gefahren entgangen, und ein glücklicher Zufall hatte ihn nach Kossenitz geführt. — Aber war es auch ein Zufall gewesen? Wenn er in Czenstochow gewesen wäre? Wenn dieß ihn veranlaßt hätte, hierher zu kommen? Der gerade Weg aus der Gegend, wo er sich, seinen Reden nach, zuletzt aufgehalten, nach Österreich, ging nicht durch diese Berge. Und wenn er auch nichts wußte, welchen Trost brachte ihr denn sein Leben? Ach, das erste Entzücken, das sie so beseligend durchschauert, als sie ihn erkannte, als sie sich um ihn beschäftigen, ihm helfen, ihn entwaffnen durfte, verschwand nur zu schnell vor der Betrachtung der Zukunft. Er kehrte nach Österreich zurück, wo er sein treuloses Weib und alle Schmerzen wiederfand, die ihn aus dem Vaterlande vertrieben hatten. Und sie hatte ihn ja für diese Welt verloren, er mochte nun mit seinen Pflichten einer Andern gehören, oder im Grabe liegen! Ja, das letzte dünkte Bertha viel minder schmerzlich; denn dann hatte an den verklärten Geist Niemand ein näheres Recht, und ihre Liebe für ihn war kein Unrecht.

So versenkte sie sich, je länger sie nachdachte,

immer mehr in ihren Gram, den Ulrichs Wiederkunft recht lebhaft erweckt hatte. Und wenn es vollends war, wie sie in manchen Augenblicken zu glauben Ursache fand, wenn er in Czenstochow gewesen war? Sie durfte sich diesen Gedanken nicht ausmahlen, um nicht vor Schaam zu vergehen. Welche Unannehmlichkeiten standen ihr bevor, wenn Pottendorf etwa diese Sache vor dem Großvater erwähnen sollte, dem sie jederzeit ihr Vorhaben und seine Ausführung klug und geschickt verborgen hatte, um allen lästigen Erkundigungen und Vermuthungen auszuweichen! Verstört, betrübt, angstvoll saß sie im dunkeln Zimmer und fühlte recht in diesem Augenblicke allen Unsegen ihrer unglücklichen Neigung zu dem edelsten Manne, die ihr von dem ersten Entstehen an durch so viele Jahre nur Schmerzen gebracht, die ihr selbst die höchste Freude des Wiedersehens verbitterte, und die dennoch, das erkannte sie wohl, mit ihrem Leben verwachsen war. Was hatte sie nicht durch sie gelitten, und wie hatte keine Zeit, keine Entfernung, kein Schmerz sie zu schwächen vermocht! Der Himmel, der sie in ihrer Brust geweckt, mußte allein wissen, wozu? Vielleicht war sie ihr zur Prüfung, zur Läuterung auf ihrer irdischen Laufbahn gegeben, und die Schmerzen,

die sie durch dieselbe hiernieden auszustehen hatte, sollten ihr jenseits zu Gute gerechnet werden. Dieser Gedanke flößte zuerst einige Beruhigung in ihr aufgeregtes Gemüth; es wurde stiller in ihr, und sie beschloß auch den Widerstreit zu endigen, den der Zweifel, ob sie beym Nachtessen erscheinen und den Ritter wiedersehen sollte, oder nicht, in ihr erhoben hatte. Sie wollte sich die Freude nicht versagen, die geliebte Gestalt zu betrachten. Es war ja sichtbar, daß ihn Gott ihr zugeführt hatte, daß er ihre stille Neigung nicht verdammte, und daß er ihr väterlich über alles Andere auch hinüber helfen werde.

Mit dieser Zuversicht erschien sie, als die Eßglocke die Bewohner des Hauses zum Nachtmahle rief, wieder in der Halle, wo sie den Großvater mit dem Ritter und dem Burgkaplan, der indessen eingetreten war, noch in eifriger Unterredung fand. Man ging zu Tische, der Greis nahm seinen Platz an der Oberstelle allein ein, ihm zur rechten und linken Hand wies er dem Ritter und Bertha ihre Sitze an der langen Seite der Tafel an, so daß keines die Augen erheben konnte, ohne das Andere zu erblicken. Die übrigen Plätze wurden durch den Burgkaplan und einige von des Ritters höhern Hausbedienten und sogenann-

ten Ministerialen besetzt. Ulrichs Blicke ruhten oft und mit sehr wohlwollendem Ausdrucke auf Bertha; er betrachtete sie jetzt genauer, er fand ihre Gestalt sehr angenehm, und ein nonnenhafter Schleier, der das Gesicht eng umschloß, kaum die Farbe der Haare, die er bedeckte, erkennen ließ, und Nacken und Schultern verhüllte, schien ihren sinnigen Zügen einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben. Ihre Augen waren fast immer vor sich niedergeschlagen, wenn sie sie aber erhob, dann glaubte er ein verborgenes Feuer in ihnen lodern zu sehen, das seltsam mit ihrem klösterlichen Anzuge abstach; denn nicht allein der Kopfputz, auch die ganze Kleidung deutete in Farbe und Schnitt auf den Stand hin, dem sich Bertha gewidmet hatte, und ließ nur die äußern Umrisse einer feinen, zierlichen Gestalt erkennen. Übrigens nahm sie an dem Gespräche der Männer durchaus keinen Theil, aß sehr wenig, und äußerte ihre Aufmerksamkeit auf ihre Umgebung bloß durch Beobachtung alles dessen, was dem Großvater, dem sie vorlegte und einschenkte, und den übrigen Gästen angenehm oder dienlich seyn konnte. Dieses Alles merkte Pottendorf sehr genau; es beschäftigte ihn, er hielt, was er an Bertha jetzt sah, mit dem, was ihm der Großvater erzählt, was er in Czen-

stochow gehört, was er selbst noch zu Hause von ihr gewußt, zusammen, er fühlte, wie sein Antheil an ihr, aber auch seine Befangenheit gegen ein Mädchen wuchs, das ihm so seltsam gegenüber stand.

Seine Abreise war für den kommenden Morgen festgesetzt, und er trat also zeitig, ganz gewaffnet, und zur Reise fertig, in den Saal, wo er den Ritter von Kossenitz zu finden, und sich von ihm zu beurlauben dachte. Der Tag graute kaum, draußen verlängerte dichtes Schneegestöber das zögernde Nachtdunkel, so wie es dasselbe gestern früher herbeygeführt hatte. Der alte Ritter war noch nicht da, vielleicht noch nicht aufgestanden, und Pottendorf trat in den tiefen Erker eines Fensters, blickte auf die winterliche Gegend hinaus, und überlegte eben, ob er Bertha wohl noch zu sehen bekommen würde? Daß er seiner Anwesenheit in Czenstochow und überhaupt Alles dessen, was Bezug darauf hatte, nicht erwähnen durfte, das hatte ihm ein leises Gefühl gesagt; aber gesehen hätte er das Mädchen gar zu gern noch einmahl, und ihr ein herzliches Lebewohl gesagt. Da ging die Thüre auf, die an dem obern Ende des Saals in die innern Gemächer der Burg führte; Bertha kam, nicht ahnend,

daß jemand im Saale sey, heraus, um etwas zu hohlen. Pottendorf verließ das Fenster, und trat vorwärts. Bertha erschrack, aber sie konnte nicht wohl umkehren; so faßte sie sich, ging auf den Ritter zu, und both ihm einen guten Morgen. Er antwortete lebhaft, denn es freute ihn ungemein, daß der Zufall so freundlich für ihn gesorgt hatte; und sie, die in Allem sichtbare Fügung des Himmels sah, glaubte nicht zu fehlen, wenn sie Stand hielt, und das Gespräch fortsetzte, das sie so glücklich machte. Pottendorf erfuhr von ihr, daß ihr Großvater nicht die Freude haben werde, ihn zu begrüßen, daß er dieß dem Burgkaplan in seinem Nahmen aufgetragen, weil seine Jahre und seine Schwäche ihn immer bis gegen Mittag an sein Lager fesselten, und daß jener sogleich sammt dem Morgenimbiß erscheinen würde. Bis dahin wollte Ulrich den günstigen Augenblick benützen, sein Herz drängte ihn, seinen Dank gegen Bertha wenigstens auf irgend eine Art auszusprechen; er wiederhohlte ihr also seine Freude, die er gestern gefühlt, als er sie so unvermuthet hier gefunden, er dankte ihr für ihre freundliche Aufnahme, für das Mitleid, das sie mit seiner Gefahr bezeigt, als sie die Narbe seiner Wunde gesehen, und versicherte sie, daß das

Andenken daran nie aus seiner Seele schwinden würde.

Sie sah ihn zweifelnd, düster an. Eine geheime Stimme sagte ihr, daß ihr gestriges Betragen so viel warmen Dank nicht verdient hatte; die Vermuthung wegen Czenstochow drängte sich ihr wieder auf. Statt Pottendorfs Rede zu beantworten, fragte sie schnell, indem ihr Auge forschend auf seinen Zügen lag: Verzeiht, Ritter, welches Weges seyd ihr von Marienburg hierher gekommen?

Eine schnelle Röthe überflog des Ritters Gesicht bey dieser Frage. Er wußte sich indessen zu fassen, und nannte einige Orte, die er mit Wahrscheinlichkeit als seine eigentliche Straße angeben konnte, und die Bertha's ängstliche Vermuthung entkräften sollten; aber sie hatte sein Erröthen und seine augenblickliche Betroffenheit doch bemerkt. Sie wußte nun, was sie zu erfahren gezittert hatte. Er war in Czenstochow gewesen, er hatte Alles gesehen und gehört, seine Reise hierher war das Werk seiner Neugier gewesen, sie war verrathen. Die Thränen drangen ihr bey diesem beschämenden Gedanken aus den Augen, sie wollte sich von ihm abwenden, aber er faßte sanft und ehrerbiethig ihre Hand. Wendet euch nicht

von mir ab, edles Fräulein! sagte er: Heget keinen Unwillen gegen mich! Der allmächtige Gott ist Zeuge meiner reinen und dankbaren Gesinnung. Aber da ich, fuhr er fort, und seine Stimme wurde inniger, euch wahrscheinlich in meinem Leben nicht mehr sehen werde, so schenkt mir ein Andenken von dieser Stunde! Es soll mich überall hinbegleiten, in die Schlacht und in den Tod, den ich doch wohl endlich finden werde. Bertha's Thränen, die vorhin nur in einzelnen Tropfen in ihr Auge getreten waren, fingen nun an zu strömen, sie konnte ihnen nicht gebiethen. Ulrich stand neben ihr, und seine Blicke ruhten mit inniger Theilnahme auf ihr.

Als sie sich etwas ermannt, und ihre Thränen getrocknet hatte, lösete sie, ohne zu sprechen, ein schön gearbeitetes Crucifix, das an einem Bande an ihrem Halse hing, ab, und legte es schweigend in des Ritters Hand; er empfing es eben so, verbeugte sich tief, und drückte es an seine Lippen, dann sagte er: Gott gebe euch seinen besten Segen, edles, gutes Fräulein! Vergeßt meiner nicht in eurem Gebethe!

Ihre Thränen brachen heftiger hervor, schluchzend rief sie: Eher würde ich meiner selbst vergessen! und da in diesem Augenblicke die untere

Thüre aufging, und der Kaplan eintrat, verhüllte sie ihr Gesicht in den dunkeln Schleyer, der ihr Haupt umwallte, und floh aus dem Zimmer.

Ulrich stand noch ein Paar Augenblicke, und sah ihr tiefbewegt nach; dann wendete er sich zu dem eintretenden Geistlichen, der kam, den Herrn vom Hause zu entschuldigen, und den Ritter zum Frühstück einzuladen. Ulrich nahm diese Höflichkeit freundlich auf, und genoß flüchtig etwas Weniges, dann nahm er Abschied von dem Kaplan, trug ihm noch viele Bezeigungen seiner Dankbarkeit an den Ritter und an Fräulein Bertha auf, bestieg sein Pferd, und ritt mit düstern Gedanken in den kaum erhellten Wintermorgen hinaus.

Als Herzog Friedrich nach Ofen kam, fand er die Stadt, so wie das ganze Land in unruhiger Bewegung, theils mit Zurüstungen beschäftigt, um sich den Mongolen zu widersetzen, theils voll argwöhnischer Furcht vor den Kumanen, welche von Vielen für geheime Verbündete jener schrecklichen Horden gehalten wurden. Diese Furcht, so wie das alte Mißvergnügen vieler Großen mit Bela, brachte Uneinigkeit, Zweifel, Unzu-

länglichkeit in die Maßregeln, welche der Drang der Umstände heischte, während das unzählbare Heer der Feinde sich langsam, wie ein dunkles Meer, heranwälzte, dessen erste Wellen sich schon bis gegen Pesth selbst verbreiteten. Hier geschahen freylich einige glänzende Waffenthaten; die zerstreuten Schwärme, die sich zu weit vorgewagt hatten, wurden mit großem Nachdrucke zurückgeschlagen, und Friedrich erprobte bey diesen Gelegenheiten wieder jene Tapferkeit und Kraft, welche, mit seiner Wohlgestalt und ritterlichen Gewandtheit verbunden, schon früher die Aufmerksamkeit ungarischer Großen auf ihn gerichtet, und zu Vergleichungen, die zum Nachtheile Bela's ausfielen, Veranlassung gegeben hatten. Auch jetzt geschah dieß, es blieb dem Könige nicht verborgen, es entzündete aufs neue seine Eifersucht, und Friedrich fühlte es an des Königs Betragen gegen ihn.

Im unglücklichsten Augenblicke brachen plötzlich die lange genährten Funken der Zwietracht zwischen den Ungarn und Kumanen in helle Flammen aus. Die Burg ihres Oberhauptes, Kuthen, wurde gestürmt, er mit seinen Weibern und Hausgenossen ermordet, und das Unheil, welches diese blutige That hätte verhindern sollen, wurde

durch dieselbe erst recht furchtbar hervorgerufen. Die Kumanen, durch jene Grausamkeit aufgebracht, schlugen sich überall auf die Seite der Mongolen, und dienten ihnen zu geschickten Wegweisern und Kampfgenossen.

Herzog Friedrich erkannte bald, daß bey diesem Stand der Dinge, und bey Bela's Argwohn gegen ihn, seine Gegenwart und das kleine Heer, welches er in der Eile hatte aufbringen können, hier wenig Nutzen schaffen konnten, und daß es zweckmäßiger seyn würde, seine eigenen Länder mit gesammter Kraft gegen jene verheerende Fluth zu schützen, welche unaufhaltsam herandrang, und der Bela's Macht bey dem verworrenen Zustande des Landes keinen rettenden Damm entgegen setzen konnte. Er kehrte also nach Österreich zurück, berief seine Getreuen, sandte an die benachbarten Fürsten, ließ sie zur vereinten Hülfe in dieser allgemeinen Gefahr der Christenheit auffordern, und betrieb in seinen Ländern die Rüstungen gegen einen feindlichen Einfall der Mongolen, dessen er sich versehen mußte, so wie Ungarn bezwungen wurde, mit aller Anstrengung und Thätigkeit, die in seinem Gemüthe lag, und die, durch so manchen glückli-

chen Erfolg in seinem größten Unglück, zu kühnerer Zuversicht erwachsen war.

Eine Bothschaft traf ihn hier, bald nach seiner Ankunft, die ihn im ersten Augenblick erschütterte, gleich darauf aber die Zufriedenheit seiner Brust erhöhte. Melisende hatte in ihrem Kloster Mittel gefunden, sich von allem, was in Wels vorgefallen war, Nachricht zu verschaffen. Friedrich war nicht bloß verlobt, er war auch geliebt und liebte wieder ein holdes jugendliches Wesen, und alles Frühere war für seinen immer weiter strebenden Geist versunken und verschwunden. Als daher gegen Weihnachten Frangepani oder P. Chrysostomus nach St. Pölten ins Clarenkloster kam, fand er Melisenden, die ihn mit leidenschaftlicher Ungeduld erwartet hatte, voll Verlangen und vollkommen bereit, die ewigen Gelübde abzulegen. Er hatte die Dispens erhalten und mitgebracht, kein Hinderniß stand mehr entgegen, und in eben den Tagen, wo Friedrich in Ofen glänzende Proben seines Muthes ablegte, und die stolzesten Hoffnungen in seine Seele einzogen, leistete die verlassene, vergessene Freundinn den unwiderruflichen Eid, der sie auf ewig von ihm und der Welt trennte, und durch die Unmöglichkeit der Rückkehr und den

Ernst der Pflichten, denen sie sich geweiht hatte, zuerst eine Ahnung von Ruhe und frommen Frieden in ihre stürmevolle Brust senkte.

Nicht lange nach Friedrichs Rückkehr nach Österreich wurde die unglückliche Schlacht gegen die Mongolen am Sajo geliefert, das ganze ungarische Heer wurde vernichtet, die Blüthe des Adels erschlagen. Der König gerieth mehr als einmahl in persönliche Gefahr, woraus nur die aufopfernde Treue einiger seiner Begleiter ihn rettete. Sein Bruder Kolomann war schwer verwundet, und bald nach der Schlacht an diesen Wunden gestorben. Nun ergossen sich die Schwärme der Mongolen ungehindert über das ganze Land, machten es zur menschenleeren Wüste, und verübten solche Grausamkeiten, daß die Schriftsteller jener und späterer Zeiten nicht genug dunkle Farben und gräßliche Bilder finden, um die Greuel zu schildern, die damahls in Ungarn geschahen.

Der König entkam durch Hülfe einiger Getreuen. Er haßte Friedrich von Österreich im Grunde seines Herzens, aber er konnte nicht umhin, seinen Gesinnungen, wie seinem Muth und seiner Tapferkeit zu vertrauen. Schon früher hatte er ja die Gattinn, den Sohn, die Schätze

zu ihm gesandt, so flüchtete er denn auch in seiner größten Bedrängniß zu dem geachteten Feinde, und gelangte durch die Karpathen, auf einem weiten Umwege, nach Österreich.

Hier fand er ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer, das sich unterdessen gesammelt hatte. Der König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen, der Markgraf von Baden, der Patriarch von Aquileja, auch kein persönlicher Freund Friedrichs, hatten, die gemeinsame Gefahr erkennend, bedeutende Heerhaufen gesendet, und unter des Herzogs Oberbefehl gestellt. Dieser sah sich daher an der Spitze einer Macht, welche stark genug schien, um es mit den Mongolen aufnehmen zu können, und er lagerte, als er vernahm, daß sie gegen Österreich heraufzogen, in der Ebene bey Neustadt. Als die Mongolen-Fürsten Nachricht von dem Heere erhielten, das gegen sie schlagfertig stand, sandten sie Bothschaft an den Herzog, und entbothen ihm Bündniß und Freundschaft, wenn er seinen Glauben verlassen, und zu ihnen übertreten wollte. Obwohl nun kein Gedanke in seine Seele kam, diesen Antrag anzunehmen, so erhob sich doch sein Selbstbewußtseyn noch stolzer als vorher, denn er wußte: er war der einzige christliche Fürst, den sie mit ei-

ner solchen Bothschaft geehrt hatten. Er wies sie ab, und die Schlacht begann; die Barbaren, nur an leichte Siege und wildes Verwüsten, nicht an tapfern Widerstand gewohnt, wandten schnell den Rücken, flohen unaufhaltsam, und ihrer Viele wurden von Friedrichs Kriegern im Nachsetzen erschlagen. So endete für Österreich diese drohende Gefahr. Bela kehrte in sein Reich zurück, Friedrich sah ihn gern scheiden, und in Wien wie in ganz Österreich war nun Ruhe, Wohlstand, Ordnung und Sicherheit.

Nur in Friedrichs Brust nicht. Der Verlauf der letzten Jahre hatte ihn kennen gelehrt, welche Kräfte in seinem Geiste, welche Hülfsmittel in den Ländern lagen, die seinem Zepter unterworfen waren. So vieles Kühne, Gewagte war schon gelungen; warum sollte er hier stehen bleiben? Die Königskrone flimmerte unablässig vor seinen Blicken, aber das Königreich dünkte ihm jetzt für seine neuen Entwürfe zu klein. Rastlose Wünsche regten sich in seiner Brust, die Gelegenheit schien sich ihm darzubiethen, sie war überaus lockend, und er schritt eben, jene Wünsche und Entwürfe im Herzen bewegend, heftig das Ge-

mach auf und ab, als ein Edelknabe die Ankunft des Marschalls von Österreich, Herrn Heinrichs von Künring, meldete, der mit einem Gesichte, welches eine ungewöhnliche Bothschaft zu verkünden schien, eintrat. Aber der Herzog, dessen Gemüth zu voll von den Gedanken war, die in ihm gährten und arbeiteten, achtete der Miene des Eintretenden nicht, sondern rief ihm sogleich zu: Gut, daß du kommst, Künring! Ich habe Wichtiges mit dir zu bereden.

Ihr befehlt, durchlauchtigster Herr, antwortete der Ritter, sich verneigend.

„Ist der Heerbann schon ganz aus einander gegangen? Die Böhmen sind heim, das weiß ich.“

Auch die Kärnthner und Aquilejer, alle fremden Haufen sind fort, sie haben auch am weitesten nach Hause. Die österreichischen und steyrischen Fähnlein sind noch beysammen im Lager an der Leytha, wie ihr sie verlassen, gnädigster Herr, und ich denke morgen oder übermorgen hinaus, um ihnen anzukündigen, daß sie auch in Gottes Nahmen ziehen können. Ihr habt den Feind so nachdrücklich zurückgeworfen, daß wir nichts mehr zu fürchten haben.

„Laß das noch, Heinrich! Laß die Haufen beysammen! Ich denke ihren guten Willen, den sie

kaum zu beweisen Zeit und Gelegenheit gefunden, auf andere Weise zu gebrauchen."

Wie so, gnädiger Herr? Ihr denkt schon wieder an Krieg? Droht denn irgendwo Gefahr? Ich wüßte nicht —

„Gefahr eben nicht, wenigstens keine augenblickliche. Möglich wäre es aber doch, siehst du das nicht selbst ein, daß es diesen Mongolischen Hunden einfallen könnte, hierher zurückzukehren?"

Das sollte ich nicht glauben. Sie haben die Schwere eures Arms schon in Ungarn erprobt, sie haben jetzt wieder vor euren siegreichen Waffen fliehen müssen. Euch fürchten sie, gnädigster Herr; das hat schon ihre Gesandtschaft bewiesen, und sie versuchen es wohl nicht zum zweyten Mahle, hierher zu kommen.

„Es ist unwahrscheinlich, du hast Recht! Aber ein kluger Mann muß auch Möglichkeiten berechnen, und darauf gefaßt seyn. Dieser Bela und seine ganze Macht ist zu Boden geworfen. Von ihm ist nicht die geringste Unterstützung zu hoffen, und das gesammte Ungarn hält mir nicht Einen Mongolen ab, wenn es ihn lüstete, nach Österreich zu kommen. Mein Land steht also von dieser Seite ihnen so gut wie wehrlos offen, wenn

ich nicht beständig mit meinen gewaffneten Schaaren zu Felde liegen, und Grenzhuth halten will."

Das scheint doch nicht nöthig. Weit und breit ist keiner der Barbaren mehr zu sehen. Sie sind, wie es heißt, alle südwärts, gegen Dalmatien, gezogen, wohin sie wissen, daß der König sich geflüchtet hat.

„Immerhin! Wie sie hinab gegen Süden gezogen, können sie auch wieder kommen. Es ist daher unumgänglich nöthig, hier kräftige Vorkehrung zu treffen. Du lässest mir die Banner nicht auseinander gehen. Vielmehr ist es mein Wille, daß sie vorrücken, und die Grenzmarken überschreiten. Ich denke das Sicherste, ja das Einzige, was ich für die Rettung meiner Länder thun kann, ist, jenen Strich von Ungarn, der mit meinem Österreich und der Steyermark grenzt, mit hinlänglicher Macht zu besetzen.

Gnädiger Herr! erwiederte Künring betroffen: Ihr wolltet —

Mir ein Stück von Ungarn zueignen, indessen nur pfandweise. Bela ist mir noch eine ungeheure Summe schuldig. Oder glaubt er, ich hätte es vergessen, wie er damahls die furchtbare Noth, in welche mich der Verrath meiner falschen Lehensleute gebracht, unedel benutzt, und mir mei-

nen ganzen mühsam gesammelten Schatz abgedrungen hat? Hat er's vergessen, ich sicher nicht! Ich besetze die Comitate, die mir zunächst liegen. Sie sind jetzt herrenloses Gut, denn Bela selbst ist nicht im Stande, sie zu schützen.

„So denkt ihr den Landstrich später dem Könige wieder zurück zu geben?"

Hm! Was ich denke oder denken werde, wird es Zeit seyn zu offenbaren, wenn der Augenblick eintritt, erwiederte Friedrich mit seltsamen Lächeln.

Es ziemt mir nicht, euch auf das, was die Welt, was der Kaiser zu diesem Schritte sagen wird, aufmerksam zu machen, versetzte Künring bescheiden: Daran habt ihr, gnädiger Herr, gewiß schon selbst gedacht.

Friedrich schwieg, dann sagte er: Kennst du die Fabel von der Gelegenheit, und wie sie abgebildet wird? Einen Haarschopf hat sie vorn an der Stirne, übrigens ist der Scheitel kahl und glatt. An den Haarschopf muß sie fassen, wer sie halten, und sich ihrer bedienen will zu seinen Zwecken. Läßt er ihn fahren, so kehrt sie ihm den Rücken zu, und er kann ihrer ewig nicht mehr habhaft werden.

Künring versuchte noch einige Vorstellungen

über die zweifelhafte Rechtlichkeit des Verfahrens, über die gefährlichen Folgen, welche es haben könnte. Er fand seines Herrn Ohr taub, seinen Sinn fest und gehärtet gegen jeden Widerstand. Die angestammten Länder waren bedeutend, für ein eigentliches Königreich dennoch zu klein. Das hatte er nie so deutlich eingesehen als jetzt, wo sich ihm eine Gelegenheit both, die schwerlich je so wiederkehrte, seinem Reiche den Umfang zu geben, den es eigentlich haben mußte. Es wäre thöricht, ja tadelnswerth, sie nicht zu ergreifen; er konnte, folglich wollte er. Das war der Sinn aller seiner Einwendungen, und Künring sah bald ein, daß er nicht blos vergebens redete, sondern daß er auf dem Wege war, seines Herrn Unwillen je mehr und mehr zu reitzen. Er schwieg also, aber er verweilte noch. Er hatte eine Bothschaft zu bringen, über deren Wirkung auf des Herzogs Gemüth er schon vorher zweifelhaft war; denn Friedrich war seit einiger Zeit verändert, und sein großes Glück, das Gelingen seiner Entwürfe, hatte ihn verwöhnt. Nun vollends, da er des Herren Mißmuth beynahe erweckt hatte, scheute sich Künring doppelt, mit jener Kunde hervorzutreten, und melden mußte er sie dem Herzoge doch, der sie sicher

mit nächstem und vielleicht auf eine mißfälligere Art erfahren konnte.

Das Gespräch war zu Ende, der Herzog hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, und einige Pergamentstreifen ergriffen, auf welchen die Goldschmiede von Wien Zeichnungen der künftigen Königskrone auf seinen Befehl entworfen hatten. Künring stand noch an der Thüre, der Herzog wandte sich nach ihm um. Du hast noch was auf dem Herzen? rief er barsch: Noch eine Strafpredigt? Eine Eulenprophezeyung? Heraus damit!

Künring verneigte sich: Ich werde es nicht mehr wagen, meinem gnädigsten Herrn zu widersprechen. Er will und er gebeuth, das muß mir genug seyn. Das Vollziehen ist dann meine Sache.

Du wirst wohl thun, wenn du dich daran hältst, antwortete der Herzog scharf: Aber was hast du sonst noch?

„Es fängt sich eine Nachricht an in Österreich zu verbreiten, die mir schon von zu vielen Seiten in die Ohren gekommen ist, als daß ich nicht glauben müßte, es sey kein bloßes leeres Gerücht, wie es oft Lüge oder Mißverständniß, nichtigen Blasen gleich, emportreibt.“

Eine Nachricht? Und welcher Art ist sie? Wohl keine erwünschte, weil du so viele Umstände machst, sie mitzutheilen.

„Mit Unterschied, gnädiger Herr! Manchem, wie mir zum Beyspiel, kann sie nur erfreulich seyn, wenn sie sich bewährt. Mancher möchte vielleicht das Gegentheil wünschen.“

Laß hören!

„Es ist eine seltsame Sache, und grenzt wohl ans Wunderbare. Das Grab soll seine Todten wiedergeben, der, den wir längst als verloren beweint —“

In dem Augenblick sprang Friedrich von seinem Sitze auf, und stand vor dem Marschall. Pottendorf lebt! Er kommt zurück! rief er heftig, denn sein Geist hatte in schneller Ahnung die Wahrheit errathen.

So ist es, gnädiger Herr! Wenigstens kann ich beynahe nicht mehr zweifeln.

Friedrich antwortete nicht, sein Auge ruhte düster, forschend auf Künring, dann verließ er ihn, und schritt rasch das Gemach einige Mahle auf und ab. Ein Sturm durchtobte sein Inneres. Die ganze Vergangenheit ging in flüchtigen Bildern seine Seele vorüber. Endlich siegte das bessere Gefühl, und freundlich lächelnd trat er zu

Künring, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sagte: Auch mich freut deine Nachricht, lieber Heinrich, und um der guten Bothschaft willen will ich dir dein Unglücksgekrächz von vorhin verzeihen. Wie gut nun, daß wir seine Güter nicht vergeben haben!

Es war immer, als hielte eine verborgene Stimme euch ab, gnädiger Herr, antwortete Künring mit plötzlicher Freude, nicht bloß über die wiederkehrende Huld seines Gebiethers, die sich in seinem gütigen Benehmen kund gab, sondern darüber, weil er den Sieg des Rechten in des Herzogs Seele gewahrte: Wie oft mußte ich euch im Nahmen Anderer um ein oder anderes der Pottendorfischen Lehen angehen. Ihr schlugt es allemahl ab.

Hatt' ich nicht Recht? O glaube mir, Heinrich, es lebt eine Stimme in unserer Brust, der wir nur zu horchen brauchen, um auch über manches Verborgene Aufschlüsse zu erhalten, das dem Menschen im gewöhnlichen Lärmen und Treiben der Welt entgehet. Mir war immer, dieser wackere Ulrich könne mir nicht verloren seyn, ich müßte ihn noch sehen, es müßte noch zwischen uns — er hielt inne, und sagte dann, sich unter-

brechend: Er findet sein Weib als Nonne, sie hat die ewigen Gelübde abgelegt. Wie nun?

„Das wird ihn nicht unglücklich machen. Er hatte sie als eine Geschiedene betrachtet, schon wie er Österreich verließ.“

Er wäre nie mit dem Weibe glücklich gewesen. Die ganze Heirath war ein Mißgriff von beyden Theilen.

„Ich war mit seiner Wahl nie einverstanden. Ihn hatte die Schönheit geblendet.“

Ja, schön ist sie, bey Gott! Und sie zog der Reichthum, der Ruf des Ritters, auch seine Wohlgestalt an?

„Geliebt, so recht im eigentlichen Sinne, hat sie ihn wohl nie. Sie wollte glänzen, herrschen. Sein stilles aber festes Gemüth ließ sie zu beyden nicht gelangen, und so ist es wohl gut, daß eine ewige Scheidewand sie jetzt trennt.“

Der Herzog entließ nun den Getreuen und schärfte ihm noch ein, den Freund, wenn er wirklich wiederkehrte, seiner fürstlichen Huld und Gnade zu versichern, und zu ihm zu führen, und dann den im Lager versammelten Schaaren den Befehl zum Vorrücken zu bringen. Er selbst überließ sich den wechselnden Gedanken und Empfindungen, welche dieß Gespräch in ihm erzeugt

hatte. Er sah in Pottendorfs so unverhoffter Rückkehr, so unangenehm ihn die Nachricht davon im ersten Augenblicke ergriffen, ein Pfand himmlischen Beyfalls, daß auch dieser Stachel aus seiner Seele genommen werden, und er Pottendorf jede Genugthuung, jeden Ersatz würde geben können, die dieser billig fordern konnte. So schien sich Alles erwünscht vor ihm zu ebnen, und jedes Hinderniß auszugleichen. Unmöglich also konnte, was er Belas wegen vorhatte, einen so zweifelhaften Anstrich tragen, als es Künrings Einwendungen ihm hatten glauben machen wollen. Der, dem Alles gelang, den der Himmel mit allen seinen fröhlichen Gaben überschüttete, konnte nicht tadelhaft vor seinem Angesichte erscheinen.

Ulrich von Pottendorf hatte mit sehr lebhaften aber sehr gemischten Empfindungen den heimathlichen Boden von Österreich begrüßt, und diese wurden noch aufgeregter, wie er jetzt am Abende eines frischen heitern Tages zum Ausgange des Winters die Gegend seiner Heimath erreichte, und auf einer kleinen Anhöhe still haltend, die Zinnen des väterlichen Schlosses von ferne in der Ebene erblickte. Die niedersinken-

de Sonne umgoß sie mit röthlichem Golde, und beleuchtete freundlich die niedern Hütten des Dorfes, so wie etwas seitwärts von diesem des treuen Aichspalters Haus, der dort auf dem väterlichen Freygut lebte. Wie so heimlich, wie so vertraut sah Alles aus, wie so gar nicht verändert seit den mehreren Jahren, die Ulrich in der Fremde zugebracht hatte! Noch standen diese Thürme und Wälle, welche seine Vorältern erbaut, in denen Geschlechter erblüht und wieder vergangen waren, deren Blut in seinen Adern rollte, und deren Wohnsitz und letzten Ruheplatz er nimmer wieder zu sehen gedacht hatte! Dort lagen die Wiesen, auf denen er sich als Knabe mit Aichspalter in kindischen Spielen getummelt, jenes vorspringende Fenster an der Kirche gehörte zur Gruft seiner Ahnen. Und er sah alles das wieder, er sollte wieder hier leben, hier, wo so viele wehmüthige, so manche tiefschmerzende Erinnerungen seiner warteten. Sein Geist versank in trüben Gedanken. Langsam und sinnend ritt er den Hügel herab, als ein verworrenes Geräusch vieler Stimmen ihn aus seinem Nachdenken erweckte. Man hatte vom Freygut sowohl als vom Dorfe den stattlichen Rittersmann in der völligen Rüstung erblickt, dem zwey Knappen, in die

Farben des Pottendorfschen Hauses gekleidet, ebenfalls zu Pferde, folgten. Schon seit einiger Zeit hatte das Gerücht: Herr Ulrich lebe, er sey der Gefangenschaft unter den Heiden entgangen, und werde ins Vaterland zurückkommen, sich unter den Einwohnern des Dorfes, so wie überhaupt im Lande verbreitet; aber Niemand, selbst Aichspalter nicht, hatte es gewagt, dieser wenig verbürgten Kunde vollen Glauben beyzumessen. Als indessen jene Erzählung öfter und immer mit mehr glaubhaften Umständen wiederhohlt wurde, trieb die Sehnsucht, die alte Treue Aichspaltern an, sich bey dem Freunde seines Herrn, bey Herrn Heinrich dem Künringer, zu erkundigen. Was dieser ihm sagte, bestärkte die trostvollen Hoffnungen, und ein Paar Tage, nachdem Curt von Wien wieder nach Hause zu den Seinigen gekehrt war, schenkte ihm die gütige Vorsicht die Erfüllung des heißen Wunsches. Er erblickte den Ritter zu Pferde auf der Höhe, er sah die Knappen, und mehr als seine Augen sagte ihm das lautklopfende Herz, es sey sein Herr, es sey der gütige Freund und Gespiele seiner Jugend. Er erkannte ihn an der Haltung, an jeder Bewegung, an der Art, wie er das Pferd lenkte. Freudetrunken rief er seinen Kindern zu: Herr

Ulrich kommt, er ist da! und stürzte hinaus, den Nahenden entgegen. Ihm folgten Viele der Bewohner des Dorfes, und so einsam und unerkannt Ulrich in seine Burg einzuziehen vermeint hatte, fand er sich doch plötzlich von einem Schwarm freudiger Menschen umgeben, die ihn jubelnd begrüßten, sich an ihn und sein Pferd drängten, und wenn es ihnen nicht so wohl wurde, seine Hand oder seine Rüstung berühren zu können, froh waren, wenn sie sein Pferd streicheln konnten. Ihr lautes Rufen, ihre ungestüme Freude, vor Allem Aichspalters Anblick, der der erste den Hügel hinan sprang, athemlos vor Eile, und stumm vor Entzücken bey dem Pferde stehen blieb, seinen Herrn anstarrte, indeß ihm Freudenthränen unbewußt über die männlichen Wangen liefen, und er nur, ohne reden zu können, die Hand ausstreckte, um die seines Herrn zu fassen, und an seine Lippen zu drücken — Alles dieses überwältigte Ulrichs Herz. Willkommen! willkommen, lieber Kurt! rief er und auch seine Augen wurden naß, und er drückte des Jugendgespielen Hand mit Innigkeit. Gott grüß' euch, meine lieben Kinder alle! setzte er hinzu, indem er sich freundlich nach allen Seiten hinwandte, und nickte und grüßte, und eine freudige Rüh-

rung, wie er sie zu fühlen nicht mehr gehofft hatte, sein Herz erfüllte. In so regen, erhebenden Gefühlen, in warmem Dank gegen Gott, der ihn diesen Tag und diese Freude hatte erleben lassen, zog er langsam reitend, indeß Kurt stets dicht neben ihm ging, und sich nicht satt an ihm sehen, und über die tiefe Narbe genug verwundern konnte, die Ulrichs Stirn schmückte, in seine Burg ein.

Er fand hier durch Aichspalters Vorsicht Alles wohl geordnet, und zu seinem Empfange bereit, genau so, wie es vor seiner Verheirathung, nach dem Tode seines Vaters gewesen, und er dankte im Stillen dem Freunde diese Rücksicht. Bald war er wieder eingewohnt, und bald lief das Gerücht seiner Wiederkehr durchs ganze Land, und zog von fern und nah seine alten Freunde und Bekannten herbey. Einer der ersten war Heinrich, den die Kunde im Lager an der Leytha erreicht hatte. Sobald hier die Befehle im Nahmen des Herzogs gegeben waren, flog er nach Pottendorf. Er hatte das Schloß seit jenen verhängnißvollen Tagen, wo er bey Ulrich als Flüchtling Schutz gesucht, nicht wieder betreten, und was war nicht seitdem geschehen! Wie hatte sein eigenes, des Freundes Schicksal sich verändert, wie

hatte sich des Herzogs Sinn so ganz anders gestaltet! Diese Veränderungen machten den Inhalt ihres lebhaften Gespräches aus. Es war Künring nicht möglich, Melisendens gar nicht zu erwähnen, deren Schicksal so eng mit dem des Herzogs verflochten war. Vorsichtig stellte er also zuerst die Frage, ob Ulrich wisse, was mit jener Frau, welche er einst die seine genannt, während seiner Abwesenheit vorgegangen sey?

Ich weiß es, erwiederte Pottendorf ernst: Sie ist im Klarenkloster, und hat dort die ewigen Gelübde abgelegt. Von Herzen will ich wünschen, daß ihr Geist die Ruhe und den innern Frieden finden möge, den ihr die Welt nicht gewährt.

„Nun seyd ihr vollkommen getrennt.“

Wir waren es früher schon förmlich, und noch mehr der Gesinnung nach.

„Ich glaube, es würde dir ein Leichtes seyn, jetzt päpstliche Dispensation zu erhalten, um zu einer neuen Heirath zu schreiten.“

Ich denke nicht daran. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer.

„Du bist der Letzte deines Stammes.“

Auch Friedrich ist der Letzte des Seinigen. Wo die Eiche stürzt, darf das niedere Gehölz sich über seinen Untergang weder wundern noch beklagen.

„Unser Herzog ist aber alles Ernstes bedacht, den seinen zu erhalten. Er ist bereits mit der vierten Frau verlobt, und wird sie wohl heimführen, sobald er von Verona zurückkommt."

Er geht nach Verona? So entschließt er sich doch, außer Landes vor dem Kaiser zu erscheinen, und seinem Vorrechte zu entsagen?

„Es ist eine freundliche Einladung von Seite des Kaisers, keine Vorforderung. Sonst würde Friedrich in der Stimmung, in welche ihn die ehrenvollen Ereignisse der letzten Zeit versetzt haben, schwerlich sich dazu bereit finden lassen. Die Angelegenheit wegen der Königlichen Würde soll dort ganz beendigt werden."

Das sind glänzende Erwartungen. Wenn ihnen nur der Erfolg entspricht!

„Er sucht sie auf alle Weise zu begründen; er erweitert und stärkt sich von allen Seiten durch Bündnisse und durch rasche Schritte. Was er mit Ungarn vorhat, weißt du."

Du hast es erzählt. Ich kann es nicht billigen.

„Ich auch nicht. Aber sein Wille ist unbeugsam. Er war stets beharrlich auf seinem Entschlusse, nun vollends ist nichts mehr vermögend, ihn zu einer Änderung zu vermögen."

Es scheint, das Glück hat ihn verwöhnt.

„Morgen rücken die Schaaren über die Leytha. Bela ist unfähig, irgend einen Widerstand zu leisten, die Mongolen hausen noch in seinen Ländern. Mit Böhmen hat Friedrich sich aufs engste verbunden, indem er des Königs Sohne Wladislaw seine Nichte Gertrud verlobt hat. Der Herzog von Bayern wird sein Schwiegervater, der Kaiser ist ihm geneigt, und ehrt ihn auf jede Weise; im eigenen Lande hält er mit starker Hand jeden möglichen Widerstand nieder, und die einmahl die Schwere seines Arms empfunden, versuchen es nicht leicht zum zweyten Mahle. Das weiß ich am besten. Auch ist sein Regiment löblich, wenn gleich streng. Das Land erhebt sich überall in Flor und Segen, und bey den Auswärtigen weiß er sich Respect zu verschaffen. So, scheint mir, steht wohl seinen kühnen Entwürfen nichts oder nur wenig entgegen."

Du magst Recht haben. Mir erscheinen die Sachen überhaupt wohl in zu düsterm Lichte. Wie den Herzog das Glück, so hat mich, könnte ich sagen, das Unglück verwöhnt. Und doch muß ich Gott danken, der mich so wunderbar, so väterlich bis hierher geführt, und mir die Freude geschenkt hat, dich, meine Unterthanen und meinen lieben Kurt wieder zu sehen. Das war

mir der schmerzlichste Gedanke, wenn ich so an meiner schweren Kopfwunde in der Rauchhütte meines preußischen Gebiethers darnieder lag, Schmerzen, Unbequemlichkeiten und Entbehrungen aller Art dulden mußte, daß ich dort im fremden Lande, unter lauter Heiden sterben, kein bekanntes Gesicht in meiner Todesstunde um mich sehen, keine heiligen Sacramente empfangen, kein Wort von deutscher Zunge hören sollte. Nun bin ich doch wieder da!

„Gott sey dafür gelobt und gedankt! Wie haben wir dich Alle so tief und innig betrauert, als der Graf von Habsburg uns die Nachricht deines Todes brachte. Niemand zweifelte damahls daran, in Keines Brust kam auch nur ein Strahl von Hoffnung oder von Zweifel.“

Man hat mir ja sogar ein Grabmahl errichtet, versetzte Ulrich mit einem kleinen Lächeln, indem eine leichte Röthe flüchtig über sein Antlitz zog.

„Ein Grabmahl?“

Und ein stattliches dazu. Ich fand es in der Kirche der Mutter Gottes zu Czenstochow, wohin mich nach meiner Befreyung mein Gelübde führte, und erstaunte nicht wenig darüber.

„Und wer hat es denn erbauen lassen?“

Nun wird der unbekannte Freund es wohl haben abbrechen lassen, sagte Ulrich ausweichend, denn die Nachricht von meinem Leben hat sich schnell überall verbreitet.

„Sie ging dir lange voraus, aber es war Niemand, der im Anfange daran glauben wollte. Allmählich ließen sich immer mehr und mehr Stimmen vernehmen, die von dir sprachen. Manche wollten dich gesehen, von dir gehört haben. Als ich beynahe nicht mehr daran zweifeln konnte, bezähmte ich meine Freude, und ging zum Herzog, es ihm zu melden, denn ich wußte nicht, wie er die Kunde aufnehmen würde."

Meine Erweckung vom Tode kann ihm wohl nicht willkommen seyn.

„Doch! doch! Im ersten Augenblicke überraschte es ihn, das ist wahr; im zweyten trug das bessere Gefühl den Sieg davon. Er freute sich mit mir über deine Rückkehr, er freute sich doppelt darüber, daß er der geheimen Scheu in seinem Innern nachgegeben, und deine Lehengüter stets zurückgehalten hatte. Er trug mir auf, dir dieß zu sagen, und dich seiner Gnade zu versichern."

Er ist ein edler, ein wahrhaft fürstlicher Herr. Das erkenne ich, wie ich soll, und keine persönliche Verletzung hat mich je in diesem Glauben

ire gemacht. Gott erhalte ihn lange dem Vaterlande und uns!

„Du solltest dich ihm bald vorstellen. Er wünscht dich zu sehen.“

Mich zu sehen? entgegnete Ulrich betroffen, und schwieg eine Weile: Heinrich, du bist mein Freund, mein Waffenbruder; dir darf ich unumwunden sprechen. Ich gehe nicht zum Herzog.

Wie, du wolltest dich weigern? Deinem Lehensherrn?

„Nie, wenn er mich als solchen fordert. Er gebiethe über meine Reisigen, über mich! Meine Kräfte, mein Blut, mein Leben sind zu seinem Befehle, ich werde nicht einen Augenblick anstehen, mich vor ihm zu stellen, wenn er meiner bedarf. Heinrich! Ich habe seinen Blick nicht zu scheuen, das weißt du ohnedieß. Aber ohne Noth eines bloßen Besuchs, einer — Neugier wegen — damit verschone mich!“

Es würde dir schwer fallen, ihn zu sehen?

„Kannst du mirs verdenken? Was geschehen ist, ist geschehen. Du wirst mir zutrauen, daß keine unmännliche Schwäche mich jetzt einen Verlust bedauern läßt, der eigentlich keiner war, den nur mein getäuschtes Herz einige Zeit dafür halten konnte. Ein Gemüth, das so schnell von

einer unerlaubten Leidenschaft ergriffen und verzehrt werden konnte, war nicht geeignet, mich zu beglücken. Des Herzogs Verfahren gegen sie und gegen mich bleibt aber immer dasselbe. Und glaubst du, daß er mir je aufrichtig verzeihen wird, was er mir zu Leid gethan?"

Künring schwieg, und sah nachdenkend vor sich nieder.

„Der Anblick des Beleidigten muß, wenn auch Alles längst vorüber ist, dem Beleidiger immer ein Vorwurf seyn."

Dann müßte auch ich den Herzog fliehen, dann gäbe es keine aufrichtige Versöhnung unter Menschen, unter Christen, und das wäre sündlich.

„Vermenge die Art der Beleidigung nicht, und fordere nicht mehr, als Gott selbst von uns fordert! Du hattest deine Lehenspflicht überschritten, du hattest gegen deinen Fürsten gefehlt. Dein Fürst strafte deine Übertretung. Aber so wie du reuig zurückgekehrt warst, und dich unterworfen hattest, war Alles wieder gut gemacht. Deine Ehre war nicht verletzt, und als Mensch war Friedrich nicht von dir beleidigt worden. Das bleibt ein ewiger Unterschied zwischen deinem und meinem Falle. Indessen bin ich ja bereit, Alles zu

vergessen, sobald die Pflicht ruft, und ich habe es schon einmahl bewiesen."

Künring schwieg abermahls einige Augenblicke, dann sagte er: Ich dachte dich aufzufordern, mit mir und einigen andern unserer Edeln den Herzog auf seinem Zuge nach Verona zum Kaiser zu begleiten. Er will und wird dort mit großer Pracht erscheinen. Es würde ihn freuen, wenn du mitzögest.

Pottendorf schüttelte ungläubig den Kopf. Nach einer Weile sagte er: Glaubst du, daß dem Herrn irgend eine Gefahr auf dem Zuge drohen könnte, daß es nöthig wäre, ihn mit treuen, verläßlichen Menschen zu umgeben?

„Das glaube ich nicht. Es sieht Alles friedlich und freundlich aus. Wahrscheinlich setzt ihm der Kaiser dort die Königskrone auf, der königliche Siegelring ist bereits durch den Bischof von Bamberg nach Wien gesandt, und dem Herzoge überreicht worden. In Verona wird dann Alles beendigt werden, und wir mit unserm Könige nach Österreich zurückkehren."

Gott lasse ihn diese Krone lange und zu Österreichs Glück tragen!

„Es ist sonderbar, Ulrich. Er glaubt nicht daran."

Nicht an die Königskrone? Und er thut so viel dafür?

„An die Königskrone wohl, aber nicht an sein langes Leben. Darum handelt er auch so rasch, so fortschreitend.“

Das verhüthe Gott! Sein Tod unter den jetzigen Umständen wäre das größte Unglück. Heinrich, wenn du die geringste, entfernteste Vermuthung hättest, so entdecke es mir! Ich sitze mit allen meinen Mannen auf, und helfe des Herzogs Zug nach Verona decken.

„Dafür danke ich dir im Nahmen unsers Herzogs, aber ich hoffe, wir sollen deren nicht bedürfen. Lieber wäre es mir, ich könnte dich bereden, mich zum Herzog zu begleiten.“

Ulrich schüttelte schweigend den Kopf.

„Du bist unbeweglich, so lebe wohl! Meine Gegenwart ist im Lager nothwendig, und ich habe mich nur fortgestohlen, um dich zu sehen und zu bewillkommnen.“ Die Freunde umarmten sich noch einmahl innig und herzlich, dann eilte Künring an die Leytha zurück. Ulrich aber überdachte noch einmahl manches Wort, das Jener gesprochen, und zog es in Erwägung. In seinem Innern war, seit er nach seiner Rettung aus der heidnischen Gefangenschaft gleichsam in ein neues

Leben zurückgekehrt war, auch eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die unselige Leidenschaft, deren Stürme manches Jahr seines Lebens getrübt hatten, war früher schon dem Einflusse der Überlegung, eines ernsten Kampfes, endlich der Macht der Zeit gewichen. Er konnte ruhig an Melisenden denken, er hatte ihr verziehen, sie war ihm eine Fremde geworden. Aber seit er in Czenstochow und später in Kossenitz gewesen, hatte ein sanftes Bild Raum und Ruhe genug in seiner Brust gefunden, um sie mit stillerwärmendem Strahle zu erhellen. Er wußte sich geliebt, mit inniger, entsagender Empfindung, welche keine Absicht haben, und von dem Todtgeglaubten nichts erwarten konnte. Dankbarkeit und Achtung bahnten in seiner Seele einer ruhigen Neigung den Weg; er hatte bis jetzt noch an keine Vereinigung gedacht, aber es hatte ihm eine stille Befriedigung gegeben, daß er in der Ferne ein treues Herz wußte, das für ihn schlug, das den innigsten Theil an seinem Schicksale nahm. Jetzt hatte Künrings Gespräch, die Erwähnung einer zweyten Heirath, einen Funken in seine Seele geworfen, und die Schwierigkeiten, welche sich seinem Geiste zeigten, als er diesem Vorschlage nachsann, die Vorstellung von

der Wirkung, welche eine Nachricht von Schritten, in dieser Absicht gethan, in Kossenitz hervorbringen würde, entflammte seine Einbildungskraft, zeigte ihm das Bild des stillen, nonnenhaften Mädchens in einem Lichte, in dem er es noch nie gesehen, und ließ ihn zum ersten Mahl, seit er sich von ihr getrennt, an die Möglichkeit denken, sie unter ganz veränderten Beziehungen wieder zu sehen.

Ein Theil des angrenzenden Ungarns war von Herzog Friedrichs Schaaren besetzt, und diese selbst so zahlreich, wohlgeordnet, und durch den tapfern Heinrich von Lichtenstein so zweckmäßig befehligt, daß der Herzog mit voller Zufriedenheit dem Gelingen seines Planes, diesen Theil des Nachbarstaates mit Österreich zu verbinden, und für immer einzuverleiben, entgegen sah. Zu dem Zuge nach Verona wurden mittlerweile ebenfalls alle Anstalten mit großer Eile betrieben, und auf den Burgen der Edlen, so wie in der herzoglichen Burg zu Wien war Alles in fröhlicher Thätigkeit. Viele aus dem österreichischen und steyermärkischem Adel sollten den Herzog begleiten. Künring, der Marschall des erstern dieser

beyden Länder, den Friedrich mehr als einen väterlichen Freund denn als einen Diener betrachtete, und sein treuer Offterdingen, waren unter den Ersten, die er dazu benannte, und sie sowohl als die übrigen, die entweder ihr eigener Eifer oder des Herrn Wille dazu bestimmte, waren nun bemüht, nach dem Beyspiele ihres Herrn und nach ihrem Vermögen Alles aufs Glänzendste zu dem Zuge einzurichten. Besonders war der Herzog gewillt, die größte Pracht zu entfalten, und sich am Hofe seines obersten Lehensherrn und gnädig gesinnten Verwandten in jedem Glanze eines mächtigen Fürsten zu zeigen, der die hohe Würde, die ihn bereits schmückte, und die höhere, die ihn künftig schmücken sollte, mit stolzer Zuversicht fühlt.

Noch fehlten nur mehr wenige Tage, bis Alles, was zu den Vorbereitungen des Italischen Zuges gehörte, vollkommen in Ordnung seyn konnte, als unvermuthet eine Nachricht eintraf, die des Herzogs ganzen Unwillen erweckte. Auf der bayerschen Feste Obernberg am Inn wohnten die mächtigen Waldecker, Ministerialen Herzog Otto's, die sich seiner besondern Gunst erfreuten. Diese Gunst und wohl noch die eigene Gemüthsart trieb sie zu kühnen, übermüthigen Unterneh-

mungen. Sie beunruhigten die Straßen, hemmten die Schifffahrt auf dem Inn, dessen Gewässer ihre Burg beherrschte, und schädigten und neckten auf allerley Art die österreichischen Unterthanen, welche in ihrem Bereiche wohnten, oder in denselben geriethen. Schon mehrmahl waren Klagen hierüber an Herzog Friedrich gelangt, sein Unmuth war jedesmahl heftig erregt worden, und nur die Rücksicht auf die bevorstehende Verbindung hatte ihn vermocht, sich zu bezwingen, und zu suchen, das durch gütliche Vorstellungen beyzulegen, was er seiner Denkart gemäß am liebsten mit der Schärfe des Schwertes entschieden hätte. Eine Weile hatten jene Unterhandlungen zum Scheine gefruchtet; aber die Waldecker pochten auf ihres Herzogs Schutz, ließen sich nicht lange in ihrem wilden Treiben hindern, und glaubten vielleicht in der nahen Abreise Herzog Friedrichs eine bequeme Gelegenheit zu finden, um ungestraft ihre Frevel üben zu können. Aber Friedrich war noch in Wien, als die neuen und dringenden Klagen seiner Unterthanen und Amtleute zu ihm gelangten. Sein Zorn erwachte. Er stand einen Augenblick an, ob er nicht die Reise nach Verona aufschieben, auf der Stelle vor Oberuberg ziehen, und die übermüthigen Wald-

ecker züchtigen sollte. Künring, der ihm die unwillkommene Nachricht gebracht, und Zeuge seines schnell auflodernden Zornes gewesen war, erinnerte ihn an den Kaiser, der seiner bereits in Verona wartete, an den Unwillen, mit dem er des Herzogs längeres Außenbleiben unfehlbar aufnehmen würde, und an die Folgen, die dieses für den Herzog und seine Hoffnungen haben könnte. Das sah dieser ein, dennoch konnte er den Gedanken nicht ertragen, irgend einen Schimpf solcher Art ungerochen hingehen zu lassen. Er sann nach, und faßte plötzlich seinen Entschluß. Sende zu deinem Waffenbruder Pottendorf! Ich merke wohl, er will nicht vor mir erscheinen, aber er muß. Du darfst nicht von meiner Seite auf diesem Italischen Zuge, und nächst dir habe ich Niemand, dem ich mein Vorhaben mit so viel Zuversicht anvertrauen könnte, als ihn. Ich ernenne ihn zum einstweiligen Landesmarschall in deiner Abwesenheit, und trage ihm den Zug gegen Obernberg auf, und die Beylegung dieses Streites. Er ist mächtig, er ist entschlossen, aber auch klug und besonnen. Ihm vertraue ich ganz. Das laß ihn wissen, und mache, daß er bald kommt; denn ich muß mit ihm Rücksprache nehmen, und er muß sich auch meiner Mutter

vorstellen, die, so lange ich in Italien bin, die Geschäfte des Thrones besorgen wird.

Freudig überrascht vernahm Künring diesen Befehl seines Herrn, der für den Freund so ehrenvoll als heilsam war, auch die letzten Spuren des Trübsinns zu verscheuchen, die er noch auf Ulrichs Stirn wahrgenommen, und endlich um zwischen dem Herzoge und ihm alles auszugleichen. Er fertigte auf der Stelle einen Bothen nach Pottendorf ab, der indeß keinen andern Auftrag hatte, als den Ritter im Nahmen des Herzogs zu diesem zu bescheiden, und Pottendorf, so ernst sein Vorsatz gewesen war, ohne Noth nie vor dem Herzog zu erscheinen, gehorchte augenblicklich dem Befehle, und noch an demselben Abend wurde dem Herzog die Ankunft Ritter Ulrichs gemeldet.

Diese schnelle Folgeleistung freute den Herzog sehr, er empfing den lang Entfernten mit sichtbarer Rührung, welche vergebens sich hinter fürstlichem Anstand und herablassender Huld zu verbergen strebte, und deren Wahrnehmung jeden Funken von Groll in Ulrichs Seele erstickte. Die Spuren ausgestandener Beschwerden, die sich in Ulrichs Gestalt und Zügen zeigten, die tiefe Narbe auf seiner Stirn, die von den Ge-

fahren sprach, welchen er entgangen, beschäftigten für den ersten Augenblick seinen Herrn weit mehr als Alles, was er ihm von Befehlen und Aufträgen zu sagen hatte. Ulrich mußte erzählen, dem Herzog war Alles wichtig, was die Führung des Kreuzzugs und den Ritter betraf, und erst nachdem dieß Alles besprochen, und jeder angelegenen Erkundigung ein Genüge geschehen war, eröffnete der Herzog seinem Lehensmanne die eigentliche Ursache seiner Hierherberufung, die Ernennung zum Stellvertreter Künrings und zum Führer des Zuges gegen Obernberg. Die sichtliche Überraschung, womit Ulrich den Entschluß seines Herrn vernahm, die hohe Gluth der Freude, die seine Züge überstrahlte, selbst das augenblickliche Verstummen des Bestürzten ließen den Herzog erkennen, daß Ulrich wirklich nichts von seinem ehrenden Entschluß gewußt, und sein schnelles Erscheinen nur Wirkung pflichtgemäßer Unterwerfung war. Um so herzlicher war seine Anerkennung und um so freudiger Ulrichs Gehorsam, der sich nun die genauesten Verhaltungsbefehle seines Herrn ausbath, und mit froher Zuversicht versprach, alle seine Kräfte aufzubiethen, um dem Vertrauen seines Fürsten zu entsprechen.

Der Herzog setzte seinem Lehensmanne den Stand der Dinge weitläufig und klar auseinander, so wie auch seine Absicht bey diesem Zuge, und dann schloß er seine Unterweisung also: Fürs erste bleibst du jetzt hier, Ulrich, und gehst mir nicht fort, bis ich die Stadt verlasse; dann stellst du dich geziemend meiner Mutter vor, die ich zur Regentinn bestellt habe, und wenn alles dieß geschehen ist, dann kehre zurück auf deine Burg, und rüste deine Leute zum Zuge gegen diese frechen Waldecker. Wie ich mit dem Herzoge von Bayern stehe, und welche Fäden da angeknüpft sind, weißt du.

„Ich weiß es, gnädiger Herr, aber eben darum bin ich sehr erstaunt über euern Befehl, gegen diese Waldecker zu ziehen, die Dienstmannen eures künftigen erlauchten Herrn Schwiegervaters sind, und sich, wie man sagt, seines besondern Schutzes rühmen —"

Und eben darum, sage auch ich, laß ich nicht mit mir spielen. Glauben diese Übermüthigen, weil der alte schwache Mann sich vor ihrer Macht scheut und sie gewähren läßt, sie dürften auch mir dasselbe biethen, und ich würde, um den alten Herrn nicht zu erzürnen, oder um der schönen Augen meiner Braut willen, alles gelassen

hinnehmen, und leiden, daß man meine Unterthanen schädigt und mißhandelt, den freyen Verkehr auf meinen Straßen hemmt, meine Kaufleute niederwirft, und sich allen Muthwillen frecher Wegelagerer gegen mich erlaubt? Nein, bey Gott! das sollen diese Buben, diese Waldecker sich nicht gelüsten lassen! Sie sollen es erfahren, daß noch Niemand den Herzog von Österreich ungestraft beleidigt hat, und daß der König noch weniger gesonnen ist zu leiden, was jener nicht duldete.

„Euer Zorn ist gerecht, gnädiger Herr, und ihr könnt versichert seyn, daß ich Alles aufbiethen werde, die Unbilden zu rächen, die man sich gegen meinen hohen Lehensherrn erlaubt hat. Ich denke in Kurzem mit fünf bis sechs hundert Mann vor der Feste zu erscheinen.“

Das ist genug und mehr als genug.

„Es ist meine Absicht, wenn ihr, durchlauchtiger Herr, es gut heißet, sogleich zum Anfang vollkommnen Ernst zu zeigen; darum ist die Zahl eben nicht zu groß.“

Recht! du greifst es am wahren Ende an.

„Dann aber, wenn ich erst in der Nähe bin, schicke ich einen Herold hin, der ihnen verkünden soll, was ihnen bevorsteht, zugleich aber ihnen

noch einmahl Frieden und gütlichen Vergleich anbiethen."

Du hast mich vollkommen gefaßt. So ist's recht. Wer Frieden will, bereite den Krieg; das habe ich einmahl auf Latein gelernt, und mit den Waffen in der Hand spricht sichs gar leicht und wirksam.

„So denke ich auch, durchlauchtigster Herr! Ich will ihnen strenge, aber gerechte Bedingungen machen."

Vor allem vollkommenen Schadenersatz, Freylassung aller meiner Leute, die in ihren Löchern und Verließen liegen, und gänzliche Wiederherstellung in den vorigen Zustand. Davon gehst du nicht ein Haar breit ab, hörst du?

„Es scheint mir billig und geziemend, und es läßt sich auch Alles mit der Achtung vereinbaren, die ihr, gnädiger Herr, gegen den Herzog beobachten wollt."

Du hast mich verstanden, Ulrich, und deine Art, die Sachen anzusehen, rechtfertigt meine Wahl, die dich zu diesem Dienst berufen. Ich hätte vielleicht den Preußler schicken können, aber der schlägt gleich mit Fäusten drein, und das geht hier nicht. Du wirst anständig verfahren, und doch weder mir noch dir etwas vergeben. Nun,

leb wohl, wir sehen uns bald wieder, denn wie gesagt, du darfst nicht mehr aus der Stadt, bis ich fort bin. Es wird noch Manches zu berathen geben.

Herzog Friedrich war mit seinem glänzenden Gefolge nach Verona gezogen. Ritter Ulrich hatte sich nach dessen Befehl der verwitweten Herzoginn vorgestellt, dann hatte er seine Vasallen und Reisigen zusammenberufen, alles zum Zuge nach Obernberg bereitet, und war, nachdem er sich noch einige Mahle auf dem Kahlenberger-Schlosse eingefunden, um die Befehle der Regentinn zu vernehmen, mit seiner zahlreichen und wohlgerüsteten Schaar aufgebrochen, um die Waldecker zur Rechenschaft zu ziehen.

Während alles dieß in Österreich vorging, hatte auch in Ungarn sich die Gestalt der Dinge mächtig verändert. Bela war von den verfolgenden Mongolen bis nach Dalmatien, und endlich, als sie ihm auch hier nachkamen, auf die Insel Veglia geflüchtet; aber so wie oft in dem Übermaße des Unglücks oder des Glücks auf Erden bereits der Keim zu einem plötzlichen Umschwunge sich entwickelt, so hatten Bela's und seines Lan-

des vielfache Leiden auch hier ihr Ende gefunden. Es erhoben sich in Dalmatien selbst zum Schutze des Königs die in diesem Lande so mächtigen Frangepani, an ihrer Spitze Jerindo, dem wir in diesen Blättern schon öfters begegnet sind, und der für jetzt das eigentliche Haupt des Hauses war, sammt den Rhodiser-Rittern, die es für Ordenspflicht hielten, dem christlichen Fürsten gegen Heiden beyzustehen. Mit ihrer Hülfe wurden die Mongolen zuerst hier zurückgedrängt. Mehrere Getreue fingen an, von dem ersten Schrecken erhohlt, welcher das Land befallen, sich um ihren König zu sammeln. Mit diesen, mit den Schaaren der Frangepani und der Ritter rückte Bela nunmehr aus den untern Ländern herauf, und bald darauf fingen, zum Erstaunen der Ungarn, die Mongolen überall an, sich zurückzuziehen. Bela's Heer fand nur geringen Widerstand, es verbreitete sich die Nachricht, daß in Asien der Chan der Tartaren gestorben war, und daß nun Zwistigkeiten über die Nachfolge die Heerführer der in Ungarn eingebrochenen Heere schleunig nach Hause beriefen. Die Völkerfluth, die sich über diese Länder ergossen hatte, verlief sich ohne weitern Kampf oder Widerstand, die Mongolen eilten nach Asien zurück, und Bela konnte unge-

hindert daran denken, sein verwüstetes Reich wieder herzustellen. Durch die innern Kräfte, welche dieses Land besitzt, gelang dieß auch bald, und über alles Erwarten; und während Friedrich in Verona war, vernahm man schon mit Erstaunen an des Kaisers Hofe, wie kräftig und schnell sich Ungarn von seinen Verwüstungen erhohle, und welche Macht sich bereits wieder um den König sammle. Der Herzog von Österreich vernahm es auch, und er gedachte seiner alten Fehden mit Bela, und der von seinen Schaaren besetzten Länder. Aber das Bewußtseyn seiner Kraft und so mancher glückliche Erfolg ließen keine Besorgnisse in ihm emporkeimen, und freudigen Muthes gab er sich dem Genusse einer glänzenden, schmeichelhaften Gegenwart am Hofe seines Verwandten, und noch glänzenderen Hoffnungen für die Zukunft hin.

Kaiser Friedrich hatte indessen auch seine Absichten mit dieser Einladung des Herzogs und dem Versprechen der Königskrone gehabt. Des Herzogs drey kinderlose Ehen, sein leidenschaftliches Gemüth, das ihn leicht in gefährliche Unternehmungen verwickelte, machten es wahrscheinlich, daß sein Stamm mit ihm und vielleicht bald erlöschen könnte. Der Kaiser hatte seine frühern

Absichten auf Österreich nicht vergessen, und sein kluger Kanzler a Vineis hatte den Auftrag, den Herzog von weitem auszuforschen, wie er den höchst ehren- und vortheilhaften Antrag einer näheren und innigeren Verbindung seines Hauses mit dem des Kaisers aufnehmen würde? Er ließ ihm die Möglichkeit sehen, daß der Kaiser selbst des Herzogs Nichte Gertrud zu seiner Gemahlinn erheben, dieser dadurch der Ohm des Oberhaupts der Deutschen, und der Kaiser somit der unzertrennliche und treue Verbündete des künftigen Königs von Österreich werden würde.

So lockend dieser Vorschlag war, und so fein der staatskluge Kanzler ihn dem Herzog nur als eine von ihm ausgegangene Idee vorstellte, so durchschaute Friedrich doch bald den ganzen Plan; es reitzte seinen Unwillen, denn er erblickte überall nur Absicht, wo er an gegenseitige Achtung und wahres Wohlwollen, als die Frucht früherer Ereignisse, geglaubt hatte. Auch er wußte indeß sich besonnen zu benehmen, und eben so obenhin, wie der Kanzler ihm den Vorschlag gemacht hatte, die Kunde einfließen zu lassen, daß seine Nichte bereits seit längerer Zeit mit dem Sohne des Königs von Böhmen verlobt, er selbst aber im Begriffe sey, der Prinzessinn von Bayern die

Hand als Gemahl zu reichen. Es wurde nun jenes Heirathsantrages nicht mehr erwähnt, aber das Geschäft wegen der Königskrone ging nicht mehr so eifrig vorwärts, wie früher. Der Kaiser blieb gnädig und huldreich, der Kanzler aufmerksam und dienstbeflissen, Feste folgten auf Feste, Herzog Friedrich fand Gelegenheit, seinen Muth wie seine Gewandtheit in ritterlichen Übungen vor den schönsten Frauen und den tapfersten Männern von Italien zu zeigen, und an dem Orte, an welchem seine persönliche Erscheinung und der Glanz, der ihn umgab, bereits Aller Augen auf ihn gerichtet hatten, auch Ruhm und Lob in Menge einzuerndten. Aber die Zeit, welche er selbst zu dem Aufenthalte in Verona festgesetzt hatte, war verflossen, und das Diplom seiner Königswürde, das früher, wie er vernommen, schon entworfen, und beynahe fertig in des Kaisers geheimer Kanzelley gelegen hatte, konnte wegen stets sich erneuernden Hindernissen nicht vollendet werden, und so kam es denn, daß der Kaiser, der sich nach Apulien begeben wollte, und der Herzog, dessen Abwesenheit aus seinen Staaten ohnedieß länger gewährt, als er früher gewollt, Verona verließen, ohne daß der eigentliche Zweck dieser

Zusammenkunft weder bey dem Einen noch bey dem Andern erreicht war.

Mißmuth und Ungeduld im Herzen, kehrte Herzog Friedrich nach Österreich zurück. Er glaubte sich von diesen Italienern überlistet, er zürnte über ihre Treulosigkeit, er schämte sich seines zu gutmüthigen Vertrauens. Nur Künring allein vernahm, was in seiner Seele vorging; vor den Übrigen seines Gefolges ließ er eben so wenig wie vor irgend einem Menschen in Verona laut werden, wie sehr ihn des Hohenstaufen staatskluge Absichtlichkeit und die verspätete Erfüllung seines heißbegehrten Lieblingswunsches kränkte, den er schon ergriffen zu haben, und mit dem ersehnten Schmucke als König in sein Erbland wiederzukehren gedacht hatte. Je fester diese Erwartung in seinem Herzen gewurzelt hatte, je heftiger war sein Zorn, und er erschöpfte sich in Planen, wie er dieses an dem Kanzler, dem er den ganzen Entwurf beymaß, rächen, und den Kaiser dahin bringen könnte, doch zu thun, was er jetzt verweigert. In solchen Gedanken wurden die ersten Tagereisen zurückgelegt. Jetzt näherte sich der Zug den Alpen, da erwachte die Erinnerung an seine Braut, die hinter diesen Bergen lebte; eine sanftere Empfindung beschwichtigte die auf-

geregte Brust, er beschloß einen kleinen Umweg zu machen, um Elisabeth zu besuchen; der Reiseplan wurde abgeändert, und durch Tyrol der Weg nach München eingeschlagen.

Indessen hatte Pottendorf des Herzogs Befehl genau und kraftvoll vollzogen. Er war vor Obernberg gerückt, hatte die Loslassung der Gefangenen, die Zurückerstattung des geraubten Gutes mit Anstand aber mit Festigkeit gefordert. Die Waldecker zeigten sich sogleich, dem Scheine nach, bereit, es wurden Herolde hin und her ins österreichische Lager und auf die Burg gesandt. Doch geschah dieß alles nur, um Zeit zu gewinnen; und so wie Pottendorf dieß ahnete, änderte er seine Sprache, und drohte mit Gewalt. Es war ihm kund geworden, daß starke Haufen im Anzuge wären, um der Burg zu Hülfe zu kommen; da schickte er den Absagebrief, und eröffnete die Belagerung mit so viel Kraft und Muth, daß die Waldecker, welche sich aus der langen und bedächtigen Unterhandlung, die dem Angriffe vorausgegangen war, eine ganz andere Vorstellung von dem österreichischen Feldhauptmanne gemacht hatten, bald erkannten, daß ih-

nen keine Hoffnung als auf die eigene Kraft blieb. Die heranrückenden Schaaren, welche den Rittern von Waldeck zu helfen bestimmt waren, wurden einzeln geschlagen, die Burg immer enger umzingelt, Sturm folgte auf Sturm. Ulrich ließ die Besatzung nicht zu Athem kommen, und zwey Stunden, ehe ein letzter Bothe, den die Waldecker in ihrer höchsten Noth nach München gesandt hatten, um dem Herzog Otto die Gefahr zu melden, in der sie sich befanden, mit dem Versprechen naher, kräftiger Hülfe zurückgekommen war, wurde die Burg erstürmt, die Herren derselben entflohen durch den unterirdischen Gang, und was von der Besatzung nach so vielen Stürmen noch am Leben war, fiel in Pottendorfs Macht.

So bald er die Burg erobert hatte, ließ er alle Vorräthe besichtigen, und befahl die Festungswerke auszubessern, welche sehr beschädigt waren; dann ernannte er, nach Herzog Friedrichs Geheiß, einen von dessen Rittern, den Herrn von Schaumberg, zum Befehlshaber der Burg, der auch am meisten zur Eroberung derselben beygetragen, ließ ihm hinlängliche Besatzung zurück, und kehrte mit seinen Schaaren und den Gefan-

genen nach Wien zurück, wohin ihn seine Pflicht als Landesmarschall rief.

Es war nicht lange nach Beendigung dieser Fehde, daß Herzog Friedrich auf seiner Rückfahrt aus Italien den Entschluß gefaßt hatte, seine Braut in München zu besuchen, und mit ihrem Vater noch die letzte Rücksprache wegen der feyerlichen Vermählung zu treffen. Nach mancher verdrießlichen Enttäuschung, die er in Verona erfahren hatte, nach manchen beunruhigenden Nachrichten, die ihm theils dort, theils während seiner Reise aus Ungarn gekommen waren, und die ihm Bela's immer mehr sich befestigende Macht, den Flor und die Kraft, zu welcher die Länder desselben schnell aufblühten, mit sehr lebhaften Farben schilderten, und ihm in der nächsten Zukunft die Rache eines alten Feindes erwarten ließen — nach allen diesen verstimmenden Erfahrungen hatte sein aufgeregter Geist mit Lust auf dem Gedanken verweilt, Erhohlung, Heiterkeit und süßwillkommene Zerstreuung in München, am Hofe des biedern Herzogs, an der Seite der lieblichen Braut zu finden. Er freute sich, dieselbe mit den köstlichen Gaben zu beschenken, die er für sie von dem glänzenden und kunstreichen Hofe des Kaisers mitgebracht hatte, und ihre jugend-

lichen Reize durch allen den fürstlichen Putz, der wohl einer Königinn geziemt hätte, zu erhöhen. Er kam, und wurde achtungsvoll, aber mit solcher Kälte empfangen, daß seine fröhliche Gluth augenblicklich erstarrte, und er betroffen und höchst gereizt sich zurückzog. Es war die Fehde mit den Waldeckern und die Einnahme von Obernberg, welche ihm hier so sehr verdacht wurde. Die Waldecker hatten gewußt, dem alten Herzog, der von jeher nur zu nachsichtig gegen sie gewesen war, die Sache in einem Lichte vorzustellen, welches alle, oder doch die allergrößte Schuld auf den Herzog Friedrich warf, und das Verfahren Pottendorfs, so mild und schonend es im Grunde gewesen war, aufs gehässigste erscheinen ließ. Sie hatten sich nach München geflüchtet, sie hatten den Geist ihres Herrn bearbeitet, und sie hielten sich noch verborgen dort auf, als Herzog Friedrich, nichts von allem dem ahnend, mit frohem Gefühl und der Erwartung eines Empfangs, der seinen Empfindungen entsprach, vor seinem künftigen Schwiegervater erschien.

Das Alles erfuhr Friedrich bald theils durch Künrings Nachforschungen, theils durch treue Anhänger, die er am Hofe zu München hatte, und die seiner ritterlichen Sitte und seines ge-

winnenden Betragens, das sie bey den Verlobungsfeyerlichkeiten zu Wels erfahren hatten, nicht vergessen konnten. Sein Zorn loderte auf, doch bezähmte er ihn noch, und zwang sich, von dem alten Herzog mit anständiger Gelassenheit eine Erklärung zu verlangen. Die Unterredung zwischen zwey Menschen, die bereits Groll gegen einander hegen, und deren jeder die triftigsten Gründe für sein Recht zu haben glaubt, erhitzt sich gewöhnlich nur zu bald, und führt selten zu dem gewünschten Zwecke. So geschah es auch hier. Herzog Otto sah in dem Angriff auf Obernberg eine absichtliche Beleidigung seiner eigenen Person in der seines Dieners und Lieblings; Friedrichs Zorn loderte hoch empor, als er sich, den Fürsten eines mächtigen Staates, den künftigen König, dem Vortheile und den lügenhaften Vorspiegelungen eines unbedeutenden Ministerialen von dem Fürsten aufgeopfert glaubte, dem er mit der bevorstehenden Verbindung Ehre und unverkennbaren Vortheil zugedacht hatte. So erbitterten sich zusehends die Gemüther, der Anfangs bezähmte Groll trat immer sichtbarer hervor, die Stimmen erhoben sich, scharfe Reden fielen, Recht und Unrecht war nicht mehr zu unterscheiden, da öffnete der alte Herzog, um, wie

er dachte, seinen Gegner vollkommen zu beschämen, und ihn seines Unrechts durch den gültigsten Zeugen zu überführen, die Thüre eines Nebengemaches, und Franz von Waldeck trat heraus.

Bey diesem Anblick kannte sich Friedrich nicht mehr vor Zorn, da er den Gegenstand eines Zwistes vor sich sah, der sich so verletzend zwischen ihn und eine seiner schönsten Hoffnungen stellte. Was Herzog Otto bezweckt hatte, erfolgte freylich nicht. Waldeck war nicht im Stande, in Herzog Friedrichs Gegenwart die Lügen gegen ihn, die er seinem Herrn hinterbracht hatte, vollständig zu behaupten. Der Streit gewann alsobald ein anderes Aussehen, als Friedrich, nachdem er mit leidenschaftlicher Heftigkeit alle falschen Behauptungen des Waldeckers widerlegt hatte, diesem zuletzt mit verachtender Geberde den Handschuh vor die Füße warf, und ihm zurief: wenn er es wagte, seine Behauptungen im Gottesgerichtskampfe zu erhärten, so wolle er, Herzog Friedrich, sich so weit erniedrigen, mit ihm darob zu kämpfen. So ganz war des Waldeckers Gewissen nicht erstorben; er erblaßte, ließ den Handschuh liegen, und suchte nun, bey dem Bewußtseyn, daß er sich keinem Gottesurtheile aussetzen dürfe, einzulenken, zu deuten, zu beschönigen.

Der alte Herzog fühlte das, er ahnete sein Unrecht in dem seines Dieners. Ihm ward bange, mit Furcht blickte er in Friedrichs vom Purpur des Zorns flammendes Antlitz, und vermochte den Blitz seines Auges nicht auszuhalten. Verachtend winkte Friedrich einem Edelknaben, der sich an der Thüre zeigte, ihm den Handschuh aufzuheben, wandte dem Herzog und dem Waldecker den Rücken, und verließ, obwohl Otto ihn zurückzuhalten, und sich mit ihm zu verständigen strebte, das Gemach, und eben so schnell die herzogliche Burg. In der Herberge angekommen, in der er abgestiegen war, berief er den treuen Künring, theilte ihm, noch glühend vor Zorn, den Auftritt mit, den er so eben bey dem Herzoge gehabt, befahl die Pferde zu satteln, das Gepäck in Eile zu ordnen, bestieg in Gegenwart zweyer Edelleute des Herzogs, die dieser dem Erzürnten bald darauf nachgesandt, um ihn zu beschwichtigen, sein Pferd, nachdem er den Bothen einen flüchtigen Gruß an den Herzog aufgetragen, und sprengte mit seinem ganzen zahlreichen Gefolge durch die erstaunte Stadt, und aus dem Thore von München, um es nicht wieder zu betreten.

Künring, mit der Gemüthsart seines Herrn

bekannt, hatte gar keinen Versuch gewagt, den Zornflammenden zu besänftigen, er wußte, daß dieß vergeblich war, ja daß es nur zu oft die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hatte, er schwieg, und ließ den Sturm sich selbst vertoben. Sie ritten unablässig und unaufgehalten fort, der Herzog sprach selten und wenig; was er sagte, zeugte von der heftigen Aufreitzung, in der seine Seele sich befand. Endlich erreichten sie die Grenze; der Herzog befahl den Zug gegen Obernberg zu lenken. Dort angekommen, leuchtete eine wilde Freude aus seinen Blicken, als der Augenschein ihn überzeugte, wie fest die Burg, wie hartnäckig der Widerstand, und also wie tapfer der Angriff Pottendorfs gewesen seyn müsse. Noch lag ein Theil der Mauern in Schutt, und Ulrich von Schaumberg freute sich, den Herzog überall herumführen, ihm die Wichtigkeit der Feste in jeder Hinsicht, den Vortheil, den ihre Eroberung dem Herzog brachte, und den Muth der Schaaren zu loben, welche sie erstürmt hatten. Mit schnellen Blicken faßte der Herzog, was noch zu thun übrigte, ordnete es an, und verließ mit etwas mehr beruhigtem Geiste die Burg und die Gegend, um nach Wien zurückzukehren.

Gleich nach seiner Ankunft eilte er aufs Rah-

lenbergerschloß. Erstaunt empfingen ihn Mutter und Schwester, die ihn nicht so bald erwartet hatten, und lasen in seinen finstern Zügen einen Theil seines Mißmuthes. Bekümmert und sorgenvoll hörten sie dann seinen Bericht von dem, wie in Verona seine gegründeten und gerechten Erwartungen waren hingehalten worden, von dem erstarrenden Empfange in München und der Zusammenkunft mit dem Waldecker. Sein ganzer Zorn loderte wieder hoch empor, als er seinen Angehörigen schilderte, was man sich gegen ihn erlaubt, und was er dabey empfunden. Theodora sah eine schöne Hoffnung zerstört, den theuern Sohn endlich an der Seite einer liebenswürdigen und geliebten Gemahlinn das Glück genießen zu sehen, das ihm noch keine seiner frühern Verbindungen gewährt; denn diese Elisabeth von Bayern war ihr von Jedermann als ein Vorbild weiblicher Anmuth und Tugend geschildert worden. Margarethe bedauerte das Schicksal der verlassenen Braut, von der sie wußte, daß der Herzog auch als Mann und Ritter, und nicht bloß als Fürst ihr Herz gerührt; aber noch tiefer bekümmerte sie ihres Bruders vereitelter Wunsch auf die Königskrone. Sie wußte aus so mancher Äußerung, die dieser nur ihr vertraut, welchen

hohen Werth er auf die Erreichung dieses Ziels gesetzt, und wie sicher er es schon erfaßt zu haben glaubte. Auch jetzt noch war er nicht von dieser Hoffnung geschieden, er hatte sie nicht aufzugeben vermocht, denn er hing mit allen Fasern seines kräftigen Herzens daran; aber Margarethe, die den Kaiser, dessen Hof, und den klugen a Vineis länger und besser kannte, als ihr Bruder, durchschaute den Plan desselben, nährte keine Hoffnung mehr, und zitterte vor dem Zeitpuncte, wenn ihr Bruder das Alles eben so klar erkennen, und dieses Erkennen ihn vielleicht zu verderblichen Unternehmungen hinreißen würde. So war Kummer und Besorgniß mit ihm auf dem stillen Witwensitze eingezogen, und als er längst wieder nach Wien, und in den Strudel seiner vielen Arbeiten und Bestrebungen zurückgekehrt war, blieb er und die Befürchtungen, welche jene Ereignisse und sein Betragen erregt hatten, der Gegenstand angelegener Unterredungen zwischen den beyden Frauen.

Diese Befürchtungen wuchsen allmählig, wie auf einer Seite die Eingriffe seiner Feinde, auf der andern die Entrüstung des Herzogs gegen diese sich gegenseitig immer steigerten. Der Ritter, welchem Pottendorf die Huth von Oberndorf an-

vertraut hatte, und der durch seine Sinnesart die Gunst Friedrichs in den ersten Stunden gewann, war ganz der Mann darnach, um den feindseligen Riß zwischen seinem Herrn und Herzog Otto zu erweitern, und Unbill mit Unbill in gesteigertem Verhältnisse zu vergelten. Was sich Waldeck gegen Friedrichs Unterthanen erlaubt hatte, übte Schaumberg ärger an den Bayern. Klagen kamen auf Klagen; endlich rüstete Herzog Otto, und rückte vor Obernberg, die verlorne Feste wieder zu gewinnen, und seine Unterthanen vor Schaumbergs Gewaltthätigkeiten zu befreyen. Dieser sandte seinem Herrn schnell Bothschaft von der Gefahr, die ihn bedrohte. Eben so schnell entboth der Herzog seine mächtigsten Vasallen, und kaum war Otto mit seiner Macht vor Obernberg erschienen, als ihm die Kunde kam, daß Friedrich mit zweymahl stärkern Schaaren von Wien heraufziehe. Otto fand es nicht rathsam, sich in eine offene Feldschlacht einzulassen, er zog sich zurück, aber die Fehde war nun erklärt, und an eine gütliche Ausgleichung nicht mehr zu denken. Friedrich hatte seine Heirathsgedanken gänzlich aufgegeben, er zieh Elisabeth der Kälte, der Unentschlossenheit, weil sie sich dem Befehle des Vaters gefügt, und dem Bräu-

tigam, den sie doch früher zu lieben geschienen hatte, frostig und zurückhaltend hatte begegnen können. Bey ihm war die ohnedieß nicht starke Liebesgluth im Kampfe mit Stolz und feindseligen Gefühlen untergegangen. Er that Elisabeth Unrecht, er ahnete nicht, mit wie blutendem Herzen sie dem Befehle des aufgebrachten Vaters sich gefügt, der seinerseits auch nicht gemeint hatte, daß es bis zu diesem Äußersten kommen würde. Jetzt war der Bruch zu weit gediehen, Erbitterung, Mißverständniß, böswillige Einmischungen machten ihn immer unheilbarer, die Gluth griff weiter um sich, andere Fürsten und Edle nahmen Theil daran; Manche glaubten, die Gelegenheit sey vorhanden, irgend ein altes Unrecht zu strafen, oder einen neuen Vortheil zu erringen. Bald war der Krieg allgemein, von beyden Seiten wurden Burgen gebrochen, Dörfer angezündet, Felder verheert. Herzog Friedrichs Zorn verfolgte vorzüglich die Herren von Waldeck, welche er als die Urheber alles dieses Übels ansah. Andere nahmen sich ihrer an, zu diesen gehörte vor Vielen der Bischof von Passau. Eingedenk der Großmuth, mit welcher ihn Friedrich nach der Schlacht auf dem Steinfelde behandelt, hatte er sich damahls eifrig und mit

Erfolg zu Friedrichs Gunsten beym Kaiser verwendet, und nun glaubte er den Herzog billig an diesen Dienst erinnern, und um Schonung für die Waldecker, seine Verwandten, ersuchen lassen zu können. Aber diese Erinnerung entflammte des Herzogs Zorn noch mehr. Er hatte den Kaiser und Verona nicht mit freundlichen Empfindungen verlassen; es ward ihm je länger, je klarer, daß man ihn mit leeren Hoffnungen hingehalten, daß die Aussicht auf seinen unbeerbten Tod die wahre Ursache aller Auszeichnung war, die man ihm erwiesen. Er ließ Rüdigern eine rauhe Antwort sagen; dieser wurde ebenfalls dadurch aufgebracht, und sagte dem Herzog ab. Friedrich war in einer Stimmung, in welcher es ihn freute, einen Feind mehr zu haben, an dem er den Zorn kühlen konnte; er rückte vor Ebersberg, das dem Bischof gehörte, und gewann es mit stürmender Hand, ehe jener auf Schutz für seine Feste denken konnte. [2]) Überall waren des Herzogs Waffen siegreich, überall erlagen ihm Heere und Schlösser; aber dieses Glück und der Haß, mit dem er seine Kriege führte, rissen ihn weit über alle Schranken der Billigkeit hinaus. Er wollte nicht bloß erlittenes Unrecht strafen, sondern unversöhnlich und unnachlassend rächen,

und vergebens versuchte Künring durch ernste Mahnungen, Pottendorf durch Bitten und Vorstellungen, diesen wilden Sinn in das verlassene Geleise ehemahliger Gerechtigkeit und Großmuth zurückzuführen.

Eine lange Zeit war nun verflossen, seit Melisende, durch ewige Gelübde festgebunden, im Clarenkloster lebte; aber jene Stille, jener innere unerschütterliche Frieden, den sie gehofft hatte hier zu finden, und durch den sie Veronika und viele ihrer Mitschwestern beglückt sah, war ihr nicht zu Theil geworden. Zwar hatte sie gehofft, als sie mit ihrem Schmerz getäuschter Hoffnung und verrathener Liebe hierhergeflüchtet war, diesen in heiligen Mauern wie in ein tiefes Grab gelegt zu haben, in welchem er schlafen, und ihre Seele nicht mehr beunruhigen sollte. Sie hatte nicht bedacht, daß dieser Friede nicht die Frucht einer bloß veränderten Lebensweise, sondern nur harter Kämpfe mit sich selbst, und gänzlicher Ergebung in den Willen des Höchsten sey. Die Stürme erwachten wieder von Zeit zu Zeit, und die überstrengen Bußwerke, zu welchen sie ihre Zuflucht nahm, vermochten sie nicht

hinreichend zu stillen; denn auch diese waren nicht in reiner Absicht geübt. Wenn auch Reue und Wunsch frühere Vergehungen abzubüßen sie dazu trieben, so hatten Verzweiflung und Lebensüberdruß auch ihren geheimen Theil daran. Es ließ sich eine leise Stimme, fürwahr nicht die Stimme ihres guten Engels, in ihr vernehmen, die ihr zuflüsterte: diese Casteyungen, diese Entbehrungen würden ihre verwöhnte Natur bald untergraben, und mit einem frühzeitigen Tode auch das Ende ihrer Qualen frühzeitig herbeyführen. Die Äbtissinn hatte dieß bald nach dem Eintritte Melisendens ins Kloster erkannt, sie hatte liebreich mit ihr darüber gesprochen, und ihr endlich diese allzugroße Strenge unter geistlichem Gehorsam untersagt. Dem Scheine nach hatte sich Melisende diesem Gebothe gefügt, heimlich aber ihre Selbstpeinigungen fortgesetzt, bis die Erlaubniß, die unwiderruflichen Gelübde abzulegen, eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihr und der Welt aufgeführt, und ihr zuerst dadurch einen Anschein von innerer Ruhe gegeben hatten.

Der Umgang mit den stillen Nonnen, deren Rechnung mit der Welt geschlossen war, die unverrückbare Ordnung des Tageslaufes innerhalb

der Mauern des Klosters, in welche nur der Wechsel der Jahreszeiten und die kirchlichen Feyerlichkeiten eine voraus zu berechnende Veränderung brachten, trugen endlich das ihrige bey, die aufwallenden Regungen in Melisendens Gemüth zu stillen, das wie ein schreiendes Kind von der gleichen Bewegung der Wiege, von den leisen Wellen des gleichförmigen Lebens sich beschwichtigt fühlte. Am wohlthätigsten aber wirkte Veronika's milder Geist auf sie, und je länger Melisende sich an das Unrecht erinnerte, das sie an diesem schuldlosen Wesen einst verübt, je bitterer ihr diese Erinnerung war, je völliger und freudiger schien Veronika alles Vergangene vergessen zu haben. Sie näherte sich ihr immer mehr, sie kannte die wunden Stellen in Melisendens Gemüth, sie behandelte sie klug und schonend, und jene Neigung, die ein gutgeartetes Herz stets an den Gegenstand seiner Wohlthaten knüpft, zog auch die milde Vorgesetzte desto mehr an ihre leidende Untergebene, je deutlicher sie einsah, wie heilsam ihre Vorstellungen, ihre Ermahnungen, ja selbst ihr bloßer Umgang auf die Unglückliche wirkte. Denn so wie Davids Harfentöne den gemüthskranken König Saul beruhigen konnten, wenn seine böse Stunde kam, so reichte

oft die bloße Erscheinung, die freundliche Ansprache dieses milden klaren Wesens, in seiner stillen Würde hin, um jeden Sturm in Melisendens Brust zu beschwören.

Ein solcher erhob sich mit Macht, als die Nachricht ins Kloster kam, daß Herr Ulrich noch lebe, daß er nach Österreich zurückkehren werde. Die ganze schmerzliche Vergangenheit erwachte mit derselben, und die Angst gesellte sich dazu, ob Ulrich nicht Einspruch thun, und sie zwingen könnte, ihre Gelübde aufzugeben, die vielleicht nicht für gültig angesehen werden würden, wenn sie nicht wirklich Witwe war. Auch hier sorgte Veronika für sie, indem sie Ulrich durch Freunde befragen ließ, und Melisenden bald die beruhigende Auskunft geben konnte, daß ihr Gemahl sich längst als getrennt von ihr betrachtet habe, und keinen Anspruch an sie mache. So erwünscht ihr diese Antwort im Grunde war, so fühlte sich ihr Stolz doch dadurch gekränkt, und es bedurfte einer Weile, bis diese unangenehmen Erschütterungen in ihrem Gemüthe ausgebebt hatten. Heftiger und dauernder aber wurde ihr Innerstes aufgeregt, als jene Bayerschen Fehden und Herzog Friedrichs Betragen sie überzeugte, daß seine Hand wieder frey war, und daß sein Herz

gar keine oder nur eine schwache Stimme bey diesen Verhandlungen gehabt hatte. Alle ihre Leidenschaft erwachte wieder, und es gab viele Stunden, wo die schmerzlichste Reue sie zerriß, daß sie ihm und der Welt entfliehen, daß sie sich so voreilig mit ewigen Gelübden hatte binden können. Wenn dieser Sturm sich gelegt hatte, dann quälten sie Gewissensbisse, und eine Reue anderer Art über diese sündlichen Gefühle, und so wechselten Leidenschaft, Sehnsucht, Reue und Gewissensqual in ihr, und ihr Körper erlag beynahe diesen Kämpfen.

Sie war noch in diesem wildbewegten Zustande, als Pater Chrysostomus unvermuthet im Kloster erschien. Er hatte sich seit den letzten Jahren wenig an einem bestimmten Orte aufgehalten, er war herumgepilgert, wie ihn der Geist trieb, wie und wo er zu nützen, zu bessern, zu trösten hoffen konnte. So hatte er viele Länder durchwandert, der innern Stimme gehorchend, die ihn, wie er sagte, nie getäuscht, und die ihn jetzt antrieb, ins Vaterland zurück zu gehen. Auf dem Wege dahin wollte er Melisenden besuchen, und sehen, wie weit sie auf dem Pfade des Heils fortgeschritten war, auf den er sie geleitet hatte. Er erschrack über ihren Anblick, wie sie ihm

entgegentrat, und kaum konnte er in dieser vorgebeugten Nonnengestalt mit den bleichen, tiefgezeichneten Zügen die stolze griechische Fürstinn erkennen, die er zuerst in Wien und dann auf Schloß Starhemberg gesehen, als sie noch den Gedanken nährte, den Herzogshut von Österreich auf ihre dunkeln Locken zu setzen. Seine Ankunft erregte große Freude im Kloster; Alle glaubten, er würde einige Zeit verweilen, und Veronika hoffte den gesegnetsten Einfluß von seiner Anwesenheit auf Melisendens Beruhigung. Aber er kündete den frommen Schwestern sogleich an, daß seines Bleibens hier nicht sey, daß eine innere Stimme ihn treibe, in sein Vaterland zurückzugehen, und seinen Bruder aufzusuchen, um einem unglückseligen Beginnen vorzubauen, das, wie ihm ahnete, von seinem Hause ausgehen würde; und ob er gleich keine Hoffnung hegte, die That selbst abzuwenden, so wünschte er doch den Bruder abzuhalten, daß er nicht seine Hand dazu biethe. Vergebens stellte ihm Melisende, die von seiner frühern Geschichte unterrichtet war, die Gefahr vor, der er sich bloß stellte, indem er sich in die Nähe und Macht seines Bruders begab. Er berief sich auf das Beyspiel des Apostel Paulus, als

man ihn abhalten wollte, nach Jerusalem zu ziehen, wo seiner Bande und Schmach warteten, beharrte fest auf seinem Entschlusse, und brach wirklich am dritten Tage von St. Pölten auf, um seinen Bruder aufzusuchen, von dem er nichts weiters wußte, als daß er mit König Bela aus Dalmatien nach Ungarn zurückgekehrt war.

In diesem Reiche verloren sich bereits die Spuren der schrecklichen Verheerungen, welche die Mongolen hinter sich gelassen hatten. Die versprengten Einwohner waren nach und nach aus ihren Zufluchtsstätten hervorgekommen, wohin sie sich vor der Wuth der Barbaren geflüchtet; sie fingen wieder an das Land zu bauen, der Erde Saamen zu vertrauen, die Reben auf den sonnigten Höhen zu pflanzen, zu pflegen, und der fruchtbare Boden vergalt durch reiche Ernten an Korn und Wein die auf ihn gewandte Mühe, und ersetzte bald allen früheren Verlust. Auch die verbrannten Hütten erhoben sich wieder, und obwohl manche theure Stätte in denselben jetzt leer stand, so fanden doch die Zurückgebliebenen sich nach und nach in dieß schmerzliche Vermissen, die gute Zeit ging ihren leisen Schritt über ihre

Häupter dahin, und Alles kehrte allmählig so ziemlich in den vorigen Zustand zurück. Der König, durch sein Unglück belehrt, verbesserte manches, was vorher seinen Untergebenen, oder wenigstens den Großen, die ihn zunächst umgaben, tadelnswerth geschienen, und sie ihre Augen auf seinen jugendlichen tapfern Nachbar hatte werfen machen. Auch zog wohl gemeinsames Leiden die lose gewordenen Bande zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen fester; genug, Ungarn erhob sich zum Erstaunen seiner Nachbarn bald so kräftig aus seiner Verwüstung, daß Bela daran denken konnte, das Verlorne wieder zu gewinnen, und einem auswärtigen Gegner die Spitze zu biethen.

Wohl war der Verlust dreyer Comitate, welche Friedrich von Österreich noch besetzt hielt, schon an und für sich wichtig genug, den König zu veranlassen, daß er alles aufbiethen sollte, um sie sobald als möglich dem Nebenbuhler abzukämpfen. Aber die Frangepani, und unter ihnen besonders Jerindo, unterließen nichts, um dem König die Größe dieses Verlusts, die Schmach, die dem Reiche daraus erwachse, und die Kühnheit des Herzogs, der das Unglück des Königs mißbraucht, um seine Staaten zu vergrößern,

im gehässigsten Lichte zu zeigen. Es bedurfte nicht viel, um Bela zu feindseligen Empfindungen und Thaten aufzureitzen, und so standen die Sachen, als Emerich sich anschickte, seinen Bruder in Ungarn aufzusuchen. Er fand das Land ringsum in Bewegung. Vieles war noch nachzuholen, was der feindliche Einfall verwüstet hatte, Einrichtungen, Verbesserungen aller Art zu machen, und mitten durch diese Arbeiten des Friedens gingen heimliche Kriegsrüstungen, die dem Herzog und der Wiedergewinnung des Verlornen galten.

Emerich sah das Alles, und sah es mit schwerem Herzen; denn über dem rastlosen Treiben, den irdischen Verlust zu ersetzen, wurde das Höhere vernachlässiget. Noch lagen viele Kirchen in Schutt, Seelsorger fehlten an den meisten Orten, die Menschen waren durch lange getragenes Elend, Flucht aus der Heimath u. s. w. verwildert, und hinter allen diesen entmuthigenden Vorstellungen lagen die Vorbereitungen zu einem Kriege, der dahin abzuzielen schien, um die traurigen Ahnungen, welche Emerich seit langem quälten, ihrer Erfüllung nahe zu bringen. Er erkannte seines Bruders Geist und Wirken in allem, was er hier geschehen sah. Jerindo hatte in den Bewegungen der großen Welt gelernt,

den Zweck des Lebens in Ruhm und irdischer Macht, in Glanz und verfeinertem Genuß zu suchen, und ihm schien die Rache an dem Feind nicht bloß erlaubt, sondern eines edlen Gemüthes würdig. Das wußte Emerich, und erkannte, wie schwer es seyn würde, auf dieß Gemüth zu wirken, und es milder zu stimmen. Aber er hatte es unternommen, er wollte es vollführen; denn er hielt es für ein Gott gefälliges Werk, und einige kleine Ereignisse trugen bey, seinen Muth zu stärken, weil sie ihm Beweise himmlischer Huld schienen. Sein Ruf war längst bis in sein Vaterland gedrungen. Viele verehrten ihn hier als einen Heiligen, als einen Märtyrer seiner Überzeugung. Er vermuthete seinen Bruder beym Könige, er hatte diesen in Gran gesucht, aber nicht gefunden. So pilgerte er bis nach Ofen; überall war ihm eine günstige Meinung vorausgeeilt, und überall kamen ihm gläubige Schaaren entgegen. Schon sein Anblick, die rauhe Kleidung, der Strick um die Lenden, die nackten Sohlen, die harte Lebensweise, die freywillige Armuth in Vergleich mit dem Loose, zu dem ihn seine Geburt berechtigte, an das er gewohnt gewesen, und dem er entsagt hatte, um sich dem Geringsten im Volke gleich zu stellen, gewannen ihm die

Herzen. Man umringte ihn, man bath um seinen Segen, man wollte ihn reden, predigen hören. Er betrachtete die Menge, die ihn umgab, er dachte an die verfallenen Kirchen, den vernachlässigten Gottesdienst, ihm fielen die Worte des Heilandes ein, wie das Volk in der Wüste sich zu ihm gedrängt hatte, und er, sich ihrer erbarmend, sie nicht hungerig nach Hause gehen lassen wollte, damit sie auf dem Wege nicht erlägen. So dünkte es Emerich jetzt, daß das verwilderte Volk geistlicher Nahrung bedürfe, und er wollte sie nicht ungespeiset sich entfernen lassen. Er willfahrete ihrer Bitte, hielt Reden voll ernster Ermahnung an sie, und sah mit Freude die Aufmerksamkeit und Rührung, welche er in ihnen erweckte. Nur kurze Zeit verweilte er an jedem Orte, denn es drängte ihn, seinen Bruder zu finden. Dennoch hielt ihn der Zudrang der Menschen länger auf, als er wünschte, und so kam es auch, daß die Kunde von seiner Annäherung und von seinen Predigten eher nach Ofen in die Königsburg, und zu seines Bruders Ohren kam, als er selbst dahin gelangen konnte.

Unmäßiger Zorn bemächtigte sich Jerindo's, als er von diesem Thun und Treiben seines Bruders, und von dem Rufe seines Nahmens hörte,

der sich in ganz Ungarn verbreitete. Sein Bruder, der Abkömmling eines der ersten Baronen des Reichs, eines Hauses, das sich Fürsten gleich stellte, und dessen mächtiger Beystand nur eben erst den König eigentlich wieder auf den Thron seiner Vorfahren gesetzt, und darauf befestigt hatte, dieser Bruder zog als Bettelmönch, mit nacktem Fuße, umschornen Haupte, zur Schande seiner Familie, wie ein Thor durch das Vaterland, brandmarkte den ruhmvollen Nahmen der Frangepani, und beging vielleicht nächstens noch größere Tollheiten, die ihn und sein Haus mit Schmach bedecken konnten. Das durfte nicht seyn, dem mußte gesteuert, und dieß widersinnige Beyspiel den Augen des eben so thörichten, gaffenden Volkes entzogen werden. Das hatte Jerindo unabänderlich beschlossen.

Ein heiterer Abend schloß einen warmen Frühlingstag, und ein vorüber rauschender Regen hatte die Natur erquickt. Hinter den Rebenhügeln bey Ofen sank die Sonne hinab, und glühend goldene Tinten verbreiteten sich von ihrem Untergange her bis jenseits des Stroms über das Feld Rakos hin, wo die reine Luft dieses Abends jeden Gegenstand in klaren, scharfen Umrissen zeigte. Hier, in der Nähe der Königsstadt, waren die

Spuren der mongolischen Verwüstungen schon ganz verwischt, Ordnung und Wohlhabenheit herrschte in den nahen Dörfern, und man sah einen zahlreichen Haufen Menschen unfern des Stroms um einen Mann versammelt, der, mitten unter ihnen auf einer Erderhöhung stehend, sie mit lauter Stimme anredete. Es war Emerich, der nun bald das Ziel seiner Wanderung erreicht hatte, und den Bitten des Volkes nachgebend, ihnen eine Rede hielt, um sie von der Verwilderung, worein das lange Unglück des Landes sie gestürzt, und von den Verirrungen, die ihnen aus dem steten Umgange mit den heidnischen Kumanen drohten, zurückzuführen. Er sprach mit Wärme, mit Salbung und mit einer Beredsamkeit, über die sich Manche wunderten, die ihn jetzt hörten, und früher gekannt hatten, als seine Schüchternheit, sein linkisches menschenscheues Benehmen ihn eher zu allem als zu einem Manne des Volkes, zu einem erfolgreichen Prediger bestimmt zu haben schienen. Von Allen gesehen, stand er auf dem kleinen Hügel, sein Gesicht strahlte von Eifer und Liebe, und zeigte einen Ausdruck, der seinen Zügen sonst fremd war. Eine himmlische Erhebung glänzte in seinen Augen, wie er sie für seine Zuhörer bethend zum

Himmel erhob, und die Sonne, welche eben jetzt hinter den Bergen verschwand, übergoß seine Gestalt mit einem wunderbaren Lichte, das ihm etwas Überirdisches zu geben schien, als plötzlich der Hufschlag von näher kommenden Pferden und ein roher Lärmen die fromme Handlung unterbrach. Ein Trupp berittener und bewaffneter Reisigen näherte sich dem Kreise, der den Prediger umstand; ihr Anführer, ein Kumane, sprengte wild unter den Haufen hinein, geboth im Nahmen des Königs dem Prediger, stille zu schweigen, der Menge, sich zu zerstreuen, und seinem Gefolge, sich des Geistlichen zu bemächtigen, und ihn gefänglich nach Ofen zu führen. Schrecken und Bestürzung ergriffen im ersten Augenblicke jedes Herz, und lähmten jeden Arm. Auch Emerich starrte betroffen und verwundert den Kumanen an, der sich nun durch den weichenden Haufen mit seinem Pferde Platz gemacht, und bis zu ihm durchgedrungen war. Aber diese Bestürzung währte nur einen Moment. Bald bemächtigte sich Zorn und Entrüstung aller Gegenwärtigen, der Gedanke, daß man ihnen ihren Prediger rauben, ihn wohl gar mißhandeln könnte, entflammte jedes Gemüth. Schnell war eine Menge von Säbeln bloß, die sich vor ihren Prediger, und zwischen

ihn und die Reiter drängend, mit wildem Geschrey die Entfernung der Bewaffneten forderten, und den schuldlosen heiligen Mann mit ihrem Leben zu vertheidigen schwuren. Diese Widersetzlichkeit entzündete nun auch den Muth der Reisigen, auch sie entblößten ihre Waffen, und wenn, daß sie zu Pferde waren, ihnen einen Vortheil über die unberittene Menge gab, so war die Überzahl ohne Vergleich auf Seite ihrer Gegner, die sich jeden Augenblick durch neue Ankömmlinge vermehrten, welche Neugier und Kampflust herbeyzogen. Schon war es daran, daß ein wüthender Kampf beginnen sollte, da machte mit Mühe und heftiger Anstrengung der Stimme sich Emerich Platz durch den wildempörten Haufen, geboth Ruhe und Stille, befahl die Waffen zu senken, und sagte nun mit einer Heiterkeit, als ginge der Vorfall ihn gar nicht an: Meine Brüder und lieben Landsleute! Hört mich gelassen an, wie ihr erst noch vor Kurzem gethan habt! Es ist offenbar, daß hier ein Irrthum obwalten muß. Ich bin ja ein Ungar wie ihr, ich bin überdieß Magnat des Königreichs, ein geborner Ritter von Frangepani, ein freyer Mann, den Niemand ohne vorhergegangene Untersuchung seiner Freyheit berauben kann. Was ich gethan, wie

ich gelebt, ist offenkundig, und Jedermann, auch des Königs Majestät, muß wissen, daß ich nichts Unrechtes, und gewiß nichts Strafbares verübt habe. Beruhigt euch also, meine Brüder! Es ist nicht möglich, daß mir wirklich etwas zu Leide geschehen dürfte oder könnte. Daher laßt mich ungehindert mit diesen Männern ziehen, die mich aus einem Mißverständniß abzuholen gekommen sind, welches sich ohne Zweifel bald aufklären wird. Aber der Wille unsers Königs muß jedem guten Ungar heilig seyn. Darum keine Widersetzlichkeit, keine entblößten Waffen! Kehrt zur Ordnung, zum Gehorsam zurück, und der König wird euch eure augenblickliche Verirrung um der menschenfreundlichen Ursache willen, die sie veranlaßte, verzeihen. Jetzt lebt wohl, meine Brüder! Ich hoffe zu Gott, setzte er hinzu, indem er Hände und Augen bethend zum Himmel erhob — er wird mein Gebeth und das Eurige erhören, wie er einst das Gebeth der Christengemeine für die Freywerdung des Apostels Petrus erhörte, und mich bald zu euch zurückführen.

Mit diesen Worten wandte er sich zu den Kumanen, und sagte: Ich bin bereit euch zu folgen. — Die Menge senkte die Säbel, und wich ehrerbiethig, aber trauernd zurück. Es war den Meisten,

als wäre die Sache nicht so leicht zu nehmen, wie der Geistliche sie vorstellte, als laure hier mehr als ein Mißverständniß. Einige beruhigten sich mit dem Gedanken, daß es dem vornehmen Herrn, den sie mit Erstaunen in dem armen Bettelmönche erkannten, nicht an mächtigen Freunden und Schützern fehlen würde; Andere, die wohl jetzt der Ermahnung des Predigers gehorcht, und sich beruhigt hatten, sannen darauf, wenn es sich nicht so verhalten, wenn ihm Gefahr drohen sollte, sich seiner mit gewaffneter Hand anzunehmen, und nicht auf einen Engel zu warten, der seinen Kerker öffne. Emerich war unterdeß von der Erhöhung, auf der er gestanden, herabgestiegen, die Reisigen sprengten wild unter das Volk, um sich Raum zu verschaffen, der Kumane hieß den Geistlichen sich neben seinem Pferde halten, der andere Trupp umringte sie von beyden Seiten, um jeden Versuch der Befreyung, den das Volk vielleicht wagen könnte, abzuwehren, und so setzte sich der Zug langsam, weil Emerich den Schritten der Pferde folgen mußte, nach Ofen in Bewegung.

Im Gehen redete er den Anführer an, und ersuchte ihn, wenn es anginge, ihn zuerst zu seinem Bruder, Herrn Jerindo, zu führen, oder

wenigstens zu erlauben, daß einer von den Reisigen diesen von dem Vorfalle unterrichte.

Euer Bruder? versetzte der Kumane mit rohem Hohnlachen: Der ist es ja eben, der uns abgeschickt hat. Auf sein Ersuchen ist der königliche Befehl gegeben, und ihr seyd sein Gefangener.

Bey diesen Worten erschrack Emerich erst; denn früher hatte er seine Verhaftung wirklich für ein Mißverständniß von Seite des Königs selbst gehalten. Mein Bruder hat euch geschickt? wiederhohlte er, und verstummte dann, und vor seinem Geiste gingen alle die Wahrscheinlichkeiten, die ihm von Seite dieses Bruders drohten, in trübem Lichte vorüber. Er wurde in einen festen Thurm, der einen Theil des königlichen Schlosses ausmachte, und zur Aufbewahrung der Gefangenen bestimmt war, gebracht. Ein düsteres Gemach, mit hohen vergitterten Fenstern und einer starken Thüre versehen, wurde ihm zum Aufenthalte angewiesen, diese letzte sogleich hinter ihm verschlossen, und er der Einsamkeit und seinen Betrachtungen überlassen, die in seiner Lage nicht erheiternd seyn konnten. Indessen verging eine Stunde nach der andern, es kam die Nacht, und Emerich blieb noch immer allein und ohne Aufklärung über sein Schicksal. Ein un-

freundlicher Knecht, der zuletzt mit einer Leuchte, etwas Speise und einer Schütte Stroh eintrat, gab ihm auf seine Fragen keine Antwort, und entfernte sich wieder, als er des Gefangenen Lager besorgt hatte. Emerich ergab sich in sein Schicksal, er bethete mit frommer Inbrunst, auch für seinen Bruder Jerindo, und entschlief bald darauf ruhig im Bewußtseyn seiner Unschuld und des göttlichen Schutzes.

Eine heftige Bewegung an seinem Arme erweckte ihn. Es war Tag, der Morgen da, und Jerindo stand vor ihm. Schnell sprang Emerich von seinem Lager, und bewillkommte den Bruder freundlich, indem er ihm, guten Morgen wünschend, die Hand bothe. Aber Jerindo stieß die dargebothene zurück, und sagte mit rauhem Tone: Mit Narren habe ich keine Gemeinschaft, und ich bin hier, um deinem tollen Treiben, das unser Haus mit Schande überhäuft, ein Ende zu machen.

Mein Bruder! erwiederte Emerich sanft: Ich weiß nicht, was du mit der Schande sagen willst, die ich über unser Haus gebracht haben soll.

„Ist das keine Schande, wenn du, der Abkömmling von Fürsten, als Bettelmönch durchs Land ziehest, wenn du, der Enkel des Pierleone, der

Tausenden in Rom sein Brot brach, von schmutzigen Landleuten dein Stück Brot erbettelst, wenn —“

Bedenke, lieber Bruder! Die Armuth ist von jeher die Begleiterinn der Heiligen, ja die erwählte Begleiterinn des Heiligsten gewesen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen sollte, während doch Füchse und Vögel ihre Nester hatten, und unser frommer Stifter nannte die Armuth seine beste Freundinn.

„Das war ein Mensch von niederer Geburt, ein Kaufmannssohn. Vermenge die Begriffe nicht! Was jenem ziemen mochte, entehrt dich und uns.“

Nicht doch, Bruder! Entehren kann nur das Unrecht, und Unrecht habe ich doch wenigstens mit Wissen und Willen nie gethan. Daß ich den geistlichen Stand dem eines Ritters vorzog —

„Das würde ich nie getadelt haben. Ich ehre den geistlichen Stand, er ist verdienstlich vor Gott, und kann zu hohen Ehren in der Welt führen. Wärst du Geistlicher geworden, um in ein Collegiatstift, in eine Abtey zu kommen, ich würde deinen Entschluß gelobt, ich würde, was in meinen Kräften gestanden wäre, gethan haben, dich zu unterstützen, und ich vermag viel

beym Könige, das darf ich sagen. Ein Erzbisthum, vielleicht einst das Primat von Ungarn, würde dir durch meine Verwendung nicht entgangen seyn; und wenn ich, wie ich hoffe, nächstens Palatin des Reichs bin, und mein Bruder Primas wäre, dann wäre das Land in unserer Hand."

O Gott! versetzte Emerich, indem er mit gefalteten Händen zum Himmel emporsah: Welche schwindelnden Entwürfe! Dafür bewahre mich du, o himmlischer Vater!

„Er hat dich davor bewahrt, oder vielmehr deine Narrheit, du unverbesserlicher Thor! Und darum habe ich dich hierherbringen lassen, um deinem schimpflichen Beginnen Einhalt zu thun. Ich kann, ich darf es nicht zugeben, daß ein Frangepani, ein Bruder des künftigen Palatin des Reichs, als ein Bettelmönch durchs Land ziehe, einen Haufen Pöbel hinter sich herschleppe, ihm auf offener Straße Bußermahnungen halte, und in Dörfern und Städten sich dort herumtreibe, wo nur das nichtswürdige Volk, die verworfenen leibeigenen Seelen sich aufhalten. Unterbrich mich nicht! Du bist betreten, daß mir deine Streiche bekannt sind. Wisse, du thörichter Mensch! In Ungarn, zumahl in der Nähe des Hofes, ist nichts, das der Wissenschaft und dem Arme dei-

nes Bruders sich entziehen kann. Darum wähle! und deßwegen habe ich dich hierherbringen lassen, und mich entschlossen, dich noch einmahl zu sehen. Entweder schwörst du mir, so wie die bestraften Raubritter Urphede schwören müssen, dich künftig ruhig zu verhalten, allem Herumziehen und Bußpredigen zu entsagen, und dich in ein anständiges Stift oder Kloster zu begeben, in dem ich nicht erröthen darf, meinen Bruder zu wissen, oder du bleibst in enger Gewahrsam unter meiner eigenen Obhuth, und siehst den Tag der Freyheit nie wieder."

Jerindo schwieg, nachdem er die letzten Worte mit heftigem Tone gesprochen hatte. Auch Emerich blieb eine Weile still, seine Seele war tiefbetrübt, aber es war nicht das eigene Geschick, das ihn bekümmerte. Endlich sagte er sehr gelassen: Es thut mir leid, lieber Bruder, daß meine Art zu denken und zu handeln, deinen Zorn auf eine so heftige Art erregt hat, und ich dir ohne mein Wissen und Willen eine Veranlassung zur Sünde bin. Glaube mir, dieß ist eigentlich das Einzige oder doch Hauptsächliche, was mich schmerzt. Übrigens muß ich dir sagen, wenn der Geist in mir mich treibt, dem armen verirrten Volke zu predigen, das durch Mangel an Unterricht, lan-

ge Verwilderung und den Umgang mit heidnischen Kumanen vom Pfade des Heils abgekommen ist, so kann ich ihm so wenig widerstehen, oder wohl gar, wie du meinst, ihm zu widerstehen geloben, als du mit deiner ganzen Macht es hindern wirst, wenn Gott es geschehen lassen will. Deßwegen bin ich ganz ruhig. Deine verlangte Urphede aber, wie du es nennst, schwöre ich nicht, denn es wäre Sünde. In Banden magst du mich halten, wie und so lange du kannst; der Herr wird mich schon erretten, wenn es Zeit ist, wie er mich damahls aus dem Schlosse zu Sziklos errettete, wo du mich auch einzusperren gedachtest. Gib das also lieber auf, mein Bruder! Laß mich meine Straße ziehen, zieh du deine bis auf einen gewissen Punct; denn über diesen mit dir zu sprechen, ist die eigentliche Ursache meiner Reise hierher.

Die Sanftmuth und zugleich die ruhige Entschlossenheit, mit welcher Emerich die Schmähungen seines Bruders beantwortete, brachte diesen zuerst in stärkern Zorn, wie das immer zu geschehen pflegt, weil zu dem Unwillen sich eine Art von Beschämung gesellt; endlich ergriff er die Hauptwaffe, womit die Welt Gesinnungen zu bekämpfen pflegt, die sie nicht begreift, er fing an zu spotten, und sagte höhnisch: Und welcher

Punct ist denn das, wenn ich fragen darf, bis zu dem und nicht weiter du mir erlauben willst, meinen Weg zu verfolgen?

Sieh, Jerindo! nahm Emerich, ohne auf seinen Spott zu achten, ruhig das Wort: Das ist die wichtige Angelegenheit, die mich zu dir führt, und ich sehe es als ein günstiges Zeichen an, daß selbst dein ungerechter Zorn gegen mich dazu dienen mußte, mir eher zu meinem Ziele, einer vertrauten Unterredung mit dir, zu helfen. Denn hätte ich dich in der Königsburg suchen müssen, wer weiß, wie lange du dich mir entzogen, und mit Geschäften entschuldigt hättest, um mich nicht zu sehen.

Das hätte dir geschehen können, versetzte Jerindo hohnlachend.

Nun sieh, Bruder! So ist es so, wie es gekommen ist, besser für mich und dich, und ich bin dessen, was ich zu leiden hatte, wieder froh, wie mir denn das fast noch immer so gegangen ist.

„Wunderlicher Mensch! Doch sprich, was ist es, über das du mich zu sprechen gewünscht hast?"

Ich habe in Österreich gehört, und hier in Ungarn hat es mir der Augenschein bestätigt, daß König Bela sich zum Kriege rüstet?

„Allerdings. Es ist Zeit, daß der schlafende

Löwe sich schüttle, damit die allzu sichern Feinde nicht zu kühn werden."

Wahrscheinlich gelten diese Rüstungen dem Herzoge von Österreich?

„Es ist vielleicht nicht klug von mir, dir hierauf zu antworten. Aber du bist mein Bruder, du bist ein Frangepani, und ich vertraue dir, was fürs Allgemeine vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben muß. Ja, es gilt dem Herzog von Österreich, diesem trotzigen, ungerechten, ländersüchtigen Mann, der sich nicht entblödet hat, unter schnödem Vorwande das Unglück unsers Vaterlandes zu mißbrauchen, und seine Schaaren in die Länder unsers Königs einrücken zu lassen."

Ich begehre den Herzog nicht zu entschuldigen, mich gehen die Welthändel nichts an, und immer habe ich es schwer gefunden, wenn ich darnach strebte, Recht und Unrecht in ihnen zu sondern, auf etwas Klares und Unzweifelhaftes zu kommen. So wird es wohl auch hier stehen.

Mit Nichten! fiel Jerindo heftig dem Bruder ins Wort: Hier ist das Recht so vollständig auf unserer Seite, daß —

Lassen wir das gut seyn, Bruder! Es gehört nicht zu unserer Sache, und ist ganz gleichgültig

für dieselbe, ob König Bela oder Herzog Friedrich das Recht auf seiner Seite habe. Ich weiß nun genug. Es wird Krieg gegen ihn geführt, und du, Bruder, bist, wie in vielen andern wichtigen Angelegenheiten unsers Vaterlandes, auch hier eine der mächtigsten Triebfedern gewesen.

„Ich habe dir gesagt, daß ich viel vermag; was der König mir, unserm Hause dankt, weiß er und die Welt. Ohne uns hätte er schwerlich mehr den Thron der Arpaden bestiegen, die Frangepani haben ihn hinaufgeführt, sie werden ihn dort erhalten.“

Das gebe Gott! Ich habe aber eine dringende Bitte an dich, mein Bruder! Du ziehst jetzt wahrscheinlich mit dem Könige deinem und seinem alten Feinde, dem Herzog entgegen.

Das denke ich, und freue mich dessen, rief Jerindo mit ausbrechender wilder Lust: Ich will diesen Herzog aufsuchen in der Schlacht, ich will den Weg zu seinem Leben finden, mein Schwert in seinem Herzen umwenden, und nur dann zufrieden seyn, wenn er seinen Athem zu meinen Füßen verröchelt hat. —

Halt! Halt! rief Emerich, indem er, immer mehr erbleichend, zurücktrat: Das ist der Fluch unsers Hauses, das sind die blutigen Bilder des

Unterganges, die mich seit Jahren quälen und verfolgen. O laß ab! laß ab von diesem Rachegedanken, mein Bruder, fuhr er fort, indem er ihm zu Füßen fiel: Sieh, hier liege ich auf den Knieen vor dir, laß ab von deiner Rache, gib auf deinen Zorn!

„Nimmermehr!“

Sagt denn nicht der Heiland: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen?

„Das ist nur Mönchen gesagt, oder solchen, die ihnen gleichen. Kein Mann, kein Ritter, der Muth in der Brust, und Kraft im Arme fühlt, kann seinem Feinde vergeben. Es ist unmöglich. Ich will Rache, ich will sie mit ruhiger Erkenntniß; denn ich halte sie für Pflicht gegen unser Theuerstes auf Erden, gegen unsere Ehre —“

O mein Bruder, warum habe ich nicht die Stimme eines Engels, um an dein Herz zu sprechen und es zu rühren? Sieh, wir haben unter demselben Herzen gelegen, unsre Kindheit floß in Einigkeit und Unschuld hin. Laß mich dich jener Tage erinnern, wo wir im älterlichen Hause beysammen lebten, wo oft der Vater unsern Spielen zusah, unsere brüderliche Liebe segnete, und uns empfahl, sie nie zu vergessen —

Aber was ficht dich denn mein Zwist mit dem

Herzoge so sehr an? erwiederte Jerindo etwas milder: Warum wirfst du dich zu seinem Schützer und Fürsprecher auf?

Nicht seinetwegen, Bruder! Bey Gott! nicht seinetwegen. Ihn begehre ich nicht zu vertheidigen; es ist mir um deinet- um unsers Hauses willen.

„Ich verstehe dich nicht. Aber steh doch auf!“

Nicht eher, bis du mir gelobt hast, dem Herzoge nicht nach dem Leben zu streben.

„Das gelobe ich nicht.“

Nun so wird denn, rief Emerich mit dem Tone des heftigsten Schmerzens, der Fluch erfüllt werden, und der letzte unsers Stammes stirbt durch Henkershand!

Bey diesen Worten sprang er vom Boden auf, Jerindo trat entsetzt zurück, und starrte den Bruder an, der mit verwilderten Blicken und dumpfer Stimme fortfuhr: Ja, so spricht die innere Stimme, der Geist in mir. Wenn das Entsetzliche verübt wird, wenn der letzte Babenberger und der letzte Hohenstaufe durch einen Frangepani fällt, und der herrliche Stamm in seinen beyden Zweigen durch Ein Haus feindlich untergeht, dann büßt der Letzte dieses Hauses die Unthat der Vorfahren durch Henkershand, und ein

Fürst von Österreich wird es seyn, der ihn dazu verurtheilt. [3])

Jerindo stand bestürzt, erschüttert neben seinem Bruder, der nun, nachdem er seine Vorhersagung mit sichtbarer Anstrengung hervorgestoßen, erschöpft auf sein Lager sank.

Eine Weile sprach keiner von Beyden; endlich faßte sich Jerindo zuerst, und sagte: Das sind Träume eines kranken Gehirns, Bruder, und ganz natürliche Erzeugnisse deiner Lebensweise und deiner überspannten Einbildungskraft. Welchen Zusammenhang kann mein Haß gegen den Herzog von Österreich mit der Erlöschung des Kaiserhauses haben? und wie thöricht ist der Gedanke, daß Einer aus den Frangepanis, aus diesen eifrigen Ghibellinen, seine Waffen gegen einen Hohenstaufen kehren werde? Du mußt selbst einsehen —

Ich sehe nichts ein, rief Emerich mit dumpfer Stimme, nichts, als daß das Unglück geschehen, und unser Haus mit Schmach enden wird. —

Emerich! begann Jerindo von neuem nach einem augenblicklichen Stillschweigen: Deine Vorhersagung wäre gräßlich, wenn sie nur die geringste Glaubwürdigkeit hätte. Aber sicher ist sie nichts als ein Erzeugniß deines melancholischen Geistes,

und es wäre eben so zwecklos als thöricht von mir, wollte ich mich bemühen, sie zu widerlegen. Ich bin auch überzeugt, du selbst wirst sie in ruhigen Augenblicken für das erkennen.

Emerich schüttelte finster das Haupt, ohne zu antworten.

Indessen, Bruder, fuhr Jerindo fort: Du hast mich unsrer Jugend, unsrer kindischen Freundschaft, unsers rühmlichen Vaters gemahnt. Ich weiß, was ich diesen Erinnerungen schuldig bin, und so sage ich dir, es thut mir leid, wenn ich dich zu hart angelassen, wenn ich dich gestern durch deine öffentliche Gefangennehmung gekränkt habe. Du bist doch mein Bruder, ein Frangepani. Verzeih! — Er hielt ihm bey diesen Worten die Rechte zur Versöhnung.

Emerich sprang heftig auf, ergriff des Bruders Hand, und drückte sie an sein Herz. Reden konnte er nicht vor innerer Bewegung, aber er warf sich an Jerindos Hals, und seine Thränen brachen hervor. Er hatte den harten Bruder immer innig geliebt, und die Güte, mit der ihm dieser jetzt entgegenkam, überraschte ihn desto mehr, je weniger er nach dem, was vorgegangen war, darauf gerechnet hatte. Eine Weile hielten sich beyde innig umarmt. Emerich war in Rührung,

Dankbarkeit und Liebe aufgelöst, sein frommes Gemüth spiegelte ihm schöne Hoffnungen vor, er hielt, nachdem sich ihre Arme losgelassen hatten, des Bruders Hand noch eine Weile mit sanftem Drucke in der seinen, und sah ihm mit leuchtenden Augen ins Angesicht.

Bey Jerindo verlor sich das weichere Gefühl bald, und machte wieder einer klaren Übersicht der Dinge Platz. „Nun lebe wohl, Bruder! Ich muß zum König; aber ich werde noch vorher Anstalt treffen, daß du in ein anderes Gemach gebracht, und dir überhaupt hier so begegnet werde, wie es einem Herrn von Frangepani ziemt.“ Emerich öffnete die Lippen, um etwas einzuwenden, aber Jerindo fuhr fort, indem er um sich sah: Diese nackten Wände, dieses Strohlager, dieser Steinsitz sind kein geziemender Aufenthalt für dich. Dagegen, hoffe ich, wirst du mir versprechen, dich auch in deinem Betragen deinem Stande gemäß zu benehmen. Also keine Bettelmönchssitten, keine Bußpredigten mehr, und du wirst erfahren, welchen guten Bruder du an mir hast. Er both ihm bey diesen Worten die Hand noch einmahl. Emerich faßte sie, aber er trat mit strömenden Augen zurück. O mein Bruder! rief er: Wie grausam täuschest du meine Hoffnun-

gen, meine innige Liebe zu dir! Das kann ich, das darf ich ja nicht, was du von mir forderst; denn ich darf einem Menschen, und wenn er mein geliebtester Bruder, selbst wenn er mein Vater wäre, nicht mehr gehorchen, als Gott. Daher nimm dein Versprechen, deine Wohlthaten zurück! Ich kann sie unter dieser Bedingung nicht annehmen. Ich muß und werde künftig leben, wie ich bisher gelebt habe, und so oft und wo immer mir Gott die Gelegenheit schafft, dem verirrten Volke Worte des Heils zu sagen, werde ich es thun. Das kann nicht anders seyn.

Jerindos Züge hatten sich während der Rede seines Bruders immer mehr und mehr verfinstert, alle sanfteren Regungen, alle furchtbaren Ermahnungen waren vergessen. Sein ganzer Zorn erwachte wieder, heftig riß er seine Hand aus der des Bruders, und stürmte mit den Worten: Unverbesserlicher Thor! So habe denn, was du wolltest! aus dem Gemach. Die schwere eiserne Thüre fiel ins Schloß. Emerich hörte von Außen die Riegel vorschieben, und bald darauf den eintönigen Schritt des Kumanen, der vor derselben, Wache haltend, auf und nieder ging.

Er war also wieder ein Gefangener, und sein Bruder erzürnt wie vorher. Langsam ließ er sich

auf sein Strohlager nieder, überdachte den Gang und Inhalt seiner Unterredung mit dem Bruder, und je mehr er nachdachte, je deutlicher ward es ihm, daß er nicht hoffen dürfe, seinen Bruder jemahls mit seinem Berufe zu versöhnen, und daß nur Flucht und Entfernung aus dem Vaterlande ihm die Möglichkeit verschaffen könne, zu leben, wie er es für seine Pflicht hielt. Nur Ein tröstlicher Strahl senkte sich aus jener Unterredung in sein verdüstertes Gemüth. Er hatte den Bruder doch erschüttert, die Aussicht auf das schmachvolle Ende ihres Geschlechts hatte ihn sichtbar ergriffen; hierauf baute nun Emerich seine weitern Hoffnungen, daß der Bruder seine Rache doch vielleicht aufgeben, und das gräßliche Geschick sich werde abwenden lassen. Als er diesen Gedanken sich klar gemacht, erhob er sich von seinem Sitze, kniete an seinem Lager nieder, und verrichtete sein Dankgebeth, daß Gott ihm diesen Weg zu dem Herzen seines Bruders gezeigt, und noch Funken brüderlicher Liebe in diesem bewahrt habe. Dann empfahl er ihm mit kindlicher Zuversicht den fernern Fortgang dieser Angelegenheit, indem er zugleich seiner selbst ganz vergaß, und meinte, was seine Freyheit und seine Zukunft beträfe, würde Gott schon verhängen, was

ihm wohlgefällig und seinem Dienste förderlich seyn würde.

So kehrte Frieden und Heiterkeit in seine Seele zurück, und gelassen erwartete er in der öden Einsamkeit des düstern Gemaches, worin ihn der Bruder jetzt, um seine Hartnäckigkeit zu strafen, ließ, sein Schicksal, während diesen Bruder in den goldenen Sälen der Königsburg und bey den schwelgerischen Festen derselben wilde Gedanken und unruhige Zweifel umhertrieben. Zwar suchte er alles, was sein Bruder ihm von den künftigen Geschicken seines Hauses gesagt hatte, als leere Träume zu verachten; dennoch kehrten sie ihm nur zu oft ins Gedächtniß zurück, und wenn er eben mit trunkener Rachelust den König zur Betreibung der kriegerischen Rüstungen angeeifert hatte, wenn er selbst mit rastloser Thätigkeit Mannschaft, Waffen und andere Kriegsbedürfnisse herbeyzuschaffen bemüht war, und stolze Gedanken von Herzog Friedrichs gänzlicher Niederlage, von Eroberung der österreichischen Besitzungen seinen Geist mit schwindelnder Lust füllten, dann erschallten Emerichs Worte: Und der Letzte unsers Geschlechts büßt die Unthat durch Henkershand! in seiner Seele, und mit allem Aufwand verneinenden Verstandes vermoch-

te er nicht, den gräßlichen Eindruck derselben zu entkräften.

Mehrere Tage gingen auf diese Art hin. Emerich wurde hart gehalten, streng bewacht. Nur so glaubte Jerindo ihn entweder müde und zuletzt gefälliger zu machen, oder wenn er nicht umzustimmen wäre, wenigstens das Schimpfliche seiner Lebensweise in Kerkermauern vor dem Auge der Welt zu verbergen. Aber seine Gefangennehmung hatte Aufsehen unter dem Volke erregt. Dumpfe Gerüchte über Gefahren, die dem Leben oder der Freyheit ihres geliebten Predigers drohten, verbreiteten sich mit Vergrößerungen immer lauter und immer beunruhigender in der Umgegend, und erregten hier und da in den kühnen Gemüthern dieser streitbaren Männer den Gedanken, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, den Mann, dem so Viele das Heil ihrer Seelen zu verdanken hatten, aus seiner unverdienten Haft zu befreyen, und sich ihren Prediger, an dem sie mit frommer Zuversicht hingen, zu verschaffen.

Diese Gedanken, erst flüchtig hingeworfen, wurden allmählig aufgefaßt, durchgedacht, von mehreren Seiten beleuchtet, und reiften endlich zum Vorsatz, der Vorsatz zur That. In einer Nacht, in welcher sich der König mit vielen Großen, unter

denen sich auch Jerindo Frangepani befand, auf einem benachbarten Jagdschlosse aufhielt, wo sie nach den Freuden des Waidwerks sich an den Freuden einer schwelgerischen Tafel ergötzten, und in Ofen selbst die Burg, und was dort vorging, weniger beachtet war, zog ein starker Haufen bewaffneten Landvolkes vor den Thurm, in welchem Emerich gefangen lag. Die Kumanische Wache am Thore floh bey ihrer Annäherung vor der Überzahl, und ungehindert drang der Schwarm in den Thurm und in die Gänge desselben. Aber zwey Kumanen, die vor der Thüre des Gemaches selbst Wache hielten, wichen nicht sogleich, und die entflohenen Hüther hatten ihre Gefährten geweckt, und Lärmen in der Burg gemacht. Eine bedeutende Zahl wohlbewehrter Kumanen eilte herbey, ein Gefecht begann zwischen ihnen und den Landleuten; der Lärmen weckte Emerich, er sprang auf, wollte an die Thüre des Gefängnisses eilen, um den Hüther vor derselben anzurufen und zu fragen, was dieser Waffenlärmen bedeute. In demselben Augenblicke wurde die Thüre durch schwere Kolbenschläge aufgesprengt; die kumanischen Wächter drangen fechtend sammt den Landleuten ins Gemach; andere Kumanen eilten kämpfend nach. Emerich fragte umsonst nach der Ursache die-

ses Gefechts; durch das wilde Geschrey und Getümmel konnte seine Stimme sich nicht Raum machen, als einige von den Landleuten herzu sprangen, und ihm zuriefen, ihnen zu folgen: er sey frey, und sie wären es, die ihn erlöset. — Da ermahnte sie Emerich, die Waffen niederzulegen und von ihrem frevelhaften Beginnen abzustehen; aber sie erklärten, daß sie ein zweytes Mahl ihm nicht folgen würden, und daß sie besser gethan, ihm auch vor einigen Tagen nicht zu gehorchen, denn der Lohn seiner Fügsamkeit wäre Kerker und Schmach gewesen. Während diese Worte flüchtig gewechselt wurden, dauerte das Gefecht zwischen den Ungarn und Kumanen fort. Schon waren diese beynahe überwältigt und zur Thüre hingedrängt, schon faßten einige Ungarn Emerich an, um ihn mit Gewalt zu befreyen, da sprang einer der schon verwundeten Kumanen hin, und wüthend, sich den Preis des Kampfes entrissen und das Vorhaben der Gegner gelingen zu sehen, stieß er Emerich den Säbel in die Brust, daß dieser mit einem Weheschrey zu Boden stürzte, und gleich darauf das Bewußtseyn verlor.

Erschrocken traten die Ungarn zurück; der Fall, der wahrscheinliche Tod des Mannes, den zu retten sie so viel gewagt, betäubte im ersten Au-

genblick die kräftigen Gemüther; aber im zweyten kehrte ihre Besinnung und ihr Zorn zurück. Einige der Nächsten beschäftigten sich um Emerich, sie hoben ihn auf, sie brachten ihn auf sein Lager. Die Übrigen setzten den Kampf, der sich jetzt mit doppelter Wuth entflammte, fort; und alle Kumanen, die sich im Gemache sowohl, als draußen auf den Gängen des Thurmes befanden, wurden als Todtenopfer für Emerich geschlachtet. Diese Heidenseelen waren ja, nach der Ungarn Meinung, ohnedieß der Hölle verfallen, und keines bessern Looses werth.

Schnell verbreitete die Nachricht von dem, was geschehen war, sich in der Burg und in der Stadt: der Bruder des mächtigen Herrn Jerindo, der fromme Geistliche, den so Viele verehrten, sey todt, und zwar von der Hand eines Kumanen ermordet. Diese Kunde entzündete den alten Haß zwischen Ungarn und Kumanen aufs neue. Ganz Ofen war erregt; noch ärgere Greuelscenen standen bevor. Aber der Castellan der Burg sandte einen eilenden Bothen an den König und Frangepani, um ihnen Nachricht von dem Vorgefallenen und von dem, was drohte, zu bringen. Das Pferd stürzte todt zusammen, als der Bothe bey anbrechendem Tage auf dem Jagdschlosse ankam. Diese Eile, die Kunde,

die er athemlos und nur halb verständlich hervorstieß, verbreiteten Schrecken und Bestürzung. So hart Jerindo seinem Bruder begegnet hatte, ergriff sein Tod, und der Gedanke, daß er die eigentliche Ursache davon sey, ihn mit erschütternder Gewalt. Er erbleichte, Bela sah mit Schrecken, wie der kühne, trotzige Mann unter der Last dieses Gedankens erlag. Doch schnell, wie die Erschütterung gekommen war, hatte auch Frangepanis starke Seele sie bezwungen. Gefaßt und besonnen gab er seine Befehle, bath den König, sich wegen der Stillung des drohenden Aufruhrs ganz auf ihn zu verlassen, sprang auf seinen Renner, und jagte, von einer Schaar seiner Reisigen begleitet, nach Ofen zurück. Sein Einritt durchs Thor, sein Erscheinen in der Stadt stillte augenblicklich die aufgeregten Gemüther. Frangepani kommt, Frangepani ist zurückgekehrt! Diese Worte verbreiteten sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt, mancher gezogene Säbel kehrte in die Scheide zurück; denn der künftige Palatin war eben so gefürchtet als geachtet, und dem Bruder konnte man die Blutrache für den Ermordeten füglich überlassen. Mit fliegenden Worten und schnellen Andeutungen gab Frangepani die nöthigen Befehle zur Herstellung der Ruhe, dann

eilte er in seines Bruders Gemach. Der Leibarzt der Königinn, den sie sogleich geschickt hatte, hatte bereits vorgekehrt, was nöthig und nützlich war, der Verwundete war auf Augenblicke zu sich gekommen, aber an eine Herstellung, ja nur an eine kurze Fristung des Daseyns war nicht zu denken.

Mehr durch Zeichen als Worte hatte er verlangt, die letzte Wegzehrung zu empfangen; man hatte ihm willfahrt. Das ganze Burggesinde, viele Vornehme aus der Stadt hatten den Schloßcapellan, der sie zu dem Sterbenden trug, mit feyerlicher Andacht bis an die Thüre des Gemachs begleitet. Diese heilige Handlung verbreitete eine himmlische Ruhe über Emerichs Züge. Bleich, wie schon gestorben, lag er mit geschlossenen Augen, und auf der durchbohrten Brust gefalteten Händen, in denen er ein Crucifix hielt, auf seinem Lager, das viele weinende und jammernde Menschen umgaben, als Jerindo eintrat. So leise dieser sprach, vernahm Emerich den Ton der brüderlichen Stimme, öffnete die Augen, wandte sie mit liebevollem Ausdruck gegen den Nahenden, und streckte ihm die Hand entgegen. Erschüttert ergriff sie Jerindo, und hielt sie fest, indeß sein düsterer Blick auf dem Sterbenden ruh-

te, und er mit Mühe nach Worten rang, um auszusprechen, was in ihm vorging. Verzeih! war endlich Alles, was er hervorbrachte, und er sank bey diesem Worte auf seine Knie vor dem Lager des Bruders nieder. Emerich versuchte sich aufzurichten, der Geistliche und der Leibarzt waren ihm behülflich. Ich kenne keinen Groll! flüsterte er kaum hörbar: Ich liebe dich herzlich, Jerindo. Ich will bey Gott für dich bitten. Willst du mir vergelten, so denk — er strengte sich an, um verstanden zu werden, indem er den Bruder bedeutend und bittend anblickte — denk' an den Letzten unsers Stammes!

Diese Worte, mit einer Anstrengung gesprochen, welche den schwachen Rest von Kraft erschöpfte, waren kaum hervorgehaucht, als seine Hand erstarrend die des Bruders losließ, sein Auge brach, und er todt zurücksank. Jerindo blieb in dumpfer Betäubung noch einige Augenblicke vor dem Lager des Verstorbenen auf seinen Knieen liegen, dann erhob er sich langsam, legte des Todten Hand auf dessen Brust zurück, stand einen Augenblick wie mit einem Entschluß kämpfend da, dann verhüllte er das Gesicht in sein Oberkleid, und verließ das Gemach, indem Jeder-

mann dem erhabenen Leidtragenden ehrerbiethig Platz machte.

Emerichs Tod, und die schrecklichen Umstände, welche ihn begleiteten, hatten einen tiefen Eindruck auf seinen Bruder gemacht, der durch die allgemeine Trauer und Verehrung, womit das Andenken dieses frommen Mannes, den man wie einen Märterer betrachtete, gefeyert wurde, noch erhöhet ward. Mit großer Pracht, mit einer Feyerlichkeit, an der der König und viele Große des Reichs Antheil nahmen, wurde sein Leichenbegängniß gehalten, und Jerindo bemühte sich durch den Glanz des edlen Stammes, aus dem der Verstorbene entsprossen war, und durch die Herrlichkeiten, Wappenschilde, zahlreiches Gefolge, stattliche Dienerschaft, welche diesem Glanze gemäß waren, das Andenken an die niedrige Gestalt, in welcher er sich zuletzt im Vaterlande gezeigt hatte, zu verwischen. So befriedigte er die Achtung für des Bruders Angedenken, und die eigene Eitelkeit zugleich.

Als der Bruder mit seinem letzten Hauche ihn an die Aufgebung seiner Racheentwürfe gemahnt hatte, da hatte einen Augenblick das bes-

sere Gefühl mit diesen Entwürfen in seiner Brust gekämpft; einen Augenblick lang wollte er in die erstarrte Hand des treuen Bruders, an dessen Tode er Schuld war, Versöhnlichkeit und Frieden geloben. Die alte Natur siegte dennoch. Auch ohne Eidschwur kann man thun, flüsterte sie ihm zu, was man im Augenblicke des Handelns für recht erkennt. So zog er die Hand zurück, und entfernte sich, ohne sich gebunden zu haben.

Doch klangen die Erschütterungen dieses Augenblicks noch eine Weile in seiner Seele nach, und obwohl er den König stets aneiferte, die Rüstungen gegen Österreich zu betreiben, so sagte er sich doch selbst, wie er es auch seinem Könige sagte, es sey bloß darum, um die entrissenen Comitate wieder zu erobern, und das schöne Vaterland nicht von den verhaßten Fremdlingen, den Deutschen, zerstückt und unterjocht zu sehen. In diesem Sinne gingen die Anstalten zum Kriege rasch und unaufhaltsam vorwärts, und es konnte nicht fehlen, daß man in Wien Nachrichten von den Bewegungen erhielt, die in Ungarn Statt hatten, und daß Herzog Friedrich so wie seine Großen leicht errieth en, wem diese Rüstungen galten.

Herzog Friedrich hatte in der letzten Zeit, seit er Ebersberg erobert, und den Herzog von Bayern sowohl als den Bischof von Passau die Schwere seines Arms hatte fühlen lassen, mit immer neuen Feinden zu kämpfen gehabt. Der König von Böhmen und der Herzog von Kärnthen waren, ohne nähere Veranlassung von Friedrichs Seite, ohne Beobachtung der Kriegserklärung plötzlich in seine Länder eingefallen. Sein einmahl zu Zorn und Mißtrauen aufgeregtes Gemüth sah in diesen Angriffen die Wirkung geheimer Aufhetzungen von Seite der Ungarn oder Bayern, oder vielleicht des Kaisers selbst. Denn nachdem die Heirathsunterhandlungen mit Bayern sich wegen der Fehde um Obernberg zerschlagen hatten, seit in dem Cabinette des Kaisers stets neue Hindernisse aufgefunden wurden, um die Ausfertigung des Diploms für die Königswürde zu hintertreiben, seit Frangepani, sein alter Feind, wieder mit seinem Könige nach Ofen zurück gekommen war, glaubte Friedrich zu fühlen, wie abermahls, und von allen Seiten böser Wille, Falschheit und Scheelsucht sich gegen ihn erhoben, um sein Leben zu einem steten Kampfe mit innern und äußern Feinden zu machen. Sein Gemüth verbitterte sich immer mehr und mehr, sein

Haß und Zorn wuchsen, aber mit ihnen wuchsen auch seine Entschlossenheit und Thätigkeit. Mit unglaublicher Schnelle hatte er ein Heer zusammengerafft, war den Böhmen entgegen gegangen, und hatte sie bey Laa, trotz ihrer Übermacht, so völlig geschlagen, daß ihr König Wenzel mit genauer Noth der Haft durch die Flucht entging. Dann wendete er sich gegen Herzog Ulrich von Kärnthen, den er ebenfalls schlug, gefangen nahm, und siegreich nach Wien zurückkehrte.

In den kurzen Zwischenräumen der Ruhe, die er sich während dieser Fehden gönnte, kam er zuweilen auf das Kahlenbergerschloß zu seiner Mutter, bey welcher auch die Königinn ihre meiste Zeit zubrachte. Friedrich lag fast beständig zu Felde, und ihr Aufenthalt in seiner Burg zu Wien war daher eben so einsam als überflüssig. Sie hatte sich durch längere und unangenehme Erfahrungen in der letzten Zeit überzeugt, daß sein Gemüth ihren sanften Einwirkungen nicht mehr so zugänglich war, als einst. Unaufhörlicher Widerstand gegen seinen Willen oder gegen seine Wünsche, zuerst von innen in seinen Ländern, dann von Außen durch mächtige Feinde, hatte ihm fast nie erlaubt, die Waffen niederzulegen,

und das Glück, welches diese begleitete, das Gefühl seiner Kraft, der Triumph des Sieges, die Liebe seines Heers, die Begeisterung, womit es seinen Bannern freudig folgte, wohin diese es auch führen mochten, schienen ihm das Kriegshandwerk, das er im Anfange vielleicht nur aus Nothwehr trieb, jetzt zur Lust, wo nicht zur Leidenschaft gemacht zu haben. So wie diese Neigung sich deutlicher aussprach, und vom Glücke unterstützt wurde, ward auch sein fester Sinn immer fester, sein Wille unbeugsamer, sein Gemüth jedes Widerspruches, ja jedes leisen Widerstandes ungeduldiger. Das beklagten die Frauen auf dem Kahlenbergerschlosse oft in ihren einsamen Gesprächen, wenn sie der Gefahren, in welche er sich unaufhörlich stürzte, und zugleich seiner Todesahnungen dachten. Mancher Plan wurde dann verabredet, wie sie auf ihn wirken, wie sie ihm zureden, ihm ihre Angst um ihn, ihre Ansicht von der Gefährlichkeit, ja von der Unrechtmäßigkeit mancher seiner Unternehmungen sanft aber eindringlich ans Herz legen wollten. Aber wenn er dann, der heißgeliebte Sohn und Bruder, nach langer Entfernung bey ihnen erschien, und seine Gegenwart wie ein strahlender Tag in der stillen Düsterheit ihres Lebens aufging,

dann waren, über der Freude ihn wieder zu haben, alle jene Vorsätze vergessen, oder die Furcht, sein Mißfallen zu erregen, drängte das schon auf den Lippen schwebende Wort der Ermahnung zurück.

Noch ein anderer Besuch unterbrach zuweilen das einsame Leben der zwey Fürstinnen. Ulrich von Pottendorf hatte zuerst, als vom Herzog in Künrings Abwesenheit ernannter Marschall von Österreich, sich bey seiner Mutter vorstellen müssen, und war von Theodoren huldvoll aufgenommen worden. Noch immer hatte die Fürstinn aus jener frühern Zeit eine Art von mütterlichem Wohlwollen gegen den Ritter bewahrt, der in aller Blüthe seiner Jugend und Schönheit, das, was seine Leidenschaft damahls das Glück seines Lebens nannte, von ihrer Hand erbethen und erhalten hatte. Später hatte sein trauriges Schicksal, sein vermeinter Tod sie innig betrübt, und mit herzlicher Freude sah sie nun den längst Betrauerten lebensvoll zurückkehren. Seitdem waren der Herzog und Künring wieder im Lande; aber Pottendorf zog ein stiller Hang noch öfters auf das einsame Witwenschloß. Hier hatte Bertha von Haslau gelebt, hier hatte er sie, sie ihn öfters gesehen; und ob-

wohl damahls von dem verliebten Bräutigam einer Andern wenig beachtet, hatte jene Neigung sich in des Mädchens Brust festgesetzt, welche ihrem Gegenstande noch im Grabe treu blieb. Er wünschte mehr von ihr und ihrem Leben zu erfahren, zu hören, ob sie auch jetzt noch, nachdem sie ihn lebend wußte, ihrer vorigen Gesinnung treu geblieben war, ob er hoffen durfte, falls seine schon halbgetrennte Ehe völlig gelöset werden könnte, daß auch Bertha ihren frühern Vorsatz aufgeben, und in einer Verbindung mit ihm sich glücklich fühlen würde? Diese Gedanken erfüllten seinen Geist, seit er Kossenitz verlassen hatte; und er entschloß sich endlich, seinen Sinn, der ja rechtlich und gut gemeint war, der verwitweten Herzoginn zu offenbaren, die so lange Mutterstelle bey der frühe Verwaisten vertreten. Theodora nahm sein Geständniß gütig, ja freudig auf; ihr war die stille Liebe des Mädchens schon damahls, als Pottendorf um Melisenden warb, nicht entgangen. Sie hatte jenen schmerzlichen Schrey wohl gehört und zu deuten gewußt, mit welchem die Arme niedersank, als die Hand einer Andern in die des heimlich und heiß geliebten Mannes gelegt wurde; sie war von jenem Grabmahle in Czenstochow unterrichtet,

aber sie hatte nicht gewußt, daß ein Zufall den Ritter dahin geführt, und ihm Bertha's Geheimniß verrathen hatte. Sie glaubte deutlich den Finger der Vorsicht in diesen Ereignissen zu erkennen, sie freute sich für ihre Bertha; da aber noch viele Schritte in Rom zu thun waren, ehe des Ritters Wunsch nach einer völligen Lösung seines ersten Ehebandes erfüllt werden konnte, so beschloß sie, und ersuchte auch Ulrich, vor der Hand Bertha nichts davon erfahren zu lassen, um nicht Hoffnungen zu erregen, deren Täuschung vielleicht der Armen Herz brechen könnte.

Ulrich war wohl zufrieden mit der Art, wie die Herzoginn sein Geständniß aufgenommen, und mit den Hoffnungen, die ihm aus ihren Eröffnungen über Bertha's Liebe für ihn erblühten. Dennoch würde er sich ihren Ermahnungen und Vorsichtsmaßregeln, so sehr er sie im Ganzen billigen mußte, schwerlich gefügt, und dem Wunsche widerstanden haben, der sich immer bestimmter in seiner Seele entwickelte, nach Kossenitz zu eilen, Bertha wieder zu sehen, und sie von seinen Absichten zu unterrichten, wenn die unaufhörlichen Fehden des Herzogs, in welche ihm zu folgen Pottendorfs Pflicht war, ihm

erlaubt hätten, sich für längere Zeit aus Österreich zu entfernen.

Nun war endlich der Böhmische und Kärnthnerische Krieg glücklich und siegreich geendet, der Herzog kehrte nach Wien zurück, und Pottendorf eilte in seinem Gefolge mit ihm auf das Kahlenbergerschloß. Sie traten unvermuthet in den großen Erkersaal, der die schöne Aussicht both. Die Fürstinnen gingen dem geliebten Sohne und Bruder entgegen, hinter ihm trat Ulrich ein, und sein erster Blick entdeckte am fernsten Ende des Gemachs eine zarte Frauengestalt, die bey des Fürsten Eintritte sich ehrerbiethig von ihrem Nähtische erhoben hatte. Wuchs, Haltung, vor allem die nonnenhafte Tracht, riefen eine theure Vermuthung in ihm hervor. Sie war es, es blieb kein Zweifel, und daß die Farbe ihres Gewandes die der tiefsten Trauer war, ließ ihn den ganzen Zusammenhang errathen. Der Großvater war todt, und die ganz Vereinsamte zu ihrer fürstlichen Beschützerinn zurückgekehrt. Auch sie hatte Ulrich auf den ersten Blick erkannt, er sah sie erzittern, und sich mit Anstrengung an einer Stuhllehne halten, um nicht umzusinken. Wie gern wäre er hingeeilt, wie gern hätte er ihr alles gesagt, was ihm sein Herz eingab!

Nicht bloß die Gegenwart der fürstlichen Personen, auch ein Rückblick auf die Unsicherheit seiner Aussichten hielt ihn ab. Die Begrüßungen des Herzogs waren nun geendet, Theodora erblickte Pottendorf, und eine freudige Bewegung ging über ihre Züge. Sie stellte ihrem Sohne ihr neues oder wiedergewonnenes Hoffräulein vor, und Ulrich sah sich sogleich von Bertha mit so viel Offenheit und Wärme begrüßt, daß dieß unbefangene Betragen auch ihm zum Theil seine erschütterte Fassung wieder gab. Er hatte recht vermuthet, sie war ganz verwaiset, und stand im Begriffe, ihren längst genährten Vorsatz auszuführen, und den Schleyer zu nehmen. Das war es auch, was ihrem Benehmen gegen ihn jene Ruhe gegeben hatte, die ihm halb wohl that, und ihn halb kränkte, weil er eine Änderung ihrer Gesinnung, eine eingetretene Kälte hinter dieser Ruhe zu finden fürchtete.

Er wurde allmählig nachdenklich, dann düster, und ergab sich bald dem Gedanken, der ihn seit dem Unglücke seiner Ehe schon oft verfolgt hatte, daß er eigentlich nicht geschaffen sey, einer Frau wahre dauernde Liebe einzuflößen. Bertha bemerkte seinen Trübsinn, sie konnte die Quelle desselben nicht errathen; aber er ward

ihr eine Aufforderung, alle ihre Freundlichkeit aufzubiethen, um die Wolken von des Mannes Stirn zu verscheuchen, den sie im Heiligthume ihres Herzens verehrte, den sie zwar nie besitzen, den sie aber mit frommer Liebe lieben, und was in ihren Kräften stand, zu seinem Glücke beytragen durfte. Ihre Bemühungen gelangen, wußte Ulrich gleich nicht zu erklären wie? Waren seine Zweifel über Berthas wahre Empfindungen gleich noch nicht gelöset, so übte doch der stille Zauber, der aus der unbefangenen Heiterkeit ihres reinen Gemüthes und aus ihrer hohen Verehrung für ihn hervorging, eine unentfliehbare Gewalt über ihn. Ihm ward wohl an ihrer Seite, wohl, wie ihm lange nicht gewesen. Es war nicht die berauschende Seligkeit, die ihn oft in Melisendens Nähe hingerissen hatte, es war nicht jene alles beherrschende Leidenschaft, die ihn über Fehler und Fehltritte blind machen konnte, aber es war schöner, beglückender als Beydes, und er gab sich ohne Rückhalt diesen sanften Einwirkungen hin.

Es war sein Vorsatz, diesen Besuch zu wiederhohlen, und wenn früher eine angenehme Erinnerung und ein dankbares Gefühl ihm Berthas Bild mit frischen Farben zurückgerufen, und

ihm eine freundliche Zukunft hatte hoffen lassen, so fühlte er sich jetzt mit der stillen Sehnsucht zu ihr gezogen, mit der der Kranke seines Arztes harrt, weil er Linderung und Wohlthat von ihm erwartet. Er kam noch ein Paar Mahl auf die Witwenburg, er fand jedes Mahl die gleiche Aufnahme und Behandlung, und schied jedesmahl mit der festen Überzeugung, daß Berthas Besitz ihn sehr glücklich machen würde, und mit dem festen Entschlusse, seine Angelegenheit in Rom thätiger betreiben zu lassen, deren Aufschub ihm, je theurer ihm Bertha wurde, je beunruhigender dünkte.

Aber noch sollte er nicht sobald an das Ziel seiner Hoffnungen gelangen. Aus Ungarn liefen immer bestimmtere Nachrichten von den Kriegsrüstungen König Bela's ein, und obwohl auch diese mit einer Art von Heimlichkeit betrieben wurden, konnte doch kein Zweifel statt finden, daß sie gegen Niemand anders als gegen den alten Feind, Herzog Friedrich, gerichtet waren. Dieser vernahm die Bestätigung dessen, was er längst vermuthet hatte, mit kriegerischer Freudigkeit, und betrieb eben so heimlich wie sein Nachbar, aber mit größerm Nachdruck in dem blühenden, von keinen feindlichen Horden ver-

wüsteten Lande, die Rüstungen zum Kriege gegen Bela. Alle seine großen Vasallen, Künring, Pottendorf, der Herr von Lichtenstein, der treue Preußl, und viele Andere aus Steyermark und Krain, fanden jetzt jeder auf ihren Burgen genug zu thun, und der Herzog selbst ging ihnen mit seinem Beyspiele auf den Gütern, die er sein eigen nannte, voraus. Bald war in den verschiedenen Theilen von Österreich, Steyermark und Krain ein bedeutendes Heer gerüstet und schlagfertig, und wartete, bis der Befehl des Herzogs ihm die Zeit und den Ort, sich zu sammeln, bestimmen würde. Als alles wohl bereitet war, um den Feind zu überfallen, und den Vortheil des Angriffs für sich zu haben, eilte Friedrich, von Pottendorf und einigen andern Rittern begleitet, auf das Kahlenbergerschloß, der Mutter und Schwester seinen Entschluß zu eröffnen.

Die Herzoginn saß mit der Tochter und ihren Hoffräulein, worunter sich Bertha befand, im großen Saale, als der Herzog mit seinem Gefolge eintrat. Das Feuer seines strahlenden Auges, das höhere Leben, das sich in seinen Zügen, seiner Haltung aussprach, ließ die Mutter sogleich auf etwas Wichtiges und nicht Unangenehmes schließen, das er ihr anzukündigen kam.

Auch waren kaum die ersten Grüße vorüber, als der Herzog die Mutter bath, mit ihm und der Schwester in ein Seitengemach zu treten, weil er ihnen Wichtiges zu eröffnen habe. Margarethe schaute ihn an, ihre ahnende Seele errieth die blutigen Gedanken, welche seinen Geist beschäftigten. Sie hatte ihn in den letzten Jahren, seit sie um ihn gelebt, nur zu genau kennen gelernt, und ein düsteres Gefühl bemächtigte sich ihrer. Stumm folgte sie der Mutter und ihm.

Ich bin hier, meine theuren Lieben, um mich von euch zu beurlauben, hub er an.

Bestürzt sah Theodora ihn an, Margarethe seufzte tief auf, ihre Ahnung war erfüllt.

„Bela denkt mich mit Krieg zu überziehen, ich weiß es.“

Woher? Es ist Ruhe und Frieden in Ungarn. Bela hat zu viele Wunden auszuheilen, antwortete Theodora.

„Glaubt das nicht, Mutter! Wunden zu heilen gäbe es wohl, mehr als genug; aber daran denkt der König und sein Ohrenbläser, der Frangepani, nicht. Du verzeihst, sagte er, indem er sich spöttisch gegen Margarethen wendete, daß ich so von deinem ehemahligen Buhlen rede.“

Er ist dir völlig preisgegeben, antwortete diese ernst und kurz.

„Also weiter. Ich weiß, daß Bela sich zum Kriege bereitet, und ihr erinnert euch wohl Beyde, daß ich es längst ahnete, und mit euch darüber gesprochen habe.“

Es war von Möglichkeiten, von Wahrscheinlichkeiten damahls die Rede, antwortete Theodora.

Sie sind zur Gewißheit geworden, entgegnete Friedrich: Ihn wurmen die drey Comitate, die ich besetzt halte, bis er mich bezahlt hat — oder auch länger, wie es eben kommt, fügte er lächelnd hinzu.

Sohn! Sohn! entgegnete Theodora: Nie hat es mir einleuchten wollen, daß du diese Länder an dich reißen, sie ihrem rechtmäßigen Fürsten, dem sie durch Erbrecht und Stammessitte gehören, entfremden wolltest —

Mutter! antwortete Friedrich, und seine Miene wurde sehr finster: Ihr wißt, ich ehre euch kindlich, und eure Meinung war mir werth, und wurde befolgt, wenn es irgend mit höhern Rücksichten vereinbar war. Aber über die Plane, die ich mit meinen Staaten vorhabe, und über die Mittel, die ich wählen muß, um hier an mein großes, glänzendes Ziel zu gelangen, über die-

se — verzeiht, Mutter! — muß und werde ich allein entscheiden.

Du hast, nahm Margarethe sanft das Wort, da Theodora verletzt schwieg, doch manchmahl einen treugemeinten Rath von mir angenommen.

Das ich nicht wüßte! erwiederte Friedrich rasch: Und wenn ich es einmahl gethan, so thue ich es nicht wieder. Kurz und gut, ich bin nicht hier, um Rath zu hohlen, oder mich zu rechtfertigen. Was ich beschlossen, bleibt beschlossen, und ich komme bloß, um euch davon in Kenntniß zu setzen, fuhr er mit schneidendem Tone fort. — Die Frauen schwiegen.

Eine Weile sprach Niemand. Friedrich mochte fühlen, daß er zu hart geredet. Er begann mit mildern Worten: Ihr wißt, Mutter und Schwester, wie oft ich mit euch über diesen Bela gesprochen, der noch immer nicht vergessen kann, daß sein eigenes Volk mich statt seiner zum Könige haben wollte. Das ist der Grund seines Hasses. Er ist nun wieder auf dem wankenden Thron seiner Väter befestigt, und die erste Stimme, der sein Gemüth mit Begierde lauscht, da wo tausend andere um Hülfe, um Abwehrung dringender Noth schreyen, ist die des Hasses und der Rache. So hat er jetzt ein bedeutendes Heer im

Stillen gesammelt, und ich weiß, er denkt mich nächstens zu überfallen.

Bist du auch sicher, wandte Theodora ein, daß deine Kundschafter die strenge Wahrheit berichtet haben?

„Das bin ich, Mutter, und ich weiß auch, welche Künste der Überredung und Verführung angewendet wurden, um die Bewohner der Gegenden von Ungarn, die jetzt mir unterworfen sind, gegen mich aufzuhetzen. Genug, ich muß und werde allen diesen geheimen Ränken ein Ende machen, indem ich ihm zuvorkomme, und wie der Blitz aus heiterem Himmel auf den Unverwarnten fallen werde."

Du denkst also keinen Herold zu senden, dem Könige, der dich in Freundschaft glaubt, nicht abzusagen, wie es bey ehrlicher Fehde ziemt? fragte Theodora bedenklich.

Wer hat denn mir abgesagt, fiel ihr Friedrich rasch in die Rede, indem der Purpur des Zornes seine Wangen färbte, als Herzog Ulrich von Kärnthen mir im Rücken in Steyermark einfiel, wie er mich mit den Böhmen beschäftigt glaubte?

Das war ein Anderer, aber nicht Bela —

„Thut nichts, es ist Einer wie der Andere, und ich habe ziemlich sichere Spur, daß es auf

Bela's Antrieb geschehen. Genug, was man sich gegen mich erlaubt, erlaube ich mir auch gegen Andere; die Schalen müssen gleich stehen, und ich will nicht der zahme Thor seyn, auf dessen Gewissenhaftigkeit jeder frech sündigen zu dürfen meint. Schlagen sie Alle auf mich, so erwehre ich mich ihrer Aller. Noch hat keine meiner Fehden mir Schaden gebracht. Noch hat kein Gegner mir ein Stückchen Erde entreißen können. Wie Ismael in der Wüste, soll meine Hand gegen Jedermann seyn, wenn Jedermanns Hand gegen mich ist. Dazu fühle ich mir die Kraft und die Lust."

Durch solche Gesinnungen, nahm Margarethe das Wort, kannst du dich wohl von deinen Nachbarn fürchten machen; dich ehren, dir vertrauen wird man nicht.

„Was liegt daran? was soll mir Ehre und Vertrauen? Wahrlich, Schwester, es wundert mich, dich so sprechen zu hören, dich, die am Hofe des schlauen Friedrich wohl tiefer in die Karten der Welthändel schauen konnte. Furcht und Hoffnung sind die einzigen Hebel, die die Menschen, und durch sie die Begebenheiten regieren. Wer von mir nichts zu hoffen hat, muß vor mir zittern.

So allein kann ich auf ihn wirken, und ihn nach meiner Absicht benützen."

Eine trostlose Meinung! seufzte Theodora.

Zum Glücke glaubt der Bruder selbst nicht recht im Herzen daran, erwiederte Margarethe: Er weiß doch, daß Triebe und Gesinnungen im Menschen liegen, die sich im Nothfall über Furcht und Hoffnung erheben, und ihn zu etwas Besserm leiten können.

„Ja, ich gestehe dir, ich dachte einst so. Das ist vorbey. Die Menschen haben mich zu feindselig behandelt; gerechte Erwartungen sind zu oft getäuscht, ehrenvolles Vertrauen ist zu oft mißbraucht worden. Jetzt kenne ich sie ganz. Ihr Thun und Treiben in allem seinen Schmutze und seiner Selbstsucht liegt klar vor meinen geöffneten Augen. Jetzt sey Krieg, und wenn es seyn muß, ewiger Krieg zwischen mir und allen jenen, die im Lande oder außer demselben mir zu widerstreben wagen. Ich habe den Krieg nicht zu scheuen, der Sieg war immer an meine Fahnen geheftet."

Denke jenes ersten Versuchs auf Ungarn, mein Sohn! Damahls hatte der Sieg deine Banner nicht begleitet, sagte Theodora.

Eine unwillige Regung mahlte sich in Frie-

drichs Zügen. Das war Verrath und Feigheit einiger Wenigen, sagte er: Ich habe sie bestraft dafür, sie haben mich fürchten gelernt; jetzt bin ich ihrer sicher. Und jetzt gehe ich auch, jene einzige Scharte, die an dem glänzenden Schilde meiner Thaten dunkelt, auszuwetzen. Ich werde den Bela überfallen, niederwerfen, und zwingen, mir die Comitate im Friedensvertrage abzutreten. Dann, Mutter, sind auch eure Zweifel beschwichtigt, fügte er freundlicher lächelnd hinzu, indem er ihr die Hand reichte — und somit zürnt mir nicht mehr, und gebt mir euren Segen, daß ich unter dessen Schutze gegen die Feinde ziehe!

Bey diesen Worten ließ er sich auf ein Knie vor der Mutter nieder, und beugte das sonst so stolze Haupt ehrerbiethig vor der Matrone. Margarethe aber blickte ihn an, sie sah diese männlich schöne Gestalt in der Blüthe des Heldenlebens, die goldenen glänzenden Locken in reichen Ringeln um die Schultern verstreut, während die Hände der Mutter auf seinem Haupte ruhten, und ihr bethendes Auge den Segen des Himmels über den geliebten Sohn herabflehte; sie sah diese edlen Züge voll Kraft und Feuer, jetzt noch durch ein kindlich frommes Gefühl verschönert; und auf einmahl fuhr wie ein scharfer Dolch der Gedan-

ke durch ihren Geist: Und wenn dieß Alles in der ersten Schlacht dem Tod verfiele? Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihre Brust, ihre Thränen brachen unwillkührlich hervor, sie wollte, um sie zu verbergen, aus dem Zimmer eilen; aber Friedrich, der sich in diesem Augenblicke erhob, gewahrte es, und rief ihr zu, warum sie ihn verlasse? Sie wandte sich um, und zwang sich, die Thränen zurückzuhalten. Was hast du? fragte er, und schaute sie ernst an: Bewegt dich der Abschied von mir so sehr? Es ist ja nicht das erste Mahl, daß du mich zu einer Fehde ausziehen siehst? Es soll, setzte er nach einer kleinen Pause fest und beynahe gewaltsam hinzu, nicht zum letzten Mahle seyn! — Gewiß! gewiß! rief Margarethe, die in diesem Augenblicke ahnete, was in des Bruders Gemüthe vorging, und sich, unfähig ihren Schmerz zu bezwingen, an seine Brust warf. — Ja, ich werde, ich muß dich wiedersehen, fuhr sie mit strömenden Thränen fort: Habe Geduld mit meiner Weichheit! Ach ich habe gar zu viel Trauriges erlebt!

Er drückte sie herzlich an seine Brust. Diese plötzliche Wendung des Gesprächs hatte alle drey anders und düsterer gestimmt. Noch einmahl wandte er sich dann an die Mutter, die ihm ernst

und schweigend die Hand drückte; dann riß er sich, ohne zu sprechen, von Beyden los, und eilte voran in den Saal. Die Frauen folgten. Er winkte den Rittern, mit ihm aufzubrechen. Pottendorf ließ Bertha's Hand, mit der er in der Vertiefung eines Bogenfensters gestanden, schnell und betroffen los; denn er sah den düstern Ernst auf seines Herrn Zügen. Nur noch ein Lebewohl flüsterte er Berthen zu; die andern Ritter brachen eben so rasch auf, sich in Eile bey den Fürstinnen beurlaubend, und schnell war der ganze Zug verschwunden. Gleich darauf erschallte das Getrappel der Pferde unter dem Thorwege der Burg. Theodora und Margarethe eilten ans Fenster, Bertha und die beyden andern Hoffräulein folgten ihrem Beyspiele. Jetzt sprengte der Herzog aus dem Thore, die Ritter ihm nach. Pottendorf allein schaute noch einmahl empor, ein letzter Blick Bertha's begegnete dem seinen, und versicherte ihm, daß sie wohl behalten, was er ihr in diesen letzten wichtigen Augenblicken gesagt. Ihn hatte beym Abschied von dem frommen Kinde das Herz überrascht, er hatte es nicht vermocht, von ihr dahin zu gehen, wo vielleicht der Tod seiner wartete, ohne ihr seine gegründeten Hoffnungen auf die Freyheit seiner Hand, und seine

Wünsche in Rücksicht ihrer, wenn jener Erfolg gesichert seyn würde, zu eröffnen. Das hatte Bertha nicht erwartet. Entsagend und zufrieden in dieser Entsagung war sie ihren Weg gewandelt, ohne je auf eine Verbindung mit dem Gegenstande ihrer stillen Neigung zu hoffen, ja ohne sie nur für möglich zu halten, und alles Glück, wornach sie strebte, war die Beruhigung, daß ihr Umgang dem Geliebten zu Erheiterung und Trost diene. Erschrocken hörte sie nun, was der Ritter ihr entdeckte; eine Welt von neuen Gedanken, Empfindungen, Hoffnungen und Besorgnissen stürmte auf einmahl auf sie ein, sie erblaßte und glühte gleich darauf im höchsten Purpur der Freude und Verlegenheit, die Sprache versagte ihr, und sie brach in Thränen aus.

Um Gotteswillen, Fräulein! rief Pottendorf: Was ist das? Sollte meine Aufrichtigkeit euer Mißfallen erregt haben? Habe ich die Güte, mit der ihr mich bisher behandelt habt, mißdeutet?

Sie zog das Tuch von den strömenden Augen, sie blickte ihn an, und reichte ihm stumm die Hand. Aber das, was ihre nassen Blicke, was der schüchterne Druck ihrer Hand ihm sagte, löste schnell und freudig alle seine Zweifel. Er war ge-

liebt, er war erhört. Auch ihn überwältigte sein Gefühl, er führte ihre Hand an seine Lippen, ruhte eine Weile darauf, und ließ seine Blicke, seine entzückten Mienen allein ihr sagen, wie glücklich er sich durch sie fand. Nach und nach fanden Beyde Worte für ihre stille Seligkeit. Erinnerungen an eine wehmüthige Vergangenheit, Blicke in eine heitere Zukunft, ängstliche Abschiedsgefühle der neuen Braut beschäftigten noch die Liebenden, als plötzlich die Thüren des Nebengemachs aufflogen, und der rasche Eintritt des Herzogs mit den beyden Fürstinnen, und sein Befehl an die Ritter, ihm zu folgen, das angelegene Gespräch unterbrach. Aber kaum waren die letzten Reiter aus den Blicken der nachschauenden Frauen verschwunden, da eilte Bertha zur Herzoginn, warf sich vor ihr nieder, und berichtete ihr in heftiger Bewegung und unter heißen Thränen, von denen sie selbst kaum wußte, ob die Freude über Pottendorfs Erklärung oder der Schmerz der Trennung sie ihr auspreßte, alles, was zwischen ihr und dem Ritter so eben vorgegangen war.

Mit wehmüthiger Zufriedenheit hörte die Fürstinn sie an, dann sagte sie: Ich danke Gott, der mir in einem so traurigen Zeitpunct, wo so

bange Besorgnisse mein Herz erfüllen, eine Blume der Freude hat finden lassen. Gott segne dich, mein Kind, und den braven Mann, der dich erwählt! Du bist die zweyte Braut, die er sich aus diesem Schlosse hohlt. Ich wünsche, und habe alle Ursache zu glauben, daß er es dießmahl besser getroffen hat, als das erste Mahl. Du bist fromm und bescheiden; er ist ein wackerer Ritter, ein guter Mensch. Gott wird euch nicht verlassen! So sagte sie, legte die Hand segnend auf Berthas Haupt, und die Erinnerung an so manches, was geschehen war, seit Ulrich sich Melisenden in eben diesem Gemache von ihr erbethen, und was den Augenblick vorher vorgegangen, als sie eben so wie jetzt auf Berthas, die Hand segnend auf ihres einzigen Sohnes Haupt gelegt,—und zu welch ganz anderm Zweck! — überwältigte sie, und sie brach in Thränen aus. So wurde Berthas Verlobung mit Ulrich nicht freudig und glänzend, wie jene mit Melisenden, sondern mit Thränen der Wehmuth, aber mit frommer Ergebung und stiller Hoffnung gefeyert.

Der Herzog war nach Wien zurückgekehrt. An den Grenzmarken von Österreich und Steyermark sammelten sich die Banner seiner Lehens-

männer, und ein bedeutendes Heer stand ihm bereit. Es war sein früherer Vorsatz, damit sogleich in die von ihm besetzten Comitate Ungarns einzurücken, in welchen er schon längere Zeit alles zur Ausführung seines Planes vorbereitet hatte. In die Neustadt berief er die Anführer aller der Schaaren, die zum Ausrücken bestimmt waren. Hier wurde Kriegsrath gehalten. Manche bedenkliche Stimmen erhoben sich, welche dem Herzog widerrathen wollten, das Heer in und durch die Provinzen zu führen, wo ein Stamm anderer Art, anderer Sprache und Sitte, doch fester an dem vorigen Herrn, als an dem neuen Gebiether hing. Pottendorf, Künring, selbst Bernhard Preußl, der feurige Vollstrecker der feurigen Befehle seines Herrn, machten ihn darauf aufmerksam, daß die vor ihnen liegenden Flächen keine haltbare Stellung darböthen, und daß bey dem geringsten Vortheile, den der Feind über ihn erhalten könnte, er keine andere Möglichkeit vor sich habe, als sich hinter die Leytha zu ziehen. Daher vereinigten sich die meisten Stimmen dahin, nicht vorzudringen, sondern hier, hinter der Leytha, in fester Stellung, den Feind zu erwarten. Aber dieß war gegen Friedrichs Plane. Er wollte vorstürmen, den Feind überfallen, betäuben,

und schon dadurch besiegen. Seine feurigen Worte, die Überzeugung des gewissen Sieges, die aus seinen begeisterten Zügen sprach, noch mehr der so deutlich ausgesprochene Wunsch des Herrschers, der ja überall als Befehl gilt, riß endlich die Schwankenden mit sich fort, und einmüthig wurde beschlossen, über die Leytha zu setzen, den Feind zu überfallen, und den Krieg auf ungarischer Erde auszufechten, die dann wohl für immer und unter vollgültigem Rechtstitel mit Österreich zu verbinden, dem Sieger nicht schwer werden würde.

So wurden nun alle Anstalten zum Aufbruche gemacht, und der Herzog ordnete die Vertheilung der Schaaren und ihrer Anführer. Er selbst, und zunächst unter ihm Heinrich von Lichtenstein, führten den Oberbefehl über das ganze Heer, und standen beym Mitteltreffen. Auf den Flügeln die beyden Preußl, Pottendorf und Künring. Auch Offterdingen hatte sich auf seines Herrn Geboth schnell und freudig mit einer wohlgerüsteten Schaar eingefunden. Bisher hatte er vergnügt in Juttas Armen, die ihm bereits ein Paar wackere Knaben geboren, auf seiner Feste Emerberg gelebt, und jetzt, im Lager bey Neustadt angekommen, bath er sichs von seinem Herrn als

eine Gnade aus, daß er mit seinen Leuten im Mitteltreffen angestellt werden, und unfern von der Person des Herzogs bleiben dürfe. Friedrich bewilligte es freundlich, es war ihm ein Beweis von des Sängers treuer Anhänglichkeit, und bald nach Offterdingens Einrücken waren auch allmählig alle Banner zusammengerückt, und der Herzog konnte von der Zinne seiner Burg, wo das ganze Heer beysammen, und auf der Fläche hinter der Neustadt, gegen Neunkirchen zu, im Lager stand, mit Siegeslust und Siegeszuversicht diese gewaltigen Streitkräfte überschauen. Am folgenden Morgen sollten sie aufbrechen, und in des Feindes Land vordringen.

Am Abende dieses Tages saß der Herzog auf dem hohen Söller seiner Burg, der ihm die freye Aussicht über die Fläche, auf der sein Heer gelagert stand, auf die Gebirge zu beyden Seiten, und mitten hinein gegen den Leythastrom, und die weiten Flächen des fruchtbaren Ungarns, gewährte. Einige seiner Großen, Offterdingen unter ihnen, standen um ihn, wie er auf seinem goldenen Lehnstuhle saß, der Sonne gegenüber, welche eben jetzt hinter dem dunkeln Rücken der langen Wand hinabsank. Es war ein wunderschöner Sommerabend. Nur wenige zarte, röthliche

Wolken schwammen wie leichte Rosenschleyer durch die tiefblaue Luft, hinter den Bergen glühten die letzten Strahlen der Sonne herauf, und ein Meer von goldenem Licht umfloß ihre waldbedeckten Häupter, hinter denen allen das Riesenhaupt des Schneebergs sich erhob, auf dessen kahlem Scheitel, wie auf dem eines Ahnherrn aller dieser niedrigen Höhen, Schnee im Abendscheine glänzte. Linker Hand schimmerten von fern die festen Burgen Sebenstein und Pütten von ihren Anhöhen herab, näher um die Stadt breiteten sich Felder und anmuthige Auen aus, und von der Seite gegen Ungarn her schimmerten die Zelte des weitgedehnten Lagers, und die aufgepflanzten zahlreichen Banner, die der Abendwind rauschend bewegte. Der glühende Schein überstrahlte des Herzogs Gestalt. Sein reich mit Gold durchwirktes Oberkleid, und die Fülle seiner Locken, auf Schultern und Brust herabrollend, gaben in dieser Beleuchtung seinem königlichen Wuchse, seinen eben so edlen als feurigen Zügen etwas überaus Herrliches, und mit Bewunderung schauten ihn seine Ritter, wie er im Gefühle seiner Würde und Macht, das schöne vor ihm ausgebreitete Land, sein Land, das ihm gehorchte, das sein Arm schützte, mit Wohlgefallen betrach-

tete, und mit ihnen über die Vorzüge seines Erbreiches, über die Streitkräfte, die dort vor ihm ausgebreitet waren, und über den bevorstehenden Angriff auf Bela sprach. Vor allen betrachtete ihn Offterdingen mit steigender Lust; des Sängers Herz entglühte, Vieles bewegte sich in seinem Geiste, leise Stimmen erklangen, Worte, Zeilen reihten sich an einander, es trieb ihn eine innere Gewalt, er eilte fort, hohlte sich seine Laute, und bath den Herzog um Vergunst, ihm ein Lied zu spielen. Dann streckte er sich auf den Schämel zu seines Herrn Füßen hin, griff in die Saiten und sang, indem er sein Gesicht gegen die Berge und das Gluthmeer hinter ihnen wandte, also:

Der Abend sinkt vom Himmel,
Wie ist es still und hehr!
Gleich einem Garten lieget
Das weite Land umher.

Hier thürmen sich die Berge,
Vertraut mit Sturm und Blitz,
Dort schauen stolze Burgen
Herab vom Felsensitz.

Und zwischen festen Städten,
Wo Thurmesspitzen glühn,

Da streckt, von Wild durchwimmelt,
Der Föhrenwald sich hin.

Und alles ist umflossen
Von rosig goldnem Licht,
So schön war es am Morgen,
Am heitern Mittag nicht.

Wozu die hohe Feyer,
Die Farbenpracht wozu?
Der Fürst des Tages sinket
Den Bergen scheidend zu.

Ein Held, hat er durchlaufen
Die Strahlenhelle Bahn,
Hat Alle rings gesegnet,
Und Allen wohlgethan.

Nun ist sein Werk vollendet,
Vollbracht des Tages Last,
Und Gold und Purpur decket
Die Stelle seiner Rast.

Er sinkt hinab, da breitet
Sich übers Land die Nacht;
Wo ist der Rosenschimmer,
Wo ist der Farben Pracht?

Verschwunden all, verschwunden,
Von Finsterniß bedeckt,
Bis es ein neuer Morgen
Zu neuem Glanze weckt.

Mit lebhaftem Vergnügen hatten die Ritter und der Herzog mit ihnen dem Liede zugehört; aber Friedrich war gegen das Ende ernster geworden, das Feuer seines Heldenblickes verdüsterte sich, die freudige Lebhaftigkeit seiner Züge ging in tiefes Nachsinnen über.

Ein schönes Lied, lieber Meister, sagte er endlich: Aber warum hast du seinen Schluß so ernst gemacht? Warum lässest du das herrliche Tagesgestirn in seinem Glanze, uns gleichsam wie am Rande seines Grabes schauen?

Offterdingen war aufgestanden, als der Herzog die Rede an ihn wandte, er sah den Fürsten an, und fühlte sich betroffen von dem überaus düstern Ausdrucke, den dessen Züge angenommen hatten. Schnell fielen ihm die Todesahnungen ein, die Friedrich schon so lange begleiteten, und eben so schnell und tief ergriffen ihn Trauer, Beschämung und gerechte Sorge, dem geliebten Herrn mißfallen, und jene unseligen Vorgefühle durch einen unüberlegten Sinn seiner Worte, zu dem ihn die Empfindung unbewußt fortgerissen, bestärkt zu haben. Eine gähe Purpurgluth bedeckte seine Züge, er versuchte es, etwas zu sagen, seine Lippen brachten nur unzusammenhängende Worte hervor, und sein ganzes

Wesen zeigte von Verwirrung und Schmerz. Friedrich ward dieß gewahr, er sah Offterdingens Angst, und schnell war die erste düstere Aufwallung besiegt. Freundlich klopfte er den Meister auf die Schulter und sagte: Sey nicht so ängstlich, lieber Heinrich! Wir zürnen dir nicht, und wissen gar wohl die Bilder, zu denen die Eingebungen deiner Muse dich hinreißen, von überlegten Andeutungen zu unterscheiden. Auffallend bleibt es aber doch, setzte er leiser hinzu, indem er sich zu Bernhard von Preußl wandte, der hinter seinem Stuhle stand, daß den Meister gerade heut der Sonnen-Untergang so ahnungsvoll an das Sterbelager eines Helden und Fürsten erinnern mußte.

Der Preußler war eben im Begriff, die Rede des Herzogs nach seiner ruhigen Ansicht verneinend zu beantworten, als ein bestäubter Reiter im schnellsten Trabe erblickt wurde, der von der Seite des Lagers her gegen die Stadt sprengte. Was ist das? Was gibts da? rief der Herzog, sprang auf, und sandte einen aus den Rittern fort, die ihn umgaben, um dem Bothen entgegen zu gehen. Es währte nicht lange, so kam der Abgeschickte mit dem Marschall Künring und jenem bestäubten Bothen wieder, der im Schloß abgestiegen war.

Die Bothschaft war von Herrn Heinrich von Lichtenstein aus dem Lager — eine zuverlässige Nachricht, daß Bela mit seinem Heere im Anzug sey, daß die Kriegsrüstungen der Deutschen ihn wahrscheinlich bestimmt hätten, seinen Plan zu verändern, und den Angriff des Herzogs nicht abzuwarten. In sechs und dreißig Stunden konnte er an der Grenze seines Reiches erscheinen. Friedrich ergrimmte, er hatte so fest darauf gerechnet, die Ungarn in ihrem Lande zu überfallen. Nun war nichts zu thun, als sie in der festen Stellung hinter dem Leythastrom zu erwarten. Schnell wurden die Feldobersten zusammen berufen, der Kriegsrath währte lange und war stürmisch, Friedrich wußte mit seiner Gluth und Ungeduld Viele zu beseelen, Andere zu schrecken. Aufbruch wurde beschlossen, morgen mit dem frühesten. Die Ungarn sollten ihn wenigstens in Schlachtordnung ihrer harrend finden, und wenn sie erst müde vom weiten Marsch noch nicht gesammelt und geordnet heranzögen, wollte er sich auf sie werfen, und sie so sicherer schlagen. So will ich, schloß Friedrich die feurige Rede, womit er, nachdem lange hin und her gesprochen, und über den besten Angriffsplan gestritten worden war, seine Gluth in die Seelen seiner Hö-

rer strömte — so will ich meinen Geburtstag, der übermorgen, am fünfzehnten Junius fällt, mit einem herrlichen Siege über den mir verhaßtesten aller meiner Feinde feyern. Hier die Mauern der treuen Stadt, worin ich an diesem Tage das Licht der Welt erblickt, die einst Zeugen meines Unglückes, aber auch meines Muthes gewesen, die mich öfters schon kämpfen gesehen, sollen nun auch schauen, wie ich diesen Bela in die Flucht jagen, und seine ganze Macht vernichten werde. Was kann er uns denn entgegenzusetzen haben, dieser arme Fürst, der erst durch den Muth und die Unterstützung einiger seiner Lehensmänner und der geistlichen Ritter wieder ein klein wenig das Haupt erheben kann, dessen Länder verwüstet, dessen Unterthanen erschlagen, oder von den Heiden in die Knechtschaft fortgeführt worden sind? Auf denn! Gebt keinen Zweifeln mehr Raum; die Sonne des morgenden Tages muß uns auf dem Wege zum Siege, die des nächstfolgenden als Sieger erblicken.

Dieser nächstfolgende Tag war angebrochen. Das österreichische Lager war unfern der Leytha aufgeschlagen; noch war es stille in demselben,

die Wachfeuer meist zur Gluth zusammen gesunken, nur der Schritt der einzelnen Wachen, die in ihrem Posten auf und nieder schritten, und hier und da das Gewieher eines Pferdes, das außer den Zelten angebunden stand, unterbrach das Schweigen. Noch schlief der Herzog auf seinem Lager, und ein unruhiger Traum schien ihn zu bewegen, als Künring in das Zelt trat, um ihn, seinem Befehle gemäß, vor Aufgang der Sonne zu wecken. Friedrich fuhr empor, er starrte den Marschall wild an, ohne ihn sogleich zu erkennen. Dann faßte er sich. Ach, bist du es, Künring? sagte er: Nun, wie stehts? Lassen sich die Ungarn schon sehen?

Die Sonne ist noch nicht herauf, erwiederte Künring, die Dämmerung eben gewichen, noch scheint Alles still.

So laß uns eilen, laß die Trompeten ertönen, die Mannschaft soll sich waffnen, und jeder Haufe sich zu seinem Banner sammeln.

Ihr seyd doch wohl, gnädigster Herr? fragte Künring, indem sein Blick sich besorgt auf den Herzog heftete.

Warum? Mir fehlt nichts.

„Euer Auge ist trübe, gnädiger Herr, und als ich ins Zelt trat, hörte ich euch im Schlafe stöhnen.“

Es ist nichts! Ein schwerer Traum! Ich war in der Schlacht, mein Roß stürzte, ich lag darunter, und konnte mich nicht emporarbeiten.

„Gnädiger Herr! Werdet ihr dem alten Diener, der schon eure Kindheit kannte, eine Warnung und Bitte zu gute halten?“

Was ists? Rede! antwortete Friedrich ungeduldig.

Ihr gönnt euch zu wenig Ruhe. Vorgestern kamen wir in der Neustadt an. Abends hieltet ihr Kriegsrath, der tief in die Nacht dauerte; gestern brachen wir mit dem frühesten Morgen auf, und lagerten hier, und ich hörte euch noch nach Mitternacht im Zelte auf und abgehen. Ihr seyd in voller Manneskraft, euer Blut rollt rasch, solch eine Lebensart muß es erhitzen, und von dieser Erhitzung kommen die schweren Träume, der verdüsterte Blick —

Meinst du? fragte der Herzog mit ungewissem Tone: Deine Absicht ist gut, und so will ich dir dein altes Weibergewäsch verzeihen. Mich dünkt, mein schwerer Traum und mein verdüsterter Sinn kommt wohl von etwas Anderm. Offterdingen ist ja mit uns gezogen? fragte er, plötzlich abspringend.

Ich habe ihn selbst mit seiner Schaar ins Lager einreiten sehen, er war einer der Letztern.

„Sein Lied, das er uns vorgestern sang, war schön, aber wunderlich.“

Ihr denkt dessen noch, gnädiger Herr?

„Es hat mich ergriffen. Er meinte es wohl nicht so, es war aber, als flössen die Worte ihm unwillkührlich von den Lippen.“

In dem Augenblicke tönte Trompetengeschmetter, und gleich darauf wurde es ringsum lebendig.

Das ist der Lichtenstein! rief Friedrich: Der denkt wie ich, und ist früh heraus.—Er rief seinen Dienern, sie kamen und waffneten ihn. Künring eilte zu seinen Schaaren, es ward überall rege und laut im Lager. Die Sonne ging über den unabsehbaren Ebenen auf, die sich hinter der Donau und Leytha gegen Osten hinstrecken, bald war das ganze Heer schlagfertig, und jeder Haufen unter seinem Banner gesammelt, der Befehle des Herzogs, oder eigentlich Lichtensteins, gewärtig, dem der Herzog die Ausführung dessen übertragen hatte, was er angeordnet.

Jetzt trat der Herzog aus seinem Zelte, ganz gewaffnet, das Visier aufgeschlagen, und sein etwas trüber Blick, den Viele, welche ihm näher standen, wohl bemerkten, klärte sich auf,

wie er die wohlgerüsteten Schaaren überblickte, denen Streitlust und Muth aus den Augen, aus der ganzen Haltung sprach. Nun ordnete Lichtenstein die Schlacht, und kaum stand jede Abtheilung an ihrem Platz, als eine aufwirbelnde Staubwolke jenseits des Stromes die Ankunft des ungarischen Heers verkündete. Lustig jubelten die Deutschen, die Trompeten schmetterten, die Rosse wieherten der Morgenluft entgegen, der Feind war da!

Bela hatte ebenfalls Kunde erhalten, daß die Österreicher schon bey Neustadt versammelt wären, er dachte ihnen zuvorzukommen, über die Leytha zu setzen, und sie zu überfallen. Ein unfreywilliger Schauer befiel ihn, als ein Bothe, von dem Führer des Vortrabs zurückgesendet, dem König meldete, die Deutschen stünden in Schlachtordnung hinter der Leytha aufgestellt. Es war nichts anders zu thun, als den Fluß in ihrem Angesichte zu übersetzen, oder sich zurückzuziehen. Halb war Bela bereits zum letzten entschlossen. Frangepani feuerte ihn an, vorzurücken, er stellte ihm den Triumph, den Hohn des Herzogs und seiner Deutschen vor, wenn das zahlreiche und wohlgerüstete Heer der Ungarn, ihren König an der Spitze, noch ehe sie den Kampf ver-

sucht, die Flucht ergreifen sollte. Bela ermannte sich, die Schaarenführer wurden versammelt, schnell Rath gehalten, und der Übergang über die Leytha im Angesicht des Feindes mit Muth und im Gefühle der Nationalwürde beschlossen. Friedrich freute sich ungemein, als er dieß vernahm; es war die erste frohe Regung, die seinen heut, er wußte selbst nicht wodurch, verdüsterten Sinn erheiterte. Die Ungarn rückten an. Sie fingen an den Fluß zu übersetzen. Ungehindert ließen Friedrich und Lichtenstein den größern Theil des Heers herüberziehen, und sich am Ufer aufstellen. Dann fielen sie sie an, die Ungarn kämpften tapfer, aber bald neigte sich der Sieg auf des Herzogs Seite, die Feinde wichen überall. Viele machten Anstalt, über die Leytha zurückzugehen. Lichtenstein drängte sie hart, endlich war der Kampf entschieden, die Ungarn geschlagen. Sie zerstreuten sich überall hin, und suchten ihr Heil in der Flucht. Der Herzog, in der Freude seines Triumphs, ließ sich von seiner Hitze hinreißen, selbst einen Trupp Flüchtlinge zu verfolgen. Es waren meist Kumanen, die wie die Parther gewohnt sind, im Fliehen zu kämpfen, und rückwärts weichend, ihre Pfeile abzuschießen. Ein ungarischer Ritter, den sein mit Gold besetz-

ter Pelz, der Reigerbusch des Calpaks, der prächtige Säbel als einen Vornehmen bezeichnete, und ein Paar Knechte befanden sich mitten unter diesen Heiden. Friedrich erkannte den Ritter nicht, denn der Staub der Schlacht hatte des Ungars Züge entstellt; er aber blickte einmahl im schnellen Ritte um, und erkannte an dem wallenden weiß und rothen Federbusch, an der Herzogskrone auf dem Helm, seinen eigentlichen Feind. Frangepani — denn er war es — hielt den dampfenden Rappen an, ein Sturm von streitenden Leidenschaften erhob sich in seiner Brust, der Herzog war beynahe allein, sein ungestümer Eifer hatte ihn jede Vorsicht vergessen lassen. Der Augenblick der Rache war da. Während der Schlacht hatte Frangepani, der Bitte des sterbenden Bruders eingedenk, das rachedürstende Herz bezwungen, und vermieden, mit Friedrich persönlich zusammen zu treffen. Aber jetzt? War es nicht, als lieferte ihn sein böses Geschick dem Feinde wehrlos in die Hände? Und dieser sollte zögern, schonen? Der Herzog war nun ganz nahe, er erkannte ebenfalls den Ungarischen Ritter, und wenn vorher der bloße Gedanke, einen Vornehmen aus den Reihen der Gegner zu fällen, ihn angetrieben hatte, den Fliehenden zu verfolgen, so jauchz-

te sein Inneres auf, wie er den Verführer der Schwester erkannte. Er rief ihm zu, er spornte hitzig sein Pferd, es brauchte nur eines Satzes, um Frangepani zu erreichen. Dieser hielt sogleich, und stand dem Angriffe, aber noch einmahl erschienen ihm des sterbenden Bruders Züge, sein bittendes Auge. Schon wollte er diesem willfahren, den dampfenden Rappen wieder umwenden zur Flucht, da traf der Pfeil eines Kumanen Friedrichs Streitroß mitten in die Brust. Von wüthendem Schmerz ergriffen stieg es empor, bäumte und überschlug sich sammt seinem Reiter, der zu Boden stürzte, und sich unter der Last des Pferdes nicht hervorarbeiten konnte. Dieser Anblick riß Frangepani über jede Bedenklichkeit hin, der Feind war ja schon besiegt, es bedurfte nur einen Stoß, und er war auch erlegt. Zitternd vor Rachelust und wilder Freude sprengte Frangepani hervor, rief dem Herzog, der sich eben aufzurichten bemühte, und dem der Helm entfallen war, zu: Kennst du mich, Friedrich? Ich zahle eine alte Schuld, und stieß ihm wüthend den Speer durchs Auge ins Gehirn, daß der Herzog mit einem Schrey zurückstürzte, und auf der Stelle todt niedersank. [4])

Frangepani, beynahe bestürzt über das un-

vermuthete Gelingen seines wilden Wunsches, blieb zu Pferde neben dem gefallenen Feinde stehen, und betrachtete mit einer Lust, die nicht ohne Grauen war, das Werk seiner Rache. Noch stand er, vergessend was um ihn geschah, als einige Reiter auf die Unglücksstelle zusprengten. Offterdingen war es, der sich in der Schlacht nie weit von dem Heren gehalten hatte, und der gewahr worden war, welcher Gefahr sich dieser in tollkühnem Muthe bloßstellte. So wie er sich Bahn durchs Gedränge machen konnte, eilte er, von Einigen aus seinen Leuten begleitet, dem Herrn nach, um ihn nicht hülflos zu lassen. Beynahe hatte er ihn erreicht, als jener Pfeil des Kumanen, des Herzogs Pferd traf. Das Übrige war das Werk weniger Augenblicke, und Offterdingen Zeuge des furchtbaren Ereignisses. Er sah den Herzog unterm Pferde liegen, Frangepani wüthend herbey sprengen, den Todesstoß führen, und wie ihn Offterdingen erreichte, war Friedrich schon verschieden. Starr stand der treue Sänger an der Leiche seines Herrn, den er zu retten sein Leben freudig hingegeben hätte; dann erhob er den Blick, betrachtete den Mörder und erkannte ihn. Schnell fiel ihm jene erste Zusammenkunft vor der Herberge an der Fischa ein; die

Ausforderung, die er ihm damahls zugerufen, und die noch nicht gelöset war. Frangepani! rief er ihm zu: Du bist mir noch Genugthuung schuldig. Erkennst du den Pilger von Fischament?

Frangepani schaute den Ritter wild an, und erkannte ihn. Jener Abend, die Erinnerung an seinen Bruder, stand auf einmahl lebhaft vor ihm; er erblaßte, ein unfreywilliger Schauer überfiel ihn.

Du hast meinen Herrn erschlagen! rief Offterdingen jetzt mit dem Tone des heftigsten Schmerzes: Du mußt von meiner Hand sterben! Wehre dich! Bey diesem Worte zückte er das Schwert, und sprengte gegen Frangepani. Dieser hatte sich rasch ermannt, und seine alte Kraft wiedergefunden; aber Offterdingen, von Schmerz und Treue, Rachgier und Ehre beseelt, ließ den Kampf nicht lange zweifelhaft. Frangepani stürzte unter seinen Streichen; die alte Schuld war ehrenvoll getilgt, der Herzog gerächt; aber das Leben kehrte nicht wieder in diese edle Gestalt, diese Augen öffneten sich nicht wieder dem Lichte, Österreich war verwaiset! Mit diesen Gefühlen warf sich Offterdingen bey dem Ermordeten nieder und ließ seinem Schmerze freyen Lauf, als ein anderer Haufe, Pottendorf an der Spitze, von der

Verfolgung des völlig geschlagenen Feindes zurückkehrend, heransprengte, um dem Herzog die Siegesbothschaft zu bringen. Sie kamen, und fanden seine Leiche.

Ein ungeheuchelter und tiefer Schmerz bemächtigte sich aller, die Zeugen des traurigen Schauspiels waren. Offterdingen erzählte mit wenig Worten, was geschehen, und zeigte ihnen den erschlagenen Frangepani. Pottendorf aber befahl, daß die Unglücksbothschaft vor der Hand dem Heere verheimlicht werden solle, damit der geflohene Feind sie nicht erfahre, vielleicht kühne Hoffnungen darauf gründe, und es wage, über die Schaaren, die ihn erst besiegt, jetzt, da des Fürsten Tod sie entmuthigt, herzufallen. So wurde die Leiche unter dem Wehklagen der Getreuen, welche sie umgaben, auf eine schnell geflochtene Bahre gelegt, und Offterdingen geleitete sie nach Neustadt, wo sie einstweilen beygesetzt wurde. Dann führte Lichtenstein das siegreiche Heer ins Lager zurück, und jetzt erst, wo der große Verlust, den sie erlitten, nicht mehr verheimlicht werden konnte, weil Alles nach dem Herzog fragte, wo er bleibe? wo er zuletzt gekämpft?—jetzt erst wurde die Trauerbothschaft bekannter, dämpfte schnell jede stolze Siegesfreude, und erfüllte jedes Herz

nicht bloß mit Kummer über den Tod des hohen Fürsten, sondern auch mit gerechter Sorge für das Schicksal des Landes, das er verwaiset, herrenlos, und von lüsternen Feinden umringt, zurückließ.

Am Abend kam Offterdingen bleich, erschöpft von seiner heiligen aber schmerzlichen Pflicht, ins Lager zurück. Er hatte die blutige Hülle des geliebten Herrn der Obsorge der frommen Geistlichen übergeben, er hatte den letzten Abschied von der theuren, einst so herrlichen Gestalt genommen, und sein Schmerz hatte während des Zurückreitens sich, wie alle Empfindungen seiner Brust, als ein Lied gestaltet, das er, als nun die Nacht den Schauplatz all der rühmlichen und schrecklichen Thaten, welche heute geschehen waren, mit ihrem Schleyer verhüllte, und nun kein Morgen mehr kam, der den Fürsten von Österreich auf seinem letzten blutigen Lager weckte, mit leisen Tönen vor seinem Zelte in die Laute sang. Bald sammelten sich einige der Ritter um ihn, horchten den traurigen Klängen, und empfanden mit dem Sänger noch einmahl allen Schmerz,

der sie bey der Nachricht von Friedrichs Tode ergriffen.

Breit den Mantel aus, o Nacht!
Senkt euch nieder, schwarze Schatten,
Hüllt in Finsterniß die Matten,
Löschet aus der Sterne Pracht!
Fürder soll kein Tag mehr scheinen,
Keiner unsern Jammer schaun,
Nur in Dunkelheit und Grau'n,
Erd und Himmel mit uns weinen!

O, was kann die Sonne sehn,
Wenn sie aufgeht diesen Fluren,
Als des Mordes blut'ge Spuren,
Und den Frevel, der geschehn!
Unsers Landes Fürst erschlagen,
Unser Stolz und unser Hort,
Wie der edle Siegfried dort
Auch durch einen bösen Hagen!

Warum mußt es also seyn?
Warum konnt' ich ihn nicht schützen,
Nicht für ihn mein Blut verspritzen,
Mich für ihn dem Tode weihn?
O wie gern wär' ich gestorben,
Für den theuern hohen Herrn!
O wie hätt' ich ihm so gern
Leben durch den Tod erworben!

Doch — Gott hat es nicht gewollt!
Und wir müssen still uns beugen,
Tief die Stirn im Staube neigen,
Ob die Thrän' auch bitter rollt.
Wenn noch etwas Trost mir spendet,
Ist es, daß mein gutes Schwert,
Das sich nie so treu bewährt,
Ihm den Mörder nachgesendet!

Und nun soll es künftig ruhn.
Traurig berg' ich's in der Scheide.
Was ist nach Verlust und Leide,
Wie das unsre, wohl zu thun?
Auch kein Lied will ich mehr singen
Und an meines Herren Gruft,
Still in stiller Grabesluft,
Soll mein Saitenspiel verklingen.

So hatte Friedrich der Streitbare, der letzte Fürst aus dem Hause der Grafen von Babenberg, sein Leben und seinen Stamm geendet, in dem Augenblicke, wo ein neuer Sieg ihn krönte, wo seine kühnsten Bestrebungen immer glücklicher gelangen, wo er die Hoffnung nähren durfte, noch weiter zu gelangen, und eine Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Es kam nun darauf an, seiner Mutter und Schwester den

traurigen Fall zu berichten, ehe das Gerücht es auf ungeziemende Weise that. Seine Großen beriethen sich deßhalb. Lichtenstein und Preußl waren im Lager nothwendig; Künring, der in der Schlacht verwundet worden war, fand sich nicht durch diese Wunde, die unbedeutend war, aber durch seinen Schmerz um den geliebten Herrn, der den bereits alternden Mann aufs tiefste beugte, außer Stande, diese Bothschaft zu übernehmen. Es wurde daher beschlossen, daß Pottendorf und Offterdingen reiten, und den Fürstinnen die Nachricht vortragen sollten, weil man von diesen beyden erwartete, daß sie den mißlichen Auftrag aufs schonendste und anständigste vollziehen würden. Die übrigen Ritter geleiteten, nach einer Verordnung, die sie den Herzog in frühern Tagen oft hatten aussprechen hören, seine Leiche nach Heiligenkreuz, wo sie an der Seite seiner ersten Gemahlinn, der geliebten Gertrud von Braunschweig, zur Ruhe bestattet wurde. Noch bewahrt das düstere Capitelgewölbe sein Grab, auf dem des Helden Gestalt, lebensgroß in Stein gehauen, ruht. Durch die Mißhandlungen der Türken, bey ihren Einfällen in Österreich, wurde das Bild schändlich verstümmelt, aber an der Wand ist ein Gemählde zu sehen, das ihn an

der Seite derselben Gertrud vorstellt, ganz gewaffnet, das Banner seines Landes im Arm, im Hintergrunde den Hergang seines Todes.

So vorsichtig Pottendorf sich seines traurigen Auftrages entledigte, so brachte er doch eine höchst nachtheilige Wirkung auf das Herz der längst durch Gram und Sorge gebeugten Mutter hervor. Sie vermochte nicht, den Schmerz zu ertragen, und den einzigen, so herrlichen Sohn zu überleben. Der mürbe Lebensfaden riß; acht Tage nach seinem Tode folgte sie ihm in jene Auen des Friedens, wo wahrscheinlich auch er endlich, nach so vielen Anstrengungen und Kämpfen, Ruhe fand. Noch ein Herz brach durch die Bothschaft seines Todes — Melisendens — die diese Nachricht unvorbereitet vernahm, und deren vielfach von Leidenschaften und Schmerzen aufgeriebene Kraft diesem schwersten Schlage des Geschickes nicht zu widerstehen vermochte. Nur kurze Zeit vorher hatte Emerichs blutiges Ende sie aufs heftigste erschüttert; die Nachricht von Friedrichs Tode vollendete, was so viele Ereignisse vorbereitet hatten, und sie, die in manchem Augenblicke gerechter Entrüstung und bitterer Klage

gegen ihn gewähnt hatte, ihn zu hassen, sie erkannte jetzt an dem unsäglichen Schmerz, womit sein Tod sie ergriff, wie heiß sie ihn noch geliebt, wie ihr Leben und Fühlen mit dem seinigen verwachsen war! Eine kurze Krankheit löfete die schwachen Fäden, womit dieser gequälte Geist an seiner morschen Hülle hing. Doch hatte eine aufrichtige Reue ihr so viel vom Himmel verdient, daß ihr Tod sanft und schmerzlos war, und ihre Schwestern hoffen konnten, daß der Frieden, welchen sie hier nie gekannt, sie jenseits beglücken werde.

Ihr Tod gab ihrem Gemahl die unbestrittene Freyheit, mit seiner Hand nach Belieben zu schalten, und er machte, sobald die Erschütterung, welche diese Nachricht in ihm trotz allem Vorhergegangenen erregte, und sein eignes Gefühl es ihm erlaubte, den Gebrauch davon, den die Leser errathen können. Er warb förmlich und mit großer Feyerlichkeit bey der verwitweten Königinn, welche nach Theodora's Tod den Schutz Bertha's übernommen hatte, um seine Braut; aber er führte sie dann still und geräuschlos in seine Burg. Die Zeiten, welche für sein Vaterland, und bald darauf auch für Deutschland anbrachen, erlaubten keinem Manne, der warm

für Beyde fühlte, sich fröhlichen Gefühlen oder Aussichten zu überlassen. Kaiser Friedrich zog Österreich als erledigtes Reichslehen ein, und setzte einen Grafen von Eberstein als Statthalter darüber. Alle nähern oder fernern Verwandten des verstorbenen Herzogs erhoben ihre Ansprüche an das verwaisete Land. Alle suchten sich Anhang darin zu machen, Einer es dem Andern zu entreißen. Die unglückliche Margarethe, nachdem sie Alles verloren, was ihr auf Erden theuer war, verließ das Vaterland, in welchem nur noch Gräber einigen Werth für sie haben konnten, begab sich nach Trier und nahm den Schleyer, ohne jedoch noch die Gelübde abzulegen. Nachdem Österreich noch lange der Spielball streitender Interessen gewesen; nachdem auch Kaiser Friedrich in Bann und Acht gestorben, sein Sohn Konrad ihm auf den Kaiserthron und bald ins Grab gefolgt war, und der letzte Hohenstaufe, jener von Mit- und Nachwelt betrauerte Konradin, durch einen Frangepani an seinen Feind Carl von Anjou verrathen, auf dem Blutgerüste geendet hatte, warf sich der böhmische Prinz Ottokar zum Herrn von Österreich auf, und suchte seine schwankenden Rechtsansprüche durch die Vermählung mit des letzten Babenbergers älte-

ster Schwester, mit der unglücklichen Margarethe, zu unterstützen. Sie zeigte den größten Widerwillen gegen eine Heirath, welche schon durch den Abstand der Jahre, der alternden Frau an der Seite des jugendlichen Fürsten, kein Glück versprach; aber die Stände des Landes drangen in sie, weil sie sich von dem muthigen Böhmenfürsten kräftigen Schutz und ein Ende ihres ungewissen Schicksals versprachen. Margarethe willigte endlich ein, sich für ihr Land zu opfern, sie reichte Ottokarn die Hand. Was sie vorhergesehn, ward erfüllt; er achtete ihrer nicht mehr, sobald er das Land, das sie ihm zubringen konnte, besaß; verstieß sie, und sie führte nun den Plan aus, den sie einst gehegt, die Burg Krumau in jener einsamen Wildniß zu kaufen. Sie ließ Pottendorf rufen, der in einer glücklichen Ehe bereits Vater mehrerer Kinder war, und sprach mit ihm über ihr Vorhaben. Gern trat ihr Ulrich ein Eigenthum ab, das ihm nur traurige Erinnerungen both, und Margarethe bewohnte fortan das einsame Schloß, bis der Tod ihrem vielgeprüften Leben ein Ende machte, und sie endlich nach so manchen Stürmen ihren Ruheplatz unfern vom geliebten Vater, in der Stiftskirche von Lilienfeld fand.

Österreich beseufzte unter dem harten Regiment Ottokars, und voll innerer Zwistigkeiten, in vergeblichem Schmerz den Verlust eines Herrschers wie Friedrich, den es dennoch, so lange er lebte, oft verkannt und sich öfters widerspänstig gegen ihn bezeigt hatte. Es theilte das Schicksal des deutschen Reiches in dieser schrecklichen, der kaiserlosen Zeit, bis endlich wunderbare Fügungen der Vorsicht eben jenen Grafen von Habsburg, dessen diese Blätter erwähnen, auf den Thron der Hohenstaufen führte, die Prophezeyung, die man von ihm erzählt, sich bewahrheitete, er mit weisem Sinn und fester Hand die verworrenen Zügel der Herrschaft über Deutschland ergriff, und auch über Österreich Tage der Ruhe und des Friedens herauf führte, in denen die alten Wunden heilen, und das zerrüttete Land wieder zu seiner vorigen Blüthe sich erheben konnte.

Anmerkungen.

1) Der Einfall der Mongolen in Ungarn, Pohlen und Schlesien, die Schlacht bey Liegnitz, mit allen ihren hier berührten Umständen, so wie Alles, was auf diese Begebenheiten in Ungarn Bezug hat — die Verwüstung der Länder, Bela's Flucht mit seiner Familie nach Österreich, der Mongolen Gesandtschaft an Herzog Friedrich, die Siege bey Ollmütz und Neustadt sind geschichtlich.

2) Die Fehde wegen der Waldecker, die Einnahme von Obernberg und Ebersberg, und Herzog Friedrichs Bruch mit Otto, sind geschichtlich.

3) Herzog Friedrich der Streitbare, der letzte seines Stammes, fiel durch einen Frangepani. Nicht lange darnach ward der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Conradin, von einem Frangepani in Italien an Karl von Anjou verrathen, und mit seinem Vetter Friedrich von Baden = Österreich, einem Seitenverwandten der Babenberger dem Tode auf dem Blutgerüste über-

liefert. Der letzte Frangepani aber fiel in Folge einer Verschwörung, die er unter Kaiser Leopold dem Ersten, in Ungarn angezettelt, in der Neustadt durch Henkers Hand.

4) Herzog Friedrichs Tod erfolgte ganz so, wie er hier geschildert ist, in der für ihn siegreichen Schlacht.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2445
P8F75
v.3-4

Pichler, Karoline
(von Greiner)
Friedrich der Streitbare